THOMAS MANN JAHRBUCH

Band 22

2009

Vittorio Klostermann · Frankfurt am Main

Thomas Mann Jahrbuch · Band 22

THOMAS MANN JAHRBUCH

Band 22

2009

Begründet von
Eckhard Heftrich und Hans Wysling

Herausgegeben von
Thomas Sprecher und Ruprecht Wimmer

VITTORIO KLOSTERMANN · FRANKFURT AM MAIN

Herausgegeben in Verbindung mit der Deutschen Thomas-Mann-Gesellschaft
Sitz Lübeck e.V. und der Thomas Mann Gesellschaft Zürich

Redaktion:
Ludwig Berger und Ruprecht Wimmer

Register:
Ludwig Berger

© Vittorio Klostermann GmbH Frankfurt am Main 2010

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere die des Nachdrucks und der Übersetzung. Ohne Genehmigung des Verlages ist es nicht gestattet, dieses Werk oder Teile in einem photomechanischen oder sonstigen Reproduktionsverfahren oder unter Verwendung elektronischer Systeme zu verarbeiten, zu vervielfältigen und zu verbreiten.
Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier ISO 9706
Satz: Fotosatz L. Huhn, Linsengericht
Druck: Hubert & Co., Göttingen
Printed in Germany
ISSN 0935-6983
ISBN 978-3-465-03624-1

Inhalt

Vorwort 7

Vorträge, gehalten am Weimarer Herbst-Kolloquium 2008

Irmela von der Lühe: *Lotte in Weimar* – Thomas Manns Goethe zwischen Dichtung und Wahrheit 9

Thomas Sprecher: Altersliebe als Entwürdigung und Grösse. Thomas Mann in Marienbad 23

Peter-André Alt: Von der Brauchbarkeit eines modernen Klassikers. Thomas Mann liest Schiller 45

Hermann Kurzke: Die Politisierung des Unpolitischen 61

Friedhelm Marx: „Durchleuchtung der Probleme". Film und Photographie in Thomas Manns Zauberberg 71

Sabina Becker: Jenseits der Metropolen. Thomas Manns Romanästhetik in der Weimarer Republik 83

Volker Wahl: Thomas Manns Weimarer Ehrenbürgerschaft von 1949 und der schwierige Weg dorthin 99

Philipp Gut: Goethe und/oder Hitler? Das „Binom Weimar-Buchenwald" im Werk Thomas Manns 117

Abhandlungen

Niels Hansen: Im Bannkreis Goethes. Zu den Reden Thomas Manns und Franz Böhms 1949 in Frankfurt 129

Ehrhard Bahr: „Nach Westwood zum Haarschneiden." Zur externen und internen Topographie des kalifornischen Exils von Thomas Mann . 157

Yahya Elsaghe: Die „Principe[ssa] X." und „diese Frauen –!". Zur Bachofen-Rezeption in *Mario und der Zauberer* 175

Armin Wishard: Der Briefwechsel zwischen Thomas und Katia Mann und Hans W. Rosenhaupt 1932–1947, Teil II 195

László V. Szabó: „Pannwitz gut." Die Beziehung zwischen Thomas Mann und Rudolf Pannwitz 245

Ivo Tartalja: Ivo Andrić und Thomas Mann 265

Ibuki Shitahodo und Eberhard Scheiffele: Bemerkungen zur Thomas-Mann-Rezeption in Japan. Am Beispiel literarischer und wissenschaftlicher Publikationen seit dem Zweiten Weltkrieg 279

Bibliographie

Gregor Ackermann und Walter Delabar: 7. Nachtrag zur Thomas-Mann-Bibliographie 293

Anhang

Siglenverzeichnis 305

Thomas Mann: Werkregister 307

Personenregister 311

Die Autorinnen und Autoren 323

Auswahlbibliographie 2007–2008 325

Mitteilungen der Deutschen Thomas-Mann-Gesellschaft, Sitz Lübeck e. V. 343

Mitteilungen der Thomas Mann Gesellschaft Zürich 345

Vorwort

Der vorliegende Band enthält die Vorträge, die 2008 beim Kolloquium „Thomas Mann und Weimar" gehalten wurden: Irmela von der Lühe: *„Lotte in Weimar". Thomas Manns Goethe zwischen Dichtung und Wahrheit;* Thomas Sprecher: *Altersliebe als Entwürdigung und Größe. Thomas Mann in Marienbad*; Peter-André Alt: *Von der Brauchbarkeit eines modernen Klassikers. Thomas Mann liest Schiller*; Hermann Kurzke: *Die Politisierung des Unpolitischen*; Friedhelm Marx: *„Durchleuchtung der Probleme". Film und Photographie in Thomas Manns „Zauberberg"*; Sabina Becker: *Jenseits der Metropolen. Thomas Manns Romanästhetik in der Weimarer Republik*; Volker Wahl: *Thomas Manns Weimarer Ehrenbürgerschaft von 1949 und der schwierige Weg dorthin*; Philipp Gut: *Goethe und/oder Hitler. Das „Binom Weimar – Buchenwald" im Werk Thomas Manns.*

Es schließen sich zwei Beiträge an, die Themen aus der Spätzeit behandeln: Niels Hansen: *Im Bannkreis Goethes. Zu den Reden Thomas Manns und Franz Böhms 1949 in Frankfurt,* und Ehrhard Bahr: *„Nach Westwood zum Haarschneiden". Zur externen und internen Topographie des kalifornischen Exils von Thomas Mann.* Dann folgt ein Artikel über Thomas Manns Bachofen-Rezeption: Yahya Elsaghe: *„Die Principe[ssa] X" und „diese Frauen"*, ferner Abhandlungen über Thomas Manns Verbindungen zu Zeitgenossen und zu seinem Nachwirken: der II. Teil von: Armin Wishard: *Der Briefwechsel zwischen Thomas und Katia Mann und Hans W. Rosenhaupt 1932–1947*; László V. Szabó: *„Pannwitz gut." Die Beziehung zwischen Thomas Mann und Rudolf Pannwitz*; Ivo Tartalja: *Ivo Andric und Thomas Mann*; Eberhard Scheiffele und Ibuki Shitahodo: *Bemerkungen zur Thomas-Mann-Rezeption in Japan. Am Beispiel literarischer und wissenschaftlicher Publikationen seit dem Zweiten Weltkrieg.*

Der *7. Nachtrag zur Thomas-Mann-Bibliographie* von Gregor Ackermann und Walter Delabar sowie die *Auswahlbibliographie 2008–2009* von Gabi Hollender und Thomas Sprecher beschließen das Jahrbuch. Wir danken den Autorinnen und Autoren für die Erlaubnis zum Abdruck ihrer Beiträge.

Die Herausgeber

Irmela von der Lühe

Lotte in Weimar – Thomas Manns Goethe zwischen Dichtung und Wahrheit

„Wo sollte *Weimar* jetzt sein, wenn nicht dort, wo *Sie* sind“ [1], schrieb der seit 1915 mit ihm befreundete Theologe Kuno Fiedler am 6. Januar 1939 an Thomas Mann und traf damit zweifellos, wiewohl unwissentlich, ins Zentrum des künstlerischen und des politischen Selbstverständnisses von Thomas Mann. In einem Interview mit der New York Times hatte dieser im Februar 1938 den später gern als kulturhegemoniale Selbstermächtigung inkriminierten Satz gesagt: „Where I am, there is Germany.“[2] Kuno Fiedler wird dieses Interview kaum gekannt haben. Ebenso wenig wie die „Tagebuchblätter“, die Thomas Mann in dieser Zeit anlegt und die zum Konvolut der Notizen für die Arbeit am Roman *Lotte in Weimar* gehören. In fast übereinstimmender Formulierung entwickelt Thomas Mann hier den Gedanken, dass Deutschland und die deutsche Kultur, und damit war nicht zuletzt das Erbe der Weimarer Klassiker gemeint, ihm nicht aberkannt und er aus ihm nicht vertrieben werden könne. In seiner Person, in seiner Sprache, in seinem Werke sei sein Deutschtum, sei deutsche Kultur repräsentiert.[3] Das war gerade nicht selbstüberheblich und anmaßend gemeint. Vielmehr ging Thomas Mann mit solchen Sätzen in die Offensive: Er widersprach mit ihnen der Behauptung der nationalsozialistischen Machthaber, sie repräsentierten das deutsche Volk und die deutsche Kultur. „Man ist nicht deutsch, indem man völkisch ist“ [4], hatte Thomas Mann im Februar 1936 im offenen Brief an Eduard Korrodi dem nationalsozialistischen Deutschland entgegengeschleudert. Was er in politischen Reden und Essays seit 1936, in Briefen und im Tagebuch bereits mit Beginn des Exils vertreten hatte, das legte er in seinem Roman *Lotte in Weimar* nunmehr Goethe in den Mund:

[1] Hans Wysling (Hrsg.): Aus dem Briefwechsel von Thomas Mann und Kuno Fiedler, in: B1TMG 11, 12 (1972), S. 5–37. Hier s. H. 11, S. 25.

[2] Vgl. Helmut Koopmann: Lotte in Amerika, Thomas Mann in Weimar. Erläuterungen zum Satz „Wo ich bin, ist die deutsche Kultur“, in: Wagner – Nietzsche – Thomas Mann. Festschrift für Eckhard Heftrich, hrsg. von Heinz Gockel, Michael Neumann und Ruprecht Wimmer, Frankfurt/Main: Klostermann 1993, S. 324–342.

[3] Der Wortlaut aus den „Tagebuchblättern“ findet sich in: Thomas Mann: Lotte in Weimar. Kommentar, hrsg. von Werner Frizen, in: GKFA 9.2, 613, nachfolgend zitiert als: Frizen, Kommentar.

[4] Thomas Mann: Offener Brief an Eduard Korrodi., in: XI, 788–793. Hier 792.

Sie mögen mich nicht – recht so, ich mag sie auch nicht, so sind wir quitt. Ich hab mein Deutschtum für mich – mag sie mitsamt der boshaften Philisterei, die sie so nennen, der Teufel holen. Sie meinen, sie sind Deutschland, aber ich bins, und gings zu Grunde mit Stumpf und Stiel, es dauerte in mir.[5]

Im herausgehobenen „siebenten Kapitel", dem großen monologischen Intimporträt Goethes in *Lotte in Weimar*, lässt Thomas Mann seinen Helden diese Sätze sagen; in der Fiktion wird Goethe zum Sprachrohr gegenwärtiger politisch-künstlerischer Selbstverständigungsbemühungen, aber zugleich werden die eigenen aktuellen Nöte in der Goethe-Nachfolge, in der fiktiven „unio mystica" mit dem großen Vorbild objektiviert. Nicht länger Thomas Mann, Goethe selbst spricht; und indem dieser im Roman die Ansichten seines Autors äußert, wird jene nationale Kulturtradition im Raume der Kunst *bewahrt*, deren Zerstörung mit der Etablierung des nationalsozialistischen Regimes programmatisch erfolgt war. Das raffinierte Spiel mit Dichtung und Wahrheit, das Thomas Mann in *Lotte in Weimar* treibt, verdankt sich einem tiefen Ernst, ja einer „fast tötlichen Bereitschaft"[6], eben der subversiven, aber zugleich radikalen ästhetischen und politischen Opposition gegen die Usurpation Goethes und der Weimarer Klassik durch die nationalsozialistische Ideologie und Politik.

Am 21. 10. 1936 hatte Thomas Mann Kuno Fiedler mitgeteilt, er notiere bereits „allerlei Weimariana, wobei ich mir Spaßhaftes ausdenke. Die Vorstellung, den ‚Mythos' einmal wirklich auf die Beine zu stellen und ins Leben zu rufen […] hat etwas sehr Aufregendes und Amüsantes, wofür es zu leben lohnt."[7] Einige Wochen später, am 13. November desselben Jahres, zwei Tage nachdem die erste Seite von *Lotte in Weimar* zu Papier gebracht worden war, heißt es ungefähr gleichlautend im Brief an die amerikanische Germanistin Anna Jacobson, er wolle sich „die phantastische Freude machen, Goethen einmal persönlich auf die Beine zu stellen […] Aber nachdem ich's mit 40 vermieden (beim *Tod in Venedig*, der aus der eigentlich erträumten Ulrike-Geschichte wurde) will ich's mir mit 60 lustspielmäßig gönnen."[8] Tatsächlich hat Thomas Mann in *Lotte in Weimar* von Beginn an den Versuch eines lustspielhaften

[5] Thomas Mann: Lotte in Weimar, hrsg. von Werner Frizen, GKFA 9.1, Frankfurt/Main: S. Fischer 2003, 327. Seitenangaben im laufenden Text beziehen sich auf diese Ausgabe.

[6] Thomas Mann an Erika Mann, Brief v. 23.1.1936. In: Erika Mann, Mein Vater, der Zauberer, hrsg. von Irmela von der Lühe und Uwe Naumann, Reinbek: Rowohlt 1996, S. 103.

[7] Thomas Mann an Kuno Fiedler v. 21.10.1936 (zit. Anm. 1) Heft 1, 1971. S. 19.

[8] Der Briefwechsel Thomas Mann – Anna Jacobson ist inzwischen gedruckt: Thomas Mann, Katia Mann – Anna Jacobson: ein Briefwechsel, hrsg. Von Werner Frizen. Frankfurt/Main: Klostermann 2005. (=TMS 34)

Gegenstücks zum *Tod in Venedig* gesehen, eine „intellektuelle Komödie“[9], die mit den Mitteln von Komik und Parodie der Problematik bedrohter Künstlerwürde zu begegnen versuchte. Lebens-, Werk- und Zeitgeschichte durchdringen sich dabei auf besondere Weise, lassen mithin das Verhältnis von Dichtung und Wahrheit zu einem „Vexierspiel“[10] mit beidem werden. Goethe-Verehrung und Goethe-Parodie, Bekenntnis zum eigenen Goethe-Kult und humorvolle Abrechnung mit ihm bestimmen Thomas Manns Roman, der auf eine vermutlich bereits 1932 entstandene Idee zurückgeht.[11]

In den ersten Monaten des Exils geplant, aber erst nach der Fertigstellung des dritten *Joseph*-Bandes in Angriff genommen, wurde das ursprünglich als Novelle geplante Werk knapp drei Jahre später, am 26. Oktober 1939, im amerikanischen Exil fertiggestellt. Dazwischen lagen lebens- und weltgeschichtliche Zäsuren: die Aberkennung der deutschen Staatsbürgerschaft sowie der Bonner Ehrendoktorwürde nach der großen öffentlichen Erklärung gegen das nationalsozialistische Deutschland und für die literarische Emigration im Februar 1936; es lagen große Reisen nach Amerika und schließlich die Entscheidung dazwischen, in Amerika zu bleiben. Der „Anschluss“ Österreichs, das Münchner Abkommen, die Besetzung Prags bzw. der sudetendeutschen Gebiete, schließlich der Kriegsausbruch: die weltpolitischen Großereignisse zwangen Thomas Mann zu zahlreichen Aktivitäten, von der brieflichen Unterstützung von Hilfskomitees und Flüchtlingsorganisationen über die Abfassung von Aufsätzen und Reden (u. a. *Bruder Hitler*) bis zu ausgedehnten Vortragsreisen durch die USA. Zeitgeschichte bildet nicht nur den Rahmen für Thomas Manns Goethe-Dichtung, die Wirklichkeit des Weltgeschehens im 20. Jahrhundert wird immer wieder Thema in dieser lustspielhaft intonierten historisierenden Erzählung aus dem Jahre 1816.

[9] So im Brief an Hermann Kesten vom 21.1.1940. Hier zitiert nach Frizen, Kommentar, S. 27.

[10] Frizen, Kommentar, S. 73.

[11] Vgl. Hinrich Siefken: Thomas Mann. Goethe – „Ideal der Deutschheit“. Wiederholte Spiegelungen 1893–1949, München: Fink 1981; Volkmar Hansen: „Lebensglanz“ und „Altersgröße“ Goethes in „Lotte in Weimar“, in: ders. (Hrsg.): Thomas Mann. Romane und Erzählungen, Stuttgart: Reclam 1993 (=Universal-Bibliothek: Interpretationen, Bd. 8819), S. 228–269. Zur Genese und zur Gattung des ursprünglich als Novelle geplanten Romans vgl. Werner Frizen: „Wiedersehn – ein klein Kapitel“. Zu „Lotte in Weimar“, in: TM Jb 11, 1998, 171–202, sowie Werner Frizen: Goethe tritt auf, in: Lebenszauber und Todesmusik. Zum Spätwerk Thomas Manns, Die Davoser Literaturtage 2002, hrsg. von Thomas Sprecher (=TMS 29), Frankfurt/Main: Klostermann 2004, S. 67–89.

1. Wahrheit und Dichtung: Der Stoff

Was der literarisch zu hohen Ehren gekommene Kellner des Weimarer Gasthofs „Zum Elephanten", Mager, vielzitiert ein „buchenswertes Ereignis" (S. 18) nennt, dafür sind die historischen Quellen eher dürftig. Lapidar vermerkt der 67-jährige Goethe in seinem Tagebuch: „Mittags Ridels und Madame Kestner"[12], während die so apostrophierte Charlotte Kestner, geb. Buff, aus Hannover am 4. Oktober 1816 ihre knapp zehn Tage zurückliegende Wiederbegegnung mit Goethe in dessen Haus am Frauenplan in einem Brief an ihren Sohn August so kommentiert hatte: „Ich habe eine neue Bekanntschaft von einem alten Manne gemacht, welcher, wenn ich nicht wüßte, dass es Goethe wäre, und auch dennoch, keinen angenehmen Eindruck auf mich gemacht hat."[13] 44 Jahre nach ihrer Begegnung, die für Goethe selbst wie auch für Zeitgenossen und Nachwelt zu einem singulären Stück Literaturgeschichte, zu den *Leiden des jungen Werther* geführt hatte, trafen sich die Protagonisten wieder. Von ihrer Seite aus absichtsvoll und dennoch unaufgeregt, von seiner Seite aus lakonisch vermerkt und von der Zunft der Goethe-Verehrer zu einer runden Anekdote geformt. Thomas Mann freilich lernte sie in dem 1929 erschienenen und heftig diskutierten Buch *Goethes Sexus und Eros* des Psychoanalytikers Aaron Theilhaber[14] kennen. Ganz offensichtlich waren es die Projekte und Veröffentlichungen, die das Zentenarjahr 1932 mit sich brachte, die Thomas Mann zu Theilhabers Buch hatten greifen lassen. Ursprünglich, d. h. seit einem entsprechenden Vorschlag der Verlage Knaur und S. Fischer im Jahr 1930, hatte Thomas Mann sich mit dem Plan einer populären Goethe-Biographie getragen, die im Jubiläumsjahr erscheinen sollte. Die Idee zerschlug sich. An die Stelle traten die drei großen Goethe-Aufsätze des Jahres 1932 (*An die japanische Jugend*; *Goethe als Repräsentant des bürgerlichen Zeitalters; Goethes Laufbahn als Schriftsteller)*, mit denen Thomas Mann Goethe als Verkörperung einer bürgerlich-republikanischen Kultur entwarf. Gegen die pathetisch-chauvinistische Monumentalisierung des großen deutschen Dichters setzt Thomas Mann 1932 einen Klassiker, dem die zentralen Attribute des Klassischen gerade fehlen:

> … die Vorstellungen von kühlem Glanz, objektiver Perfektheit, öffentlicher Mustergültigkeit – sie passen ja gar nicht auf ihn. Seinem Werk, seiner Art von Größe fehlt durchaus, im Moralischen, Psychologischen, Künstlerischen, das Simpel-Monumentale […], das zur Idee des Klassischen gehört."[15]

[12] Zitiert nach Frizen, Kommentar, S. 9.

[13] Goethe in vertraulichen Briefen seiner Zeitgenossen, zsgest. von Wilhelm Bode, neu hrsg. von Regine Otto und Paul-Gerhard Wenzlaff, 3 Bde., Berlin/Weimar: Aufbau-Verlag 1979, hier Bd. 2, S. 659. Wörtlich übernommen in Thomas Mann: Lotte in Weimar (s. Anm. 5), S. 431.

[14] Zu den Einzelheiten vgl. W. Frizen, Kommentar, S. 119–121.

[15] Thomas Mann: Ansprache bei der Einweihung des erweiterten Goethe-Museums in Frankfurt am Main, in: X, 329.

Schon in den Essays zum Goethe-Jahr 1932 arbeitet Thomas Mann entschieden und intensiv am Mythos Goethe; und dies in doppelter, in politischer und in ästhetischer Hinsicht. Politisch galt es, den 100. Todestag Goethes als Selbstdarstellung einer Republik zu feiern und eben gerade nicht, wie es Julius Petersen, Walter von Molo und Erwin Guido Kolbenheyer beabsichtigten, zu einer „Stunde der deutschen Volksgemeinschaft" zu stilisieren[16]. Ästhetisch wiederum reflektiert Thomas Mann in der Modellierung seines Goethe-Bildes eine gleichermaßen epochale wie personale Grundproblematik: die Frage nach der Dignität und Validität des Klassischen und der Klassik im Horizont der Moderne, der Massengesellschaft und des neusachlichen Kälte-Kults, der modernetypischen Antithetik zwischen Traditionsverlust und Sehnsucht nach dem Kollektiv, zwischen Verehrungsbegehren und Destruktionslust, „zwischen Leiden und Größe der Meister".

Für Letzteres, für Thomas Manns intensive literarische und essayistische Auseinandersetzung mit Genie und Meisterschaft, wird Goethe zur zentralen Figur, und zwar in jenem Sinne, der der Essaysammlung aus dem Jahr 1935 den Titel gibt: i. S. der Ambivalenz aus Leiden und Größe, aus Krankheit und Genie, Kunst und Bürgerlichkeit.

Zur Illustration dieser unauflösbare Ambivalenz der modernen Künstlerexistenz bot sich die kleine Anekdote vom Wiedersehen zwischen Goethe und Charlotte Buff nachgerade an. Nicht zuletzt, weil die Ambivalenzen der eigenen Existenz seit 1933 – so bezeugen die Tagebücher eindrücklich – ins kaum mehr Erträgliche gewachsen waren. So heißt es denn auch bereits am 19.11.1933 im Tagebuch:

> Der Novellen- oder Theaterstoff des Besuchs der alten Lotte Buff-Kestner fiel mir wieder aufs Herz. Er bildet zusammen mit der Faust-Idee die produktive Ausschau.[17]

Sieht man von der Schaffenskrise ab, die das reizvoll-riskante siebte Buch mit sich brachte, so bezeugen die Tagebuchnotate eine seltene Arbeitsfreude, ja Zufriedenheit mit dem neuen Werk; das denn auch trotz der erwähnten welt- und lebensgeschichtlich bedingten Unterbrechungen vergleichsweise zügig fertiggestellt wird. Es gibt gelegentlich zwar Zweifel an den „Möglichkeiten des unmöglichen Buches"[18] und gegenüber Erich von Kahler heißt es: „Im Ganzen ist die Zeit einem Buch so sehr entgegen, daß sie ihm fast schon wieder entgegenkommt. Sie ist schon so ungebildet, daß Bildung wieder möglich ist"[19],

[16] Zit. nach Frizen, Kommentar, S. 17.
[17] Thomas Mann, Tb, 19.11.1933.
[18] Thomas Mann, Tb, 3.8.1938.
[19] Ebd.

insgesamt aber ist Thomas Mann ganz anders als bei früheren oder kommenden Arbeiten, wie z. B. dem *Doktor Faustus*, vom Gelingen des neuen Werkes durchaus überzeugt.

2. Wahrheit als Montage – Dichtung als Zitat

Was, so muss also gefragt werden, macht Thomas Mann aus der kleinen Wiedersehensgeschichte, die bei Theilhaber mal eben eine halbe Seite umfasst und die von Goethes Gleichgültigkeit und Charlottes Enttäuschung darüber handelt? Goethe verhielt sich reserviert und ignorierte wohl auch ihre angeblich so bewusst jugendlich gewählte Toilette – sie trug ein weißes Kleid mit roten Streifen, wie am Tag ihrer ersten Begegnung. Als sie ihn auf das beziehungsreich gewählte Kleidungsstück aufmerksam machte, konnte er sich nicht erinnern.[20] Die enttäuschte Erwartung auf Seiten Charlotte Kestners ist durch sie selbst verbürgt und an prominenter Stelle übernimmt Thomas Mann denn auch den Wortlaut des Briefes in seinen Roman. Dieser arbeitet mit einer Vielzahl nicht gekennzeichneten Zitatmaterials: aus Goethes Schriften, aus dem erwähnten Buch von Theilhaber, aus Gundolfs und Bielschowskys Monographien; die Sammlung von *Goethes Gesprächen* in der Herausgeberschaft von Woldemar und Flodoard von Biedermann, Wilhelm Bodes Bücher über *Goethes Lebenskunst* und *Goethes Sohn*, Heinrich Düntzers *Abhandlungen zu Goethes Leben und Werken*. Ausgiebig hat Thomas Mann die Dokumente der positivistisch-pedantischen Goethe-Verehrung des 19. Jahrhunderts genutzt. Die „kleine Bibliothek von Goethe-Literatur", die Thomas Mann wie einen „Steinbruch"[21] nutzt, liefert freilich mehr als nur Material; zugleich ermöglicht sie, was Thomas Mann im Anschluss an Schopenhauer als Geheimnis der Romankunst bezeichnet: „das, was eigentlich langweilig sein müsste, interessant zu machen."[22] Ein solches Interessantmachen aber – so Thomas Mann in seinem Essay *Die Kunst des Romans* (1940) – habe die Verinnerlichung der Erzählkunst zur Voraussetzung. Eben dies geschieht in den neun Kapiteln des Romans *Lotte in Weimar*.

Von der Ankunft des Gastes im „Hotel Elephant" bis zur Geisterszene im Schlusskapitel arbeitet der Roman mit einer Spannungssteigerung, die nicht äußeren, sondern inneren Geschehnissen geschuldet ist. Im Gespräch, nicht in den Handlungen der Personen werden die dramatischen seelischen Turbulenzen und Nöte aus Goethes unmittelbarem Umfeld hörbar. Charlotte

[20] Zum Wortlaut bei Theilhaber s. Frizen, Kommentar, S. 10 f.
[21] Ebd., S. 71.
[22] Thomas Mann, Die Kunst des Romans, in: X, 357.

Kestner, die von Hannover nach Weimar kam, um eine „alte, unbeglichene, quälende Rechnung" (S. 106) zu begleichen, wird zum Medium und zum Katalysator für das persönliche Umfeld des großen Mannes. Nacheinander sprechen sie alle bei ihr vor, vorgeblich aus Höflichkeit und Neugier auf eine Frau, die seit 40 Jahren eine Person der „Literärgeschichte" (S. 125) darstellt; tatsächlich aber, weil sie zwanghaft über sich und ihre Sicht auf Goethe sprechen müssen. Der zeichnenden irischen Prominentenjägerin Rose Cuzzle mit ihrer „sommersprossigen Stumpfnase" und „den dick, aber sympathisch aufgeworfenen Lippen" (S. 42) geht es nur um die Chance, über Charlotte an den großen Meister und vielleicht ja noch an Frau von Stein heranzukommen. Der weibliche Paparazzo avant la lettre ist die lustspielhaft-harmlose Einstimmung auf ein Defilee von Opfer-Figurationen männlichen und weiblichen Geschlechts, das vom Sekretär Riemer über den Sohn August bis zu Ottilie von Pogwisch reicht. Von Kapitel zu Kapitel wird der ursprüngliche Kern der Anekdote, die Wiederbegegnung zwischen Goethe und Charlotte, hinausgezögert; sechs Kapitel lang lernt Charlotte und lernt mit ihr der Leser die Innenansichten und Erlebnisweisen von Personen aus Goethes nächstem Umfeld kennen: den ewig „maulende[n] Riemer" mit seinen „blind" „glotzend[en] Rindaugen" (S. 97), dessen Äußerungen über Goethe Charlotte darüber belehren, dass „Hechelei […] eine ander[e] Form der Verherrlichung" (S. 85) ist; den Sohn August, der in liebendem Hass an den Vater gebunden ist und die mütterliche Freundin in Charlotte imaginiert. Und schließlich die neben Charlotte zweite unabhängige und souveräne weibliche Figur: Adele Schopenhauer, die mit einer eigenen Erzähleinlage auch formal einen Sonderstatus im Gesprächskonzert aus Goethe-Verehrung und Goethe-Kritik einnimmt.

Wie sonst niemand im Roman demontiert Adele Schopenhauer Goethe als persönliches, politisches und poetisches Auslaufmodell. Mit der in ihrem weiblichen Musenverein gefeierten Begeisterung für die Romantik, die Befreiungskriege und ein Preußen der Reformen setzt sie einen geschlechts- und generationentypisch eigenen Identitätswurf gegen denjenigen, der aus der Faszination für die „felsstarre Größe" (S. 145) Goethes erwächst.

Alle Figuren, die sich bei Charlotte die Klinke in die Hand geben, sind, wie es im Roman präzise heißt, „Opfer einer Fascination"[23], auf je unterschiedliche Weise geschundene Kreaturen, deren Goethe-Verehrung von Hass grundiert ist, die ihr eigenes einem Leben in seiner Nähe geopfert haben, die sich für dieses Lebensopfer nicht wirklich belohnt, geschweige denn geliebt fühlen; die ob dieser Position allenfalls auf einen Platz in der „Literärgeschichte" hoffen kön-

[23] Vgl. Irmela von der Lühe: „Opfer einer Fascination". Die Frauengestalten in „Lotte in Weimar", in: Lebenszauber und Todesmusik (zit. Anm. 11), S. 89–105.

nen und die auf ebenso wortgewandte wie ausschweifende (Riemer) Weise in Charlotte den „Complicen" (S. 59), die wahlverwandte Verbündete ansprechen. Im Zusammenspiel der sechs ersten Romankapitel, aus divergenten Perspektiven (Riemer, Adele, August) wird das Motiv des Lebensopfers variiert und der Auftritt des Helden immer erneut verzögert. Der „Jupiter aus Weimar" wird damit sowohl thematisch als auch kompositorisch demontiert, bis er selbst im großen 7. Kapitel dann eine Stimme erhält. In dem großen „Gemurmel"[24] freilich enthüllt sich das Mysterium Goethe selbst: im Stolz auf banale Körperlichkeit, in seiner eitlen Schwäche, seinen selbstverliebten Sentenzen und seinen weisheitssüchtigen Verlautbarungen erscheint er einerseits als pathologische Kreatur und andererseits als Objekt einer gleichermaßen individuellen wie kollektiv-nationalen Heroisierungs- und Bewunderungsbereitschaft. Die ans Lächerliche grenzende Größe Goethes – so verdeutlicht der Roman mit immer neuen Beispielen – korrespondiert einer phantasmatischen Verehrungsbereitschaft in seinem Umfeld, in der Eifersucht und Unterwerfung, Liebe und Hass aufs Engste verknüpft erscheinen. Der Goethe des Romans – so muss man mit Werner Frizen zuspitzen – ist ein Produkt seiner eigenen Wirkungsgeschichte, ein Diskurseffekt. Er ist im elementaren Sinne ein Kunstprodukt, denn Thomas Mann collagiert ihn aus Zitaten und Lesefrüchten der unterschiedlichsten Art: aus Werk- und Selbstzitaten, aus den Gesprächen mit Eckermann, aus den Kompendien der Goethe-Philologie des 19. Jahrhunderts und aus Selbstäußerungen Thomas Manns. Intertextualität, Zitatismus, Mimikry[25], wechselseitige Spiegelungen: viele treffende Bezeichnungen hat Thomas Mann selbst und hat die Forschung für einen Goethe-Roman gefunden, der mit Gattungsnormen (Biographie, historischer Roman, Komödie) ebenso selbstverständlich spielt wie mit dem Mythos des Götterlieblings. Gerade in diesem aus Originalzitaten und montierenden Anverwandlungen komponierten Ganzen, aus der parodierenden Reflexion auf die Ambivalenzen modernen Künstlertums erwächst die ästhetische Radikalität, erwächst aber auch seine politisch-zeitgeschichtliche Brisanz.

3. Dichtung und Wahrheit oder Autobiographie und Zeitgeschichte: *Lotte in Weimar*, ein Werk des Exils

Nicht nur aus chronologischen Gründen, weil er im Exil entstand, sondern weil er die literarische Auseinandersetzung mit einem exiltypischen Mythos betreibt, muss der Roman *Lotte in Weimar* als ein Werk des Exils bezeichnet

[24] Tb, 24.9.1939.
[25] Frizen, Kommentar, S. 64.

werden. Die Fertigstellung des berühmten 7. Kapitels, des großen monologischen Goethe-Porträts, erfolgte in Amerika, es ist die „erste erzählerische Leistung Thomas Manns in der neuen Welt“[26]. Als solche ist sie eine raffinierte Demontage nicht nur der Goethe-Verehrung des 19. Jahrhunderts, nicht nur der Goethe-Idolatrie des deutschen nationalkonservativen Bürgertums, und sie ist auch nicht nur die subversive ästhetische Immunisierung Goethes gegen seine Vereinnahmung als völkischer Heros. Gerade das 7., dann aber auch das 8. Kapitel mit seiner zwischen gelehrtem Bildungsgespräch und kommunikativem Klamauk oszillierenden Tafelrunde im Haus am Frauenplan sind ein ironisch-parodistisches Spiel mit dem dominanten Goethe-Bild des deutschsprachigen Exils. Der Repräsentant einer deutschen Kulturtradition, eines geistigen, eines anderen / besseren Deutschland: in dieser Position figurierte Goethe – ob zu Recht oder zu Unrecht, soll hier nicht erörtert werden – im Exil. An seiner Person, am Humanitäts- und Bildungsideal, wie es in *Iphigenie* oder im Turm kanonisch wurde, kanonisiert das deutschsprachige Exil sein politisches und kulturelles Selbstverständnis. Der in der 30er und 40er Jahren intra und extra muros so wirkungsmächtige Vorstellungskomplex, dass im deutschen Geistesleben, in den Traditionsbeständen der deutschen Aufklärung und Klassik (in Lessing – Goethe – Heine) das eigentliche Deutschland repräsentiert und dass mithin ein Deutschland unter Hitler eine fatale Verirrung, eine primitive Rohheit und falsche Inanspruchnahme sei, diese Vorstellung von Deutschland als Kulturnation hat Thomas Mann durchaus geteilt. Und doch hat er sie im amerikanischen Exil essayistisch und literarisch auf eine so harte Probe gestellt wie sonst niemand. Indem er den Preis der Meisterschaft, die pathologischen Seiten des Genie-Kults, die Ambivalenz der Größe, kurz indem er das unaufhebbare Wechselspiel zwischen Verehrung und Verachtung variationsreich illustriert.

Der Goethe aus *Lotte in Weimar* ist Objekt einer Faszination, deren Träger klägliche Opfer, auftrumpfende Kretins und geknechtete Kreaturen sind. Der Goethe, den Thomas Mann in seinem historisierenden lustspielhaften Roman auftreten lässt, weiß all dies und kann es doch nicht ändern. Und was er den in seinem Umfeld agierenden Bewunderern im Opferstatus entgegenhält, ist selbst bloßes Zitat. Auf Charlottes kritische Bemerkung, es rieche in seiner (Goethes) Umgebung zu sehr nach Opfer, lässt Thomas Mann seinen Goethe mit dem intertextuell gleich mehrfach kodierten Zitat antworten: „Den Göttern opferte man und zuletzt war das Opfer der Gott.“ (S. 444)

Im Verlauf der Unterhaltung lässt Thomas Mann Goethe nicht nur Nietzsche und Freud, er lässt ihn auch sein Metamorphose-Gedicht *Selige Sehnsucht* paraphrasieren, um den entscheidenden Gedanken zu beglaubigen: Der Künst-

[26] Ebd., S. 37.

ler ist es, der das eigentliche Opfer bringt, nämlich das Opfer seiner selbst, das Lebensopfer für die Kunst. Freilich bleibt diese aus dem Frühwerk Thomas Manns hinlänglich bekannte Position nicht unangefochten: sie erscheint als zitierte, und auch Ort und Umstände des Gesprächs, in dem Charlotte und Goethe diese brisante Auseinandersetzung führen, bleiben im Schwebezustand zwischen Dichtung und Wahrheit. Ob die Begegnung in der Kutsche, die große Abrechnung zum Thema Menschenopfer und Lebensopfer zwischen dem 67-jährigen Goethe und der 64-jährigen Charlotte Buff, wirklich stattfindet oder nur Traumbild, ob sie Realität oder Phantasie ist, lässt der Roman offen. Auch das Versöhnliche des Schlusses verliert damit den Anschein eines normativen, eben eines Versöhnungssignals.

Deutlich, wiewohl nicht im vordergründigen Sinne eindeutig, sind die politischen, die zeitgeschichtlichen und damit zugleich die komplex autobiographischen Dimensionen des Goethe-Romans. Eingangs wurde schon erwähnt, dass Goethe mit Thomas Manns Worten spricht, vor allem wenn es um sein Verhältnis zu Deutschland und den Deutschen geht. Das berüchtigte Diktum „Wo ich bin, ist Deutschland" wird durch den Roman zum Goethe-Zitat. Mit einer berühmten Formulierung aus Thomas Manns Brief an den Dekan der Bonner Philosophischen Fakultät aus Anlass der Aberkennung der Ehrendoktorwürde geht es ähnlich:

> Ich hab mein Deutschtum für mich – mag sie mitsamt der boshaften Philisterei, die sie so nennen, der Teufel holen. Sie meinen, sie sind Deutschland, aber ich bins, und gings zu Grunde mit Stumpf und Stiel, es dauerte in mir. Gebärdet euch, wie ihr wollt, das Meine abzuwehren, – ich stehe doch für euch. *Das aber ists, daß ich zum Repräsentanten geboren und garnicht zum Märtyrer; für die Versöhnung weit eher, als für die Tragödie*. (S. 327)

So heißt es im Roman. Mit Recht nennt der Herausgeber diese Passage einen Höhepunkt der Thomas Mannschen Goethe-Imitation. Denn es handelt sich um ein Selbstzitat aus dem *Briefwechsel mit Bonn*:

> Ich habe es mir nicht träumen lassen, es ist mir nicht an der Wiege gesungen worden, daß ich meine höheren Tage als Emigrant, zu Hause enteignet und verfemt, in tiefnotwendigem politischem Protest verbringen würde. Seit ich ins geistige Leben eintrat, habe ich mich in glücklichem Einvernehmen mit den seeligen Anlagen meiner Nation, in ihrer geistigen Tradition sicher und geborgen gefühlt. *Ich bin weit eher zum Repräsentanten geboren und garnicht zum Märtyrer, weit eher dazu, ein wenig höhere Heiterkeit in die Welt zu tragen, als den Kampf, den Hass zu nähren*.[27]

[27] Thomas Mann: Briefwechsel mit Bonn, in: An die gesittete Welt. Politische Schriften und Reden im Exil. Frankfurter Ausgabe, hrsg. von Peter de Mendelssohn. Frankfurt/Main: S. Fischer 1986, S. 162.

Noch in keiner Ausgabe von *Lotte in Weimar* war diese Passage zu lesen. Offenbar hat ein Zeilensprung bei der ursprünglichen Übertragung der Handschrift den Textverlust verursacht, den erst die Neuausgabe des Romans in der Großen kommentierten Frankfurter Ausgabe zu korrigieren vermochte.[28]

So parodistisch-amüsant, so politisch-brisant ist Thomas Manns literarische Auseinandersetzung auch mit seinem eigenen Wunsch nach repräsentativer Größe und singulärer Künstlerexistenz. Im eben zitierten Beispiel dient die Goethe-Imitation kritischer Introspektion. In einem anderen Falle wird Adele Schopenhauer zum Medium der Zeitdiagnose. In der Maske der historisierenden Erzählung formuliert sie Überlegungen zur Genese der Diktatur und zur Dialektik des Opferstatus. Wie erwähnt riskiert Adele Schopenhauer romanintern als Einzige die Rebellion gegen Goethe. Mit Charlottes Hilfe will sie die von Goethe befürwortete Ehe zwischen ihrer Freundin Ottilie von Pogwisch und dem trunksüchtigen und unzuverlässigen Goethe-Sohn August verhindern. Der Plan wird von Reflexionen über Ursprünge und Elemente der Tyrannei begleitet, deren Aktualität 1939 niemandem entgehen konnte. Goethe erscheint in diesen Überlegungen als ein Tyrann, dem die Tyrannei zu einem nicht geringen Teil durch die Gesellschaft selbst aufgenötigt sei.

> Ich hatte immer den Eindruck, […] daß die Sozietät, zum wenigsten unsere deutsche, in ihrem Drang nach Unterwerfung sich ihre Herren und Lieblinge selbst verdirbt und ihnen einen peinlichen Mißbrauch ihrer Überlegenheit aufdrängt, an dem schließlich beide Teile unmöglich noch Freude haben können. (S. 140)

Auch andere Passagen aus dem Roman, insbesondere aus dem 7. und 8. Kapitel sind als Kommentare zum Zeitgeschehen gelesen worden und haben damit das romankonstitutive Vexierspiel zwischen Dichtung und Wahrheit zugunsten kritischer Zeitdiagnose vereinseitigt. Ein prominentes Beispiel sei dafür zum Schluss genannt. Es geht um die scharfen Urteile über den Nationalcharakter der Deutschen und den prophetischen Zorn, mit dem Goethe wiederum im 7. Kapitel den Deutschen ein Strafgericht androht:

> Daß sie den Reiz der Wahrheit nicht kennen, ist zu beklagen, – daß ihnen Dunst und Rausch und all berserkerisches Unmaß so teuer, ist widerwärtig, – daß sie sich jedem verzückten Schurken gläubig hingeben, der ihr Niedrigstes aufruft, sie in ihren Lastern bestärkt und sie lehrt, Nationalität als Isolierung und Roheit zu begreifen, – daß sie sich immer erst groß und herrlich vorkommen, wenn all ihre Würde gründlich verspielt, und mit so hämischer Galle auf Die blicken, in denen die Fremden Deutschland sehn und ehren, ist miserabel. (S. 327)

[28] Frizen, Kommentar, S. 52

„Das Schicksal wird sie schlagen"; es drohe gar – so Goethes Verheißung in der Tafelrunde des 8. Kapitels – ein „Welthaß gegen […] das Deutschtum", demgegenüber die mittelalterlichen Pogrome gegen die Juden „nur ein Miniatur-Vor- und Abbild" (S. 411) gewesen seien. Unter dem Titel *Aus Goethes Gesprächen mit Riemer* bzw. *Goethe über die Deutschen* kursierten bereits während des Krieges Kassiber mit der Philippika gegen die Deutschen. Dass keines der harschen Urteile tatsächlich aus Goethes Munde stammte, sondern dass es sich samt und sonders um die effektvollsten Beispiele der Thomas Mannschen Goethe-Mimikry handelte, war selbst dem britischen Chefankläger bei den Nürnberger Kriegsverbrecher-Prozessen nicht aufgefallen, der in seinem Plädoyer in Goethe den Kronzeugen für ein Deutschland fand, das sich jederzeit und gern „jedem verzückten Schurken gläubig" hingebe (S. 327). Thomas Mann hatte seine liebe Not mit der sofort einsetzenden „Lawine der Falschzitate und Berichtigungen"[29]. Es waren eben nicht Goethes, sondern Thomas Manns Worte, die Eingang in die Protokolle der Nürnberger Prozesse fanden, herausgezogen aus einem literarischen Text, dessen Anverwandlungs- und parodistische Anspielungskunst in diesem Falle (wie in vielen anderen Fällen auch) nicht wahrgenommen wurde.

Der im eigenen und inzwischen auch im Bewusstsein der Zeitgenossen zum Repräsentanten deutscher Kultur avancierte Thomas Mann, der das „Weimar am Pazifik" krönte, hat sich mit *Lotte in Weimar* auf vielfältige Weise in seiner forcierten Goethe-Nachfolge auch selbst parodiert. So sehr ihm die eingangs zitierte Bemerkung Kuno Fiedlers („Wo sollte Weimar jetzt sein, wenn nicht dort wo Sie sind") gefallen haben wird, so selbst- und zeitkritisch er in *Lotte in Weimar* die Problematik des Geniekults demontiert, mit der ersten Reaktion auf den eben ausgelieferten Roman aus der Feder des Schriftsteller-Kollegen Emil Ludwig konnte er nicht zufrieden sein. Unter der Überschrift *Tommy in Weimar* hatte Ludwig ein Pamphlet erscheinen lassen, in dem Thomas Mann in der Rolle des Famulus Wagner auftritt und Goethe aus der Phiole zu erschaffen sucht. „Mußt Goethe du durchaus vertonio-krögern?", fragt Emil Ludwig süffisant und beweist mit seiner versifizierten Sottise, dass er Komposition und Intention des Romans sehr gut verstanden hat: „Vor Freud war Goethe gar nicht zu verstehen", heißt es in einer bissigen Anspielung auf die ja in der Tat zentrale Rolle der Psychoanalyse in *Lotte in Weimar*; „Wie muß nicht der Tommy ihn kennen und lieben:/ selbst seinen Geschlechtsteil hat er beschrieben", heißt es mit Bezug auf den Eingang des 7. Kapitels, und auch der hier erläuterte „Zitatismus" des Romans ist Emil Ludwig aufgefallen: „Braucht euch nicht mehr die Zeit

[29] Thomas Mann, Tagebücher 1946–1948, S. 415 sowie Frizen, Kommentar, S. 169ff.

mit Studien rauben / nicht seiner Werke, seiner Briefe Zahl: das alles war nur ‚Material'."[30]

Als Dokument „bigotte[r] Eifersucht" hat Thomas Mann Emil Ludwigs kalauerndes Reimwerk gegen *Lotte in Weimar* durchaus zu Recht aufgefasst, hatte doch Emil Ludwig mit seiner 1920 erschienenen Goethe-Biographie Welterfolg erzielt und musste sich nun auf seinem eigenen Felde überboten fühlen.

Im Streit um Goethe-Bilder, so zeigt auch die Parodie auf die Parodie, aktualisierten sich Zeit- und Ideengeschichte. Als „Vexierspiel" zwischen Wahrheit und Dichtung modellierte Thomas Mann mit seiner *Lotte in Weimar* ein in ästhetische und politische Bedrängnis geratenes künstlerisches Selbstverständnis. Im Streit um Goethe – so wird das Jahr 1949 mit seinen Goethefeiern in Frankfurt und Weimar zeigen – wird der Streit um Thomas Mann mit neuer Heftigkeit entbrennen. Ob „Weimar" sei, wo Thomas Mann sich aufhielt, das wurde unter den Bedingungen von Nach-Exil und Kaltem Krieg nicht minder heftig erörtert.

[30] Alle Zitate bei Frizen, Kommentar, S. 167 f.

Thomas Sprecher

Altersliebe als Entwürdigung und Grösse

Thomas Mann in Marienbad

Am 29. Juli 1821 bezieht Goethe für einen längeren Kuraufenthalt Quartier im böhmischen Marienbad, im stattlichen neuen Haus des Grafen von Klebelsberg-Thumburg, wo auch die Familie von Brösigke / von Levetzow residiert. Die attraktive älteste von drei Töchtern des mecklenburg-schwerinschen Kammerherrn Joachim Otto Ulrich von Levetzow und der ebenfalls sehr attraktiven Amalie von Levetzow-von Brösigke ist die siebzehnjährige Ulrike. Erst 15 war die Mutter, als sie das Mädchen 1804 gebar. Zu Ulrike, die gerade ihre Schulausbildung in einem französischen Pensionat in Straßburg abgeschlossen hat, entwickelt der 74jährige Goethe zunächst väterliche Zuneigung, dann liebhaberische Leidenschaft. Er lädt sie zu langen Spaziergängen ein. Da sie seine mineralogischen Interessen nur bedingt teilt, bringt er ihr anstelle von seltenen Steinen schöne Blumen mit oder legt ihr Schokolade zwischen die Mineralien. Am 7. August 1823 kommt es zum Heiratsantrag – es hat ihn wohl wirklich gegeben, auch wenn sich schriftliche Zeugnisse nicht finden ließen.[1] Großherzog Carl August, Goethes alter Gönner, soll ihn Ulrikes Mutter persönlich überbracht und mit finanziellen Verlockungen versehen haben, falls die Familie Levetzow nach Weimar kommen würde.

Dort spricht sich diese „kuriose Geschichte“[2] schnell herum. Von Schillers Witwe Charlotte ist das Wort überliefert, sie hoffe doch, dass Goethe in seinem Alter „nicht so unweise handeln wird“.[3] Im Haus am Frauenplan fürchten Sohn August, damals 33, und dessen Frau Ottilie, 26, um ihre Position im Familiengefüge. August schreibt seiner Frau, er hoffe, „daß alles gut gehen und sich die ganze Geschichte wie ein Traumbild auflösen werde“.[4] Nur schon dieser Konstellation wegen, darf vermutet werden, ist für Ulrike eine Überführung der Beziehung ins Bürgerlich-Währschafte undenkbar. Dem Antrag bleibt der

[1] Vgl. Goethe in vertraulichen Briefen, zusammengestellt von Wilhelm Bode, Bd. III, 1817–1832, München: Beck 1982, S. 153 ff.

[2] Karoline von Humboldt am 31.8.1823 an ihren Mann; aus: Goethe in vertraulichen Briefen, S. 154.

[3] Charlotte Schiller am 10.10.1823 an ihren Sohn Ernst; aus: Goethe in vertraulichen Briefen, S. 159 f.

[4] August von Goethe am 14.9.1823 an seine Frau; aus: Goethe in vertraulichen Briefen, S. 155.

Erfolg verwehrt. „Das Fräulein", soll deren Grossmutter mitgeteilt haben, könne sich „nicht zu einer im Alter so sehr ungleichen Heirat verstehen."[5] Ulrike wurde 95 Jahre alt; sie starb 1899 als einsame Stiftsdame, 67 Jahre nach Goethe. Nicht weniger als 14 weitere Heiratsanträge soll sie im Laufe ihres langen Lebens erhalten haben. Alle hat sie abgelehnt.

Goethe war tief erschüttert. Was tat er? Er schrieb. Schon auf der Rückfahrt nach Weimar, im September 1823, skizziert er in der Kutsche jenes Gedicht, das als „Marienbader Elegie" bekannt geworden ist, eigentlich aber nur den schlichten Titel *Elegie* trägt. Es ist eine der erschütterndsten Klagen der Weltliteratur um verlorene Liebe. Später fügt er die drei Gedichte *An Werther*, *Elegie* und *Aussöhnung* zur *Trilogie der Leidenschaft* zusammen. Weniger als in Goethes Briefen als in diesen Gedichten, dem poetischen Hauptergebnis der Affaire, ist die Verzweiflung zu greifen darüber, dass die „lieblichste der lieblichsten Gestalten" unerreichbar scheint, und der Schmerz über den endgültigen Abschied vom Eros: „Mir ist das All, ich bin mir selbst verloren."

Die Klage im Gedicht ist nicht das Ende. Ihr folgt am 9. September 1823 ein langer Brief der Werbung an Mutter und Tochter, der mit der Hoffnung auf „glückliches Gelingen" schließt. Ist das Rhetorik, ist es Hoffnung wider alle Vernunft? Goethe glaubt, eine „temporäre Verjüngung"[6] zu erleben. Im Brief an Kanzler Müller vom 4. November 1823 spricht er von Erfrischung:[7]

> Es gibt kein Vergangenes, das man zurücksehnen dürfte, es gibt nur ein ewig Neues, das sich aus den erweiterten Elementen des Vergangenen gestaltet, und die echte Sehnsucht muss stets produktiv sein, ein neues Besseres erschaffen. Und haben wir dies nicht alle in diesen Tagen an uns selbst erfahren? Fühlen wir uns nicht alle insgesamt durch diese liebenswürdige, edle Erscheinung, die uns jetzt wieder verlassen will, im Innersten erfrischt, verbessert, erweitert?

An seinem letzten Geburtstag, dem 82., den Goethe in Ilmenau verbringt, führt er jenes Kristallglas mit sich, das ihm, verziert mit ihren eingravierten Namen, die Töchter Levetzow zum Geburtstag seines Liebessommers 1823 zugeeignet hatten. Er schreibt an diesem Tag ein letztes Mal an die Mutter. Seine wenigen, in den Formen der Diskretion gebundenen Zeilen teilen noch immer ein Leid mit, das das Herz zusammenkrampfen läßt:

[5] Karoline von Humboldt am 31.8.1823 an ihren Mann; aus: Goethe in vertraulichen Briefen, S. 154.

[6] Gespräche mit Eckermann, 11.3.1828.

[7] Goethes Gespräche, Bd. III, S. 37.

Heute, verehrte Freundin, auf dem Lande, freundlich veranstalteten Festlichkeiten ausweichend, stelle ich jenes Glas vor mich, das auf so manche Jahre zurückdeutet, und mir die schönsten Stunden vergegenwärtigt. Nach so wundersam unerfreulichen Schicksalen, welche über mich ergangen, an denen Sie gewiss herzlichen Anteil genommen, wende ich mich wieder zu Ihnen und Ihren Lieben, einige Nachricht erbittend, die Versicherung aussprechend: Dass meine Gesinnungen unwandelbar bleiben. Ilmenau am 28. Aug. 1831 treu angehörig JWvGoethe.

Die beispiellose Situation mag wirr-komische Züge getragen haben; und doch spricht aus Goethes Briefen und Gedichten ein Schmerzensernst von grösster Würde. Selbst er aber erheischt, wie meist bei Goethe, ein „Aber" und „Andererseits". Denn kann es sein, dass der „Stockrealist"[8] Goethe wirklich an diese Ehe glaubte? Hat er, bewußt oder unbewusst, die Abweisung und schon die Liebe provoziert, um zu jungen, starken, herrlich unbedingten Gefühlen zu kommen, als notwendige Grundlage literarischer Produktion? Wir können es nicht wissen. Fast alles liegt im Dunkeln. Goethe hielt sich bedeckt, und auch die Umwelt breitete ein öffentliches Schweigen über diese schöne Geschichte.

*

Goethes unmögliche Liebe fasziniert bis heute. Sie bannte die Zeitgenossen, die Biografen, die Germanisten, die Schriftsteller. Gerhart Hauptmann hat sich mit ihr befaßt (*Vor Sonnenuntergang*), Stefan Zweig (*Die Marienbader Elegie*[9]), jüngst auch Martin Walser (*Ein liebender Mann*[10]). Und Thomas Mann? Wem Goethes Leben als Vorbild, Urbild, Muster und Regel gilt, der kann diese Begegnung nicht übersehen. Mit einem Wort: Wo Goethe liebt, darf Mann nicht fehlen.

Ja, auch Thomas Mann wollte diese ergreifende Episode literarisch behandeln. In Notizbuch 9 hielt er fest (Notb. II, 186): „*Novellen, die zu machen:* Goethe in Marienbad." In der *Faustus*-Zeit, fügte er hinzu: „Das wurde der ‚Tod in Venedig'." Dieses Notat irritiert. Denn die Aussage „*Novellen, die zu machen:* Goethe in Marienbad" wurde mit Sicherheit erst nach dem August 1912 und also gemacht, als der *Tod in Venedig* schon fast beendet oder gar abgeschlossen war (vgl. 2.2, 380). Weshalb schreibt Thomas Mann gegen Ende der Arbeit an einer Erzählung von einem Plan – und Jahrzehnte später, dieser sei in eben jener Erzählung verwirklicht worden? Blicken wir auf seine Äusserungen im einzelnen. Am 2. März 1913 schrieb er an Julius Bab über

[8] Brief vom 27.4.1798 an Friedrich Schiller (Artemis-Ausgabe 20, 564).
[9] In: Sternstunden der Menschheit.
[10] Martin Walser, Ein liebender Mann, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 2008.

die Marienbader Geschichte: „Ohne eine grotteske Entwürdigung wird es kaum abgegangen sein, wenigstens hie und da. Ich sehe, wie der Alte das Kind einen Hügel hinan haschen will und hinfällt. Sie lacht und weint dann. Und immerfort will er sie heiraten. Schaurig." (GKFA 21, 514) Die Bezeichnungen „grottesk" und „schaurig" sprechen Bände. Sie deuten starke Distanz an – und das Wohlbehagen darüber, dass der grosse Goethe sich lächerlich macht, entwürdigt und stürzt.

In einem Interview vom Oktober 1913 gab Thomas Mann an, dass ihn die Ulrike-Geschichte zum *Tod in Venedig* inspiriert habe:[11]

> Den Einfall zu dieser Erzählung gab mir […] eine Episode aus Goethes Leben. Zu jener Zeit, bevor ich den ‚Tod in Venedig' zu schreiben begann, befasste ich mich wieder viel mit Goethe, seiner Biographie, seiner Korrespondenz, seinem ‚Wilhelm Meister'. Inmitten dieses meines fieberhaften Interesses hörte ich, dass der siebzigjährige Goethe in Marienbad ein sechzehnjähriges Mädchen kennenlernte, sich in es tödlich verliebte und es um jeden Preis zu seiner Frau machen wollte. […] Diese Episode inspirierte mich zum Schreiben meiner Erzählung. Es verursachte mir viel Kopfzerbrechen, wie ich das schwierige Thema angehen sollte… Von Goethe selbst wollte ich nicht schreiben, das möchte ich mir für später aufbewahren.

Zur Sache führte er aus:

> Die Mutter des Fräuleins war sehr für diese Ehe mit dem grossen Dichter, das kindliche Mädchen fühlte sich von Goethes grauen Haaren, welkem, erloschenem Gesicht abgeschreckt; es wollte nichts davon wissen, die Lebensgefährtin des alten Mannes zu werden. ‚Ich bewundere Goethe', sagte das Mädchen, ‚aber es wäre mein Tod, wenn er mich in seine Arme nähme…' Dieses späte und schmerzliche Idyll verursachte Goethe sicherlich viel Leid, er fühlte sich in seinem Stolz, seinem männlichen Selbstbewusstsein gekränkt. Einmal spielte er Fangen mit dem Mädchen, das hurtig und sicher einen Hügel hinauflief. Goethe stolperte, fiel hin und konnte sich nicht ohne Hilfe wieder auf die Füsse stellen. Das große Genie, ein Welteroberer, lag da vor den kleinen Füßen eines Kindes und war in diesem Augenblick nichts anderes als ein hilfloser Greis, dem die Unmacht Tränen in die Augen trieb.

Thomas Mann vermengte hier zwei verschiedene Affairen. Der „Hinfall" Goethes war nicht mit Ulrike, sondern schon 1814 mit Philippine Lade aus Wiesbaden geschehen. Ein Leserbrief wies Thomas Mann auf seinen Fehler

[11] Goethe und der ‚Tod in Venedig', in: Frankfurter Zeitung, Nr. 276, 2. Morgenblatt, 5.10.1913; vgl. Frage und Antwort. Interviews mit Thomas Mann 1909–1955, hrsg. v. Volkmar Hansen und Gert Heine, Hamburg: Knaus 1983, S. 37 f. und 40; GKFA 21, 843 f.

sogleich hin.[12] Er gab zur Antwort:[13] „Ich hatte das durcheinander gebracht, weil ich es als Novellist unbedenklich durcheinandergebracht haben würde." Er bestätigte also seine Fehlleistung, indem er sie rechtfertigte.[14] Ihm unterlief aber nicht nur eine Verwechslung, auch der Charakter der Lade-Geschichte war ein anderer: Als Goethe Philippine Lade begegnete, die er nicht heiraten wollte, war er noch fast ein Jahrzehnt jünger als bei seinem Heiratsantrag an Ulrike Levetzow. Sodann war der Ausgang von Goethes Fall glimpflich. Die Begebenheit war bei weitem nicht so „grottesk" und „entwürdigend", wie Thomas Mann sie mit einem „Element aggressiver Phantasie" (Jutta Linder) sehen wollte. Der Einfall zum *Tod in Venedig* gründet also, wenn man will, auf einem Fehler. Den er beibehielt: Denn Thomas Manns Äusserungen der folgenden Jahre lassen erkennen, dass er nicht willens war, sein historisches Ulrike/Philippine-Gemenge zu lösen. Am 6. September 1915 schrieb er an Elisabeth Zimmer:

[12] Goethe und Fräulein Lade, in: Frankfurter Zeitung, Nr. 278, 2. Morgenblatt, 7.10.1913, vgl. Frage und Antwort, S. 40 (zit. Anm. 11); GKFA 21, 844: „Dieses Vorkommnis hat sich aber in Manns Erinnerung wesentlich verschoben und zwar nach einer Seite hin, die für Goethe wenig schmeichelhaft ist. Nicht nur ist die ‚Träne der Erniedrigung' in Goethes Auge ein Produkt der lebhaften Phantasie des modernen Dichters, auch die Uebertragung des ganzen Ereignisses auf Marienbad und Ulrike v. Levetzow ist ein Irrtum. In Wirklichkeit handelte es sich um Fräulein Lade, einen äusserst begabten und liebenswürdigen ‚Backfisch', den Goethe 1814 in Wiesbaden kennengelernt hatte, ohne dass aber von einer Liebesleidenschaft die Rede sein kann. Das kleine Ereignis, das sich in Manns Erinnerung so entstellt widerspiegelt, findet sich im zweiten Bande von Biedermanns ‚Goethes Gespräche', Seite 271, wie folgt dargestellt: ‚Goethe beschäftigte sich von da an viel mit Fräulein Lade. Es war im Jahre 1814; er gebrauchte die Kur in Wiesbaden und hatte seinen eigenen Wagen bei sich. Täglich fuhr er mit ihr spazieren und nahm sie mit ins Theater. Dann musste sie ihm ihre Meinung sagen, wenn ihr etwas gefiel oder missfiel und weshalb, wobei Goethe es sich dann angelegen sein liess, ihren Geschmack zu läutern und zu billigen. Natürlich gewann er dadurch an dem jungen Mädchen eine enthusiastische Verehrerin. – Auf einer Landpartie nach Jörgenborn bei Schlangenbad musste Fräulein Lade wieder neben ihm im Wagen sitzen, und da sie später eine Skizze nach der Natur machte, wünschte er, diese zu sehen, und fing an zu kritisieren. Ach! Sie können alles besser machen, als ich! rief Fräulein Lade, nahm ihm das Blatt aus der Hand und zerriss es, wahrscheinlich ein wenig gereizt. Aber eins kann ich, was sie nicht können! Und damit lief sie rasch einen steilen Weinberg hinan – Goethe ihr nach. Auf der Höhe aber stolperte er und fiel an dem steilen Abhang zu Boden. Mit beiden Händen klammerte er sich an, bis auf des jungen Mädchens Geschrei einige Herren von der Gesellschaft herbeieilten und ihn aus seiner gefährlichen Lage befreiten. Fräulein Lade zerfloss in Tränen, Goethe aber lachte und suchte sie zu beruhigen!'" Vgl. Goethes Gespräche, III, 140.

[13] Postkarte vom 23.10.1913 an Hans von Hülsen.

[14] Zu Recht merkt Jutta Linder an: „Wenn Thomas Mann […] das Vermengen der Zusammenhänge in seiner Erinnerung nachträglich damit rechtfertigt, dass er ohne einen solchen Irrtum mit seiner dichterischen Phantasie zum gleichen Resultat gekommen wäre, dann bestätigt […] ein solches Sich-Sperren von seiner Seite gegen das Einsehen der Fehlleistung ja gerade, dass eine solche vorgelegen hat." (Jutta Linder: „Memento Vivere". Zu Thomas Manns Orientierung an Goethe, in: „Was war das Leben? Man wusste es nicht!", Thomas Mann und die Wissenschaften vom Menschen, hrsg. v. Thomas Sprecher, Frankfurt/Main: Klostermann 2006 [= TMS 39], S. 205–224, 209 Anm. 13.)

Ich hatte ursprünglich nichts Geringeres geplant als die Geschichte von Goethe's letzter Liebe zu erzählen, der Liebe des Siebzigjährigen zu jenem kleinen Mädchen, die er durchaus noch heiraten wollte, was aber sie und auch seine Angehörigen nicht wollten, – eine böse, schöne, groteske, erschütternde Geschichte, die ich vielleicht trotzdem noch einmal erzähle, aus der aber vorderhand einmal der ‚Tod in Venedig' geworden ist. Ich glaube, dass dieser ihr Ursprung auch über die ursprüngliche Absicht der Novelle das Richtigste aussagt.

Der Goethe-Stoff wurde also nicht schlechthin ersetzt. Noch 1947 stimmte Thomas Mann dem Kritiker Josef Hofmiller zu, der diese „Urkonzeption" des *Tod in Venedig* erkannt und in seiner Besprechung geschrieben hatte: „Der Schatten Ulrike von Levetzows schwebt vorüber."[15]

Zahlreiche Prädikate gab Thomas Mann der Episode: bös, schön, grotesk, erschütternd, dann auch „schauerlich",[16] und fünf Jahre später sprach er ihr, die ihn weiterhin ergriff,[17] „schauerlich-komische, hoch-blamable, zu ehrfürchtigem Gelächter stimmende Situationen" zu.[18] Die Groteske war eine vertraute Empfindungsart, eines der Gestaltungsmuster, das Thomas Mann liebte und beherrschte. Es ging um die Pathologie der Grösse, um Entthronung und ein wenig um Vatermord. Dass Thomas Mann die Levetzow/Lade-Verwechslung aus der Optik des Novellisten beibehielt, ihr also eine höhere Wahrheit zuschrieb, zeigt seine Absicht: Hier sollte der grosse Mann gezeigt werden

[15] Vgl. 10.3.1947 an Hans Eichner.

[16] 10.9.1915 an Paul Amann: „Was mir vorschwebte, war das Problem der Künstlerwürde, etwas wie die Tragödie des Meistertums, und hervorgegangen ist die Novelle aus dem ursprünglichen Plan, Goethe's letzte Liebe zu erzählen: die Leidenschaft des 70jährigen zu jenem kleinen Mädchen in Marienbad (nichtwahr?), das er durchaus heiraten wollte, was aber sie und seine Angehörigen nicht wollten, – eine schauerliche, groteske, erschütternde Geschichte, die ich vielleicht trotz dem ‚T i V' noch einmal erzähle…" (22, 94).

[17] 4.10.1920 an Philip Witkop: „Besonders, aus bestimmten Gründen, interessierte mich die Passage über die kleine Levetzow. Ich kann davon nie ohne grösste Bewegung hören."

[18] 4.7.1920 an Carl Maria Weber (22, 349): „Leidenschaft als Verwirrung und Entwürdigung war eigentlich der Gegenstand meiner Fabel, – was ich ursprünglich erzählen wollte, war überhaupt nichts Homo-Erotisches, es war die – grotesk gesehene – Geschichte des Greises Goethe zu jenem kleinen Mädchen in Marienbad, das er mit Zustimmung der streberisch-kupplerischen Mama und gegen das Entsetzen seiner eigenen Familie partout heiraten wollte, was aber die Kleine durchaus nicht wollte… diese Geschichte mit allen ihren schauerlich-komischen, hoch-blamablen, zu ehrfürchtigem Gelächter stimmenden Situationen". So noch 1939, in [*On Myself*] (XIII, 148): „Ursprünglich hatte ich ganz etwas anderes machen wollen. Ich war von dem Wunsche ausgegangen, Goethe's Spätliebe zu Ulrike von Levetzow zum Gegenstand meiner Erzählung zu machen, die Entwürdigung eines hochgestiegenen Geistes durch die Leidenschaft für ein reizendes, unschuldiges Stück Leben darzustellen – jene Schwere Krise Goethe's, der wir seine herrliche Karlsbader [sic] Elegie verdanken, diesem Aufschrei aus tiefstem Verstört- und Hingerissensein, das für ihn fast zum Untergang geworden wäre und jedenfalls ein Tod vor dem Tode gewesen ist. – Damals hatte ich es nicht gewagt, die Gestalt Goethe's zu beschwören, ich traute mir die Kräfte nicht zu und kam davon ab."

beim Sturz. Der physische Fall wurde zum Sinnbild für die „Entwürdigung", um die es auch im *Tod in Venedig* ging.

Nun steckt in Aschenbach zwar Goethe, aber auch der Autor selbst; auch sich setzt er als Liebenden ein. Im Motiv der Entwürdigung liegt also ein Element heimlicher Identifizierung. Mit Aschenbach sagte sich Thomas Mann nicht nur vom stürzenden Goethe los, sondern verteidigte zugleich dessen Fall. Die Attacke geschah nur mit halber Kraft. Zumal die Entwürdigung schon als solche ambivalent war. In den *Betrachtungen eines Unpolitischen* schrieb Thomas Mann zunächst, Goethe sei „im Alter nicht ehrwürdig, auch ohne Autorität, vielmehr ein recht windiger Ästhetengreis" (XII, 316) gewesen, wobei er Formulierungen brauchte, die er schon ein gutes Jahrzehnt früher im zehnten Notizbuch verwendet hatte.[19] Andererseits aber hatte es die Literatur mit dem Leben und der Liebe eher als mit der Würde. „Ein Künstlerleben", hiess es später in den *Betrachtungen* (XII, 573), „ist kein würdiges Leben, der Weg der Schönheit kein Würdenweg." Vielleicht bestand noch eine gewisse Unsicherheit, ob Leidenschaft dem Geist erlaubt sei, ob sie diesen schwäche oder aber noch erhöhe. Die Tonio-Kröger-Fassung des Problems von Geist und Leben als unüberbrückbarer Polarität hatte sich jedenfalls aber überlebt. Wie der Geist zum Leben kam, das hatte Thomas Mann seit seiner Verheiratung vorzuführen versucht. Dass der Mensch als Träger des Geistes wie des Lebens sich nicht zu restloser Würde verstand, wusste er selbst am besten. Mochte er noch so hoch gestiegen sein – zuletzt verfiel der Geist dem Leben, aber das war kein Entwürdigung, sondern eine weitere Steigerung.

Die Marienbad-Geschichte, im *Tod in Venedig* nur halb und halb erzählt,[20] blieb virulent. Auch im Essay *Goethe und Tolstoi* (1923) sprach Thomas Mann sie an. Goethe, sagte er, habe „niemals unglücklich geliebt, es sei denn in dem grotesk erschütternden, grossartig peinlichen Fall der kleinen Levetzow"

[19] Vgl. Notb II, 259: „Goethe – nicht ehrwürdig. Vielmehr ein recht windiger alter Herr".

[20] Zu erwähnen sind noch einige strukturelle Analogien zur Marienbad-Geschichte:

- Auch in der Venedig-Novelle besteht ein erheblicher Altersunterschied. Zwar ist Aschenbach ein Fünfziger und bei weitem noch nicht so alt wie Goethe in der Marienbader Zeit. Aber nur, wenn man sein Alter von der Geburt an mißt. Tut man es hingegen vom Tode her, ist Aschenbach älter als der Marienbader Goethe. Sein Alter erinnert im übrigen an die Novelle *Ein Mann von funfzig Jahren,* durch die Goethe die Liebe eines alternden Mannes vorgestaltet hatte.
- Auch im *Tod in Venedig* bleibt die Liebe einseitig und unerwidert.
- Beidenorts ereignet sich die Liebe fern der Heimat, unter den Lizenzen eines Badeorts – wenn man so will: im Exil –, und ließe sich nicht in die desinfizierende Normalität der Heimat retten.
- Schliesslich findet sich im *Tod in Venedig* auch das Motiv der künstlich-illusionären Verjüngung. Am Anfang verbindet es sich mit dem „falschen Jüngling", dem „aufgestutzten Greis", der eine „falsche Gemeinschaft mit der Jugend" sucht (GKFA 2.1, 519, 521). Aschenbach gleicht sich diesem an, als er sein graues Haar betrachtet und das scharfe Gesicht (GKFA 2.1, 585), und beschließt, seiner Erscheinung kosmetische Jugendlichkeit zuzuführen. Natürlich steckt hinter dem Verjüngungsmotiv das künstlerische Problem des Vertrocknens und der Unfruchtbarkeit.

(GKFA 15.1, 881). Und weiter: „Meint man, der greise Liebhaber des Fräuleins von Levetzow hätte sich nicht zuweilen an die Grenzen des Lebens und der Menschheit gestossen, wie ein Napoleon sich an den Grenzen der Macht stieß […]?“ (GKFA 15.1, 899) Es sticht ins Auge, wie sehr hier umgewertet wird. Von Sturz und Entwürdigung ist nicht mehr die Rede. Die Ulrike-Liebe zeigt Goethe nun als Grenzgänger, macht ihn zu einem faustisch Unbedingten und Unbändigen und keinesfalls kleiner.

Eine nächste Äusserung folgt im Tagebuch vom 14. September 1935, als Thomas Mann an seine Begegnung mit Klaus Heuser von 1927 zurückblickt. Er vergleicht sie mit wem? Nun: „Goethes erotisches Aushalten bis über 70 – ‚immer Mädchen‘. Aber in meinem Fall sind die Hemmungen stärker, und man ermüdet früher, selbst abgesehen von Unterschieden der Vitalität.“ Der 60jährige von 1935 legte die Gewichte deutlich anders als der 37jährige Verfasser des *Tod in Venedig*. Die Liebe zu Ulrike, an deren Person Thomas Mann im übrigen nicht weiter interessiert gewesen zu sein scheint, diente ihm nun als Beleg für „erotisches Aushalten“. Das „Aushalten“, dem durch diese Bezeichnung eine sittliche Qualität zugesprochen wird, wurde durchaus positiv betrachtet; Thomas Mann bedauerte es vielmehr, dass er seinem Vergleich selbst nicht würde standhalten können. Dass dieser Massstab aber nicht für alle alten Männer galt, zeigt ein Tagebucheintrag vom 4. Juli 1934 über Thomas Manns Schwiegervater: „Auch irritiert mich das senile und schon recht hemmungslose Gejökel des Dreiundachtzigjährigen mit dem hübschen Stubenmädchen.“ Alfred Pringsheim hielt erotisch ja gar noch in seinem neunten Lebensjahrzehnt aus, aber bei ihm fehlte durchaus das Künstlertum, das es legitimiert hätte.

Eine Novelle „Goethe in Marienbad“ hat Thomas Mann nie geschrieben. Aber ein Vierteljahrhundert nach dem *Tod in Venedig* näherte er sich Goethe novellistisch doch an. Am 11. November 1936 schrieb er die erste Seite von Lotte in Weimar. Zwei Tage später berichtete er in einem Brief von der Erzählung, „worin ich mir die phantastische Freude mache, Goethen einmal persönlich auf die Beine zu stellen. Kühn, nicht wahr? Aber nachdem ich’s mit 40 vermieden (beim Tod in Venedig, der aus der eigentlich erträumten Ulrike-Geschichte wurde) will ich mir’s mit 60 lustspielmäßig gönnen.“[21] Eine unwürdige Greisin will hier einen Greis zu alter Leidenschaft ermannen. Doch dieser wehrt ab und träumt vielmehr von Verjüngung in der Verbindung mit der Jugend (9.1, 299 f.): „Da sagt man immer, dass Jugend nur zu Jugend gehöre, aber die junge Natur kommt ganz unbefangen zum Alter.“ Und noch deutlicher (9.1, 292 f.): „Was ist Jugendliebe gegen die geistige Liebesmacht des

[21] 13.11.1935 an Anna Jacobson. Vgl. Werner Frizen: Wiedersehen – ein kleines Kapitel, zu Lotte in Weimar, in: TM Jb 11, 1998, S. 171–202, 199 f.

Alters? Was für ein Spatzenfest ist das, die Liebe der Jugend zur Jugend, gegen die schwindlichte Schmeichelei, die holde Jugend erfährt, wenn Altersgrösse sie liebend erwählt und erhebt […] – gegen das rosige Glück, worin lebensversichert das große Alter prangt, wenn Jugend sie liebt?"

*

1945 ereignete sich etwas Sonderbares. Thomas Mann, der gemeint hatte, seine Ulrike als 52jähriger mit Klaus Heuser erlebt zu haben, kam als 70jähriger zu einem Erlebnis, das seine einschlägige Goethe-Nachfolge deutlich verbesserte. Es ging um die Bekanntschaft mit der Amerikanerin Cynthia Sperry, über die er im Brief an Kuno Fiedler vom 20. August 1945 für die Nachwelt festhielt:[22]

Es war in Lake Mohonk, in den felsigen und waldigen Vorhügeln der Adirondacks, wo wir uns […] im Juni 10 Tage ausruhten. Da war ein junges Mädchen, 16jährig, Cynthia mit Namen, Tochter einer Industriellen-Familie in Connectitut, ein reizendes Kind, lipstick-Engel mit schiefen Augen, von der unermeßlichen amerikanischen Naivität und Kulturbegierde, glühende ‚Verehrerin', traumhaft glücklich, mit mir zusammen zu sein […]. Kurz es wurde etwas wie ein früher oder später flirt daraus.

Kaum hatte Thomas Mann das Mädchen kennengelernt, hiess es im Tagebuch (Tb, 24.6.1945): „Andeutung Ulrikens." Wie präsent das heilige Vorbild doch ewig war! Es liess die Geschehnisse nicht nur in sich spiegeln, es führte sie vielleicht nach ihrem Muster sogar herbei. Die Analogie sollte sich bis ins Detail erstrecken. Wie Thomas Mann Ulrike von Levetzov immer mit dem Adjektiv „klein" versehen[23] oder sie sogar einfach „die Kleine" genannt hatte[24], so sprach er nun von der „kleinen Cynthia" (Tb, 22.6.1945). Und wenn er die Ulrike-Geschichte so dargestellt hatte, dass der Verbindungswunsch Goethes die „Zustimmung der streberisch-kupplerischen Mama" (4.7.1920 an Carl Maria Weber; 22, 349) gefunden habe, so teilte er im Brief an Kuno Fiedler mit, dass Cynthia bei einem Kurkonzert neben ihm gesessen habe, habe „die

[22] In: BlTMG 12, S. 17f. Siehe auch die Einträge im Tb, 20.–25.6.1945, 20.7.1945, 20.8.1945 u. Kommentar zu Tb, 22.6.1945; Postkarte an Cynthia Sperry vom 16.7.1947: „I never forgot you and it is rather improbable that I ever will" (Abb. im *Jahresbericht 2003* des TMA, S. 10). Die Bekanntschaft ist auch in der *Entstehung des Doktor Faustus* (1949, XI, 230f.) erwähnt. Vgl. dazu Elisabeth Galvan: Eleanor Twentyman – alias Cynthia Sperry – in Florenz (http://www.thomasmann.de/sixcms/media.php/471/cynthia_sperry.pdf); Klaus W. Jonas: Thomas Mann und Cynthia Sperry – Versuch einer Dokumentation, in: Auskunft 25 (2005), H. 3. S. 297–311.

[23] „die kleine Ulrike" (23.10.1913 an Hans von Hülsen); „dem kleinen Mädchen" (6.9.1915 an Elisabeth Zimmer, 10.9.1915 an Paul Amann), „zu jenem kleinen Mädchen" (4.7.1920 an Maria Weber).

[24] 4.7.1920 an Carl Maria Weber (GKFA 22, 349).

Mama eingerichtet". Viel mehr geschah physisch nicht, worüber die Ehefrau wohl nicht einmal zu wachen hatte. Aber es genügte für Thomas Manns Stolz, „eine Andeutung der Ulrike-Geschichte […] zu verzeichnen" zu haben, „zur lächelnden Befriedigung meines Sinnes fürs Mythische". Durchaus fehlt das Motiv der Entwürdigung, der Altersunterschied ist weder grotesk noch schaurig, er wird überhaupt nicht erwähnt. Die Ulrike-Episode ist ins unantastbar Mythische entrückt, und wer sie wiederholt, ist dem Zwang zur Rechtfertigung enthoben. Die Cynthia-Geschichte weicht davon insofern ab, als die Liebe von dem jungen Mädchen ausgeht – wenn dieses Wort denn berechtigt ist und es nicht bloss eine Art Bewunderungseuphorie war. Hat sie ihn, hat er sie geliebt? Mehr als ein „Flirt" war es wohl tatsächlich nicht.

Auch in der Erzählung *Die Betrogene* kommt das Motiv der „Spätliebe" zur Darstellung. Die Witwe Rosalie von Tümmler, die etwa in Gustav von Aschenbachs Alter steht, verliebt sich in den jungen Amerikaner Ken Keaton; auch sie erfolglos.

Kaum war *Die Betrogene* abgeschlossen, widerfuhr Thomas Mann nochmals eine eigene Liebe, diesmal zweifellos eine richtige: jene zum Münchner Kellner Franz Westermeier im Zürcher Grandhotel Dolder im Juli und August 1950.[25] Jetzt war er 75 und noch älter als der Marienbader Goethe. Und waren es bei Goethe 55 Jahre Altersunterschied, so bei Thomas Mann gar 56. Es kann nicht ausgeschlossen werden, dass er das Westermeier-Erlebnis suchte, *provozierte*, um es neben das Ulrike-Erlebnis Goethes zu stellen, um seine eigene „Galerie" nachgestaltend, nach Massgabe von jener Goethes, zu komplettieren. Wie schon die früheren Passionen in seine Literatur eingegangen waren, so nun auch Franz Westermeier. Der Essay *Die Erotik Michelangelo's* stellte diesen als ausdauernden Liebhaber dar. Er sei „immer verliebt" gewesen, „weit über die schickliche Altersgrenze hinaus" (IX, 785). Die ausdauernde Fähigkeit des alten Mannes zur Leidenschaft wurde als Zeichen künstlerischer Vitalität verstanden.[26] Michelangelo gab die „‚Ermächtigung' des Alters zur Liebe, die" – wie Thomas Mann hinzufügte – „ich mit dem melancholischen Bildhauer wie mit Goethe und Tolstoi teile. Mächtig aushaltende Naturen." (Tb, 18.7.1950). Längst also hatte die späte Liebe alles Würdelose verloren. Es war vielmehr in geradem Gegenteil zum Signum des Künstlerischen geworden. Nicht nur Goe-

[25] Vgl. Tb, 25.6.–15.8.1950; James Northcote-Bade: „Noch einmal also dies": Zur Bedeutung von Thomas Manns „letzter Liebe" im Spätwerk, in: TM Jb 3, 1990, S. 139–148; Jens Rieckmann: „In deinem Atem bildet sich mein Wort". Thomas Mann, Franz Westermeier und *Die Bekenntnisse des Hochstaplers Felix Krull*, in: TM Jb 10, 1997, S. 149–165; Thomas Sprecher: Der göttliche Jüngling. Anmerkungen zu Thomas Manns „letzter Liebe", in: BlTMG 29, 2001–2002, S. 25–46.

[26] Das Leiden am „Kreuz des Geschlechtes" hatte auch einen „Einschlag von Eitelkeit" (Tb, 14.12.1947). Vgl. Tb, 15.7.1947: „Für meine Jahre werde ich vom Geschl. mehr als gebührend geplagt. Man fragt sich, ob man sich dessen freuen soll."

the liebte ewig, auch Michelangelo und Tolstoi hatten es getan, und selbst Hermann Hesse hielt nicht zurück. Im Tagebuch vom 23. Dezember 1950 notierte Thomas Mann „große Verliebtheit" des 73jährigen Hesse in Erika Mann. Otto Basler hatte ihm mitgeteilt, hier könne „beinah so etwas wie eine ‚Marienbader Elegie' werden."[27]

Nicht der Alte, der liebte, sondern jener, des es *nicht* tat, wurde nun geringgeschätzt. Dies erfuhr George Bernhard Shaw in dem im November 1950 geschriebenen Vortrag über ihn. Thomas Mann kam zum Schluss (IX, 802): „Eine ‚Marienbader Elegie' mit ihrem ‚Die Leidenschaft bringt Leiden', ein Erlebnis wie das des siebzigjährigen Goethe mit Ulrike von Levetzow ist bei Shaw unvorstellbar". Und er fügte hinzu: Shaw „tat sich mehr zugute darauf, als wir es für ihn tun". Die Parteinahme ist klar. In Shaws Werken gebe es keine sinnliche Hingenommenheit, wie sie bei Michelangelo und Goethe spürbar seien. Im Bilde Shaws, und zwar eben auch im geistigen, sei etwas Hageres, Vegetarisches und Frigides, das nicht zur „Vorstellung der Größe" passe, zu der vielmehr die Fähigkeit zur Liebe und das Bekenntnis zum „erotischen Rausch" (IX, 801 f.) gehörten.

Der Vortrag über Shaw unterbrach die Arbeit am *Krull*. Thomas Mann nutzte seinen letzten Roman, die Ulrike-Situation gleich mehrfach zu parodieren. Am einlässlichsten in Felix Krulls Begegnung mit Madame Houpflé, die im März/April 1951 entstand.[28] Die Ulrike-Konstellation wird verschiedentlich variiert:

- Die Beziehung bleibt nicht platonisch, wie es jene Goethes zu Ulrike wohl war, sondern geht ohne Verzug ins manifest Sexuelle über.
- Sodann will Mme Houpflé Felix keineswegs heiraten.
- Das hängt mit den (halb) vertauschten Geschlechterrollen zusammen. Aus dem alten Mann wird die alternde Mme Houpfle, aus der „kleinen Ulrike" der nur unwesentlich weniger junge Felix. Allerdings sind die Geschlechterrollen im *Krull* nicht völlig eindeutig. Felix ist von Anfang an als Zwitterwesen gezeichnet, und er wird in der Houpflé-Szene als Mignon effeminiert. Die Houpflé wiederum spricht wie ein Mann, was die Beziehung homoerotisch unterlegt. Sie nennt ihre Liebe zu Felix „un amour tragique, irraisonnable", und betont, man könne sich „mit der Schönheit nicht verheiraten"(VII, 445 f.). Dies erinnert stark an Thomas Manns eigene Ausführungen im Essay *Die Ehe im Übergang* von 1925, in dem er von der männlich-homosexuellen Liebe gesagt hatte, sie sei „erotischer Ästhetizismus", „‚freie' Liebe im Sinne der Unfruchtbarkeit, Aussichtslosigkeit,

[27] Brief von Otto Basler vom 16.12.1950 an Thomas Mann (TMA); zit. in Anm. zu Tb, 23.12.1950.
[28] Ferner hat Thomas Mann Eleonor Twentyman Züge von Cynthia Sperry gegeben.

Konsequenz- und Verantwortungslosigkeit". Sie sei „nicht gründend, nicht familienbildend und geschlechterzeugend". „Alles, was die Ehe ist, nämlich Dauer, Gründung, Fortzeugung, Geschlechterfolge, Verantwortung", das sei die Homoerotik nicht (15.1, 1032 f.). Mme Houpflé, die den Namen der Jagdgöttin Diane trägt, geht männlich-erobernd vor und erlegt entschlossen ihr Wild. Als Erika Mann „das Erz-Päderastische (‚Schwule') der Szene" hervorhob (Tb, 31.12.1951), widersprach ihr Vater nicht.

– Vergleichbar ist hingegen der soziale Unterschied: Felix ist zwar kein „kleines Mädchen" wie Ulrike, sondern ein Schelm von beschränkter Unschuld. Er wird aber von der viel erfahreneren, reichen und verwöhnten Mme Houpflé, die ihn „süßen Heloten", „Süßester", „Engel", „Beseliger", „petit esclave stupide" und „armen Liebling" nennt, keineswegs ernst genommen. Andererseits nimmt auch er sie nicht ganz ernst. Er kehrt die Rollen um und spricht sie an mit „liebes Kind".
– Im Gegensatz zu Rosalie von Tümmler ist Mme Houpflé Künstlerin, nämlich Dichterin, die sogar beim Lieben in Alexandrinern singt, auf diese Weise an die V. Elegie aus Goethes *Römische Elegien* (1788/90) erinnernd:

> Oftmals hab ich auch schon in ihren Armen gedichtet
> Und des Hexameters Maß, leise, mit fingernder Hand,
> Ihr auf den Rücken gezählt […].

Wenn der Erzähler sie sagen lässt: „Der Geist ist wonnegierig nach dem Nicht-Geistigen, dem Lebendig-Schönen dans sa stupidité, verliebt, oh, so bis zur Narrheit und letzten Selbstverleugnung und Selbstverneinung verliebt ist er ins Schöne und Göttlich-Dumme" (VII, 443), stellt er sie in eine Reihe mit frühen Künstlerfiguren wie Tonio Kröger und Gustav von Aschenbach. Nur daß sie es nun wagt, der Sehnsucht Wirklichkeiten folgen zu lassen.

– Dazu gehört, dass sie von dieser Liebe schreiben wird. „Nach Jahr und Jahren, wenn – le temps t'a détruit, ce cœur te gardera dans ton moment bénit, tu vivras dans mes vers et dans mes beaux romans".[29]
– Das Entwürdigungsmotiv schliesslich wird auf den Kopf gestellt. Mme Houpflé fordert Felix ausdrücklich auf, sie zu erniedrigen und zu duzen. Natürlich ist hier Parodie im Spiel. Aber diese Scherze sind auch ernst. Es ist, in aller Parodie, die definitive Verabschiedung des beschränkt-verkrampften

[29] VII, 450. Wie sehr die Houpflé-Szene autobiographisch unterlegt war und auf Thomas Manns Westermeier-Erlebnis gründete, zeigt sich auch darin, dass er die Worte der Houpflé fast drei Jahre nach der Niederschrift des Kapitels am 14. Januar 1954 nochmals im eigenen Tagebuch notierte: „Was ich aber mir wiederhole, ist: ‚Tu vivras dans mes vers / et dans mes beau romans, / die von den Lippen auch / – verrat der Welt es nie! – / geküßt sind allesamt. Adieu, adieu, chéri!'"

> Würdenbegriffs eines Aschenbachs.[30] Die Houpflé wird nicht unfreiwillig entwürdigt, sie wünscht vielmehr, es zu werden, und findet dabei ihre Wonne. „C'est une humiliation merveilleuse, […] un rêve d'humiliation!" (VII, 448) lässt der Autor sie gar jauchzen.

Die Szene, in der sich so viel verkehrt, ist auch Anlaß, über die Verkehrtheiten der Liebe überhaupt nachzusinnen. Diese sei, sagt Mme Houpflé, „verkehrt durch und durch". Schon im *Zauberberg* (1924) hatte der Seelenzergliederer Dr. Krokowski von der Liebe gelehrt, daß sie „aus lauter Verkehrtheiten" zusammengesetzt sei (5.1, 194). In *Leiden und Größe Richard Wagners* (1933) nahm Thomas Mann den Gedanken selbst auf: „Die Psychoanalyse will wissen, daß die Liebe sich aus lauter Perversitäten zusammensetze." (IX, 381) In *Lotte in Weimar* (1939) schließlich ließ er seinen Goethe reflektieren: „Grausamkeit ist ein Haupt-Ingrediens der Liebe und ziemlich gleichmäßig auf die Geschlechter verteilt: die Grausamkeit der Wollust, die Grausamkeit des Undanks, der Unempfindlichkeit, des Unterjochens und Maltraitements. Die Lust am Leiden und am Erdulden der Grausamkeit übrigens ebenso. Und noch fünf, sechs andere Verkehrtheiten – wenn es Verkehrtheiten sind – aber das mag ein moralisches Vorurteil sein" (9.1, 303; vgl. 9.2, 551 f.).

Und in noch eine Figur liess Thomas Mann sein Dolder-Erlebnis fliessen: in Lord Kilmarnock. In ihm hat er sich selbst beschrieben,[31] etwa wie er sich vom Kellner beim Anzünden der Zigarre helfen ließ.[32] Nach dem Muster wird diese Liebe abgewiesen – Felix Krull folgt dem Schotten nicht. Eine Variante zu Mme Houpflé ist am Schluß des Romans dann Maria Pia Kuckuck, die ihre Tochter auf die Seite räumt und sich ebenfalls sehr entschieden an Felix heranmacht.

Fassen wir zusammen. Thomas Mann hat das Ulrike-Muster in Leben und Werk in verschiedenen Varianten durchgespielt: Für die Variante „alter Mann liebt junge Frau" steht Cynthia Sperry, für jene „alte (oder ältere) Frau

[30] Kurt Tucholsky hatte schon 1929 im Vergleich zu Thomas Mann lobend die „völlige Abwesenheit von Würde" beim alternden Knut Hamsun hervorgehoben (Peter Panter [Psd. für Kurt Tucholsky]: Auf dem Nachttisch, in: Die Weltbühne, 1929, Jg. 25, Zweites Halbjahr, S. 210–214, 213): „Knut Hamsun […] Der ist heute siebzig – aber wie werden sie bei uns alt, und wie wird der alt! Er wird immer lebendiger, immer reifer, immer erdnäher, dabei diese völlige Abwesenheit von Würde, deren starre Panzerplatten die erloschenen Herde unserer Sechzigjährigen umschließen […]. Je töter sie bei uns sind –: desto goethehafter kommen sie sich vor."

[31] Vgl. Tb, 28.11.1954: „Bibi [Michael Mann] zu K[atia]: ‚Der Lord sieht ja aus wie der Zauberer!' Das erste Mal, daß ich es höre." Im Brief an Kuno Fiedler vom 22.11.1954 (Reg. 54/372) hielt Thomas Mann diesem vor, er habe nicht bemerkt, daß Kilmarnock „physiognomisch ein dreistes Selbstportrait" sei.

[32] Vgl. Tb, 12.7.1950: „Zündete mir die Cigarette an. Warten auf das brauchbare Brennen des Zündholzes in seiner hohlen Hand. Zulächeln. Von seinem Gesicht, seiner Stimme wieder tief entzückt."

liebt jungen Mann“ stehen Mme Houpflé, vor ihr, im *Joseph*, Mut-em-enet und dann Rosalie von Tümmler. Enthielt die Liebe des vierundsiebzigjährigen Goethe zu dem siebzehnjährigen Mädchen nach bürgerlichen Begriffen schon ein Element des Verkehrten, so konnte der Gedanke nicht fernliegen, dieses Motiv ins Homoerotische zu drehen. Die autobiographisch gefärbte Wendung ins Päderastische war beim *Tod in Venedig* ein weiteres Mittel der Variation. In der Rezeption lenkte ihr Skandalgehalt von jenem der Altersdifferenz ab. In der männlich-homosexuellen Spielart „alter (oder älterer) Mann liebt jungen Mann“ begegnen uns dann auch Franz Westermaier, erneut Mme Houpflé und Lord Kilmarnock. Nur die Konstellation „alte Frau liebt junge Frau“ scheint Thomas Mann weniger interessiert zu haben.

*

Die Marienbad-Geschichte wirft viele Fragen auf und lädt zu unfrisierten Gedanken förmlich ein. Beginnen wir mit der Liebe.

1. Liebe

Was Liebe sei, ist nicht leicht zu sagen. Dies ist das Glück der Literatur, die immer neue Bestimmungsversuche unternimmt. Offenbar sind die Menschen und Narrationskonsumenten ganz versessen darauf, dies auch immer wieder zu erfahren, sonst wäre ihr Interesse ja längst erlahmt, und die Erzähler müßten sich auf die Endlichkeit des Lebens, den traurigen Sprachglanz der Sieger und andere Empörungen beschränken.

Auch Thomas Mann hat dem Publikum zahllose Proben zum Wesen der Liebe unterbreitet. Er hat die Liebe loben lassen, er hat ihre heimsuchende Gewalt beschworen und ihre vielfarbenen Formen ironisiert. Er hat ihre Fragwürdigkeiten unter dem Licht einer kühl strahlenden Vernunft filettiert, nicht ohne den Spiess umzukehren und diese Vernunft selbst zur Disposition zu stellen. Die Liebe lässt sich zur Not traktieren, und es gibt ja Helden, die solche Traktate wagen, aber sie lässt sich nicht sezieren, solange Sectio bedeutet, dass sie am toten Körper vorgenommen wird. Wenn an lebende Lieben auf diskursive Weise nur Annäherungen erfolgen können, müssen sie, wie die Wahrheit überhaupt, narrativ erfunden werden. Oder anders gesagt: Es gibt einen Punkt, an dem sich jede Liebe der Analyse, der Auseinandernahme und Aufgliederung verweigert; dann dringt weiter nur noch das Licht der Erzählung vor.

Nicht immer ist Liebe ein Zweiparteienspiel. Gelegentlich wird in einer Dreier- oder Viererkonfiguration im Kreis herum geliebt oder übers Kreuz.

Auch kompliziertere Anordnungen sind jedem Partygänger bekannt. Das Marienbad-Muster hält sich demgegenüber in klassischer Einfachheit. Es ist ein Spiel mit den Polen alt und jung. Der Liebende ist alt, doch seine Liebe ist jung. Gab es dabei mehr als Küsse, kam es zur *carnalis copula*, zur fleischlichen Vereinigung, in biblisch-juristischer Tonlage gesprochen? „[K]eine Liebschaft war es nicht", sagte Ulrike im Alter,[33] aber über die äußeren Formen dieser Liebe ist wenig aktenkundig, und es muss Sache von Romanschreibern bleiben, hier mit Vermutungen auszuhelfen und spekulativ zu unterhalten. Bei Thomas Mann meinen wir Genaueres zu wissen, nämlich dass sich das Körperliche in engsten Grenzen hielt.

Dass sich eine Liebe entzündet, ist mehr ein Geschehen als ein Tun, soweit man darin nicht einen aktiven Kern, eine vom Willen nicht unbeeinflusste, ja tätig herbeigeführte Disponibilität erkennen will, bei der sich die Frage der Verantwortlichkeit oder Autorschaft doch stärker stellt. Und zumal dort, wo eine Liebe sich in Taten verwirklicht, sich mitteilt, Widergefühle erzeugen will, und so die geliebte Person unter Druck setzt. Dem Ideal einer Liebe, die das Gegenüber völlig intakt lässt, entspricht die Westermeier-Geschichte besser als die Ulrike-Geschichte.

Nicht einfach zu bestimmen, ist in diesem Zusammenhang der Gegenstand der Liebe. Ist es die junge Frau, die Liebe als wunderbare Veranstaltung der Natur oder narzisstisch die eigene Verliebtheit, das anhaltende Vermögen zur Ergriffenheit? Wer seine Liebe nur im Kopfe abspielen und sie die Geliebte oder den Geliebten möglichst nicht merken lässt, riskiert – oder will vielleicht –, dass sie einseitig bleibt. Der Unerwidertheit bei der Westermeier-Episode entspricht offenbar auch die Struktur der meisten vorangegangenen Affairen, wie auch jener mehrerer Liebesgeschichten im Werk Thomas Manns, etwa in *Tristan,* im *Tod in Venedig*, im *Zauberberg*. Auch Felix Krull liebt die nicht wieder, die ihn lieben, er liebt einzig ihre Liebe und in dieser sich selbst. Im Michelangelo-Aufsatz kommt diese Einseitigkeit zu einer im Grunde eiskalten Apologie: Michelangelo, heisst es da, habe „nie um der Erwiderung willen geliebt, noch an sie glauben wollen und können. Für ihn ist […] der Gott im Liebenden, nicht im Geliebten, der nur das Mittel göttlicher Begeisterung ist" (IX, 788).

2. Altern

Altern ist kein Delikt aus dem Strafgesetzbuch. Aber es ist mit schwerer Arbeit verbunden, nicht nur für Frauen, die sich ihr in der Regel mit denselben Waffen stellen, die sie schon seit früher Jugend benutzen. Denn es ist ihnen nicht

[33] Ulrike von Levetzows Erinnerung an Goethe, hrsg. von August Sauer, Prag 1919, S. 11.

gleichgültig, wie sie im Laufe der Jahrzehnte aussehen und ob die Zeit an ihrem Äußern betrübliche Reduktionen vornimmt.

Heikler als beim weiblichen Reifemanagement ist das Altern bei den Herren. Manche Frauen um 50 bezeichnen ihre männlichen Altersgenossen als „grenzdebil", da diese sich selbst 20 Jahre jünger sähen. Wenn sie einmal die 50 überschritten haben, werden Männer gefährlich. Bisher graue Mäuse, wohl verankert und golden gebunden in familiären Gehäusen von bürgerlichster Stabilität, kommen sie auf dumme Gedanken und krause Ideen, und Pläne von Ausbruch und Umsturz überschwemmen ihr Kleinhirn. Sie verhalten sich wie angeschlagene Boxer und verwundete Löwen, stürzen sich auf blutjunge Frauen und wollen partout nochmals Vater werden.[34]

Alter, heißt es, schützt vor Torheit nicht. *So what*? Das ist so wahr wie banal. Wichtiger ist der Schluss daraus: Jüngere Männer sollten ältere Herren mit Bedacht kritisieren, denn wenn das Leben es gut meint mit ihnen, werden sie selbst einmal alt und töricht. Mancher Unsinn stellt sich im Alter anders dar, nämlich ganz normal und nach der Regel. Da ich nicht weiss, ob ich auch einmal den Verstand verlieren werde, muss ich mich hüten, vorschnell den Stab zu brechen über jene, die sich mir heute vor Augen stellen als von allen guten Geistern verlassen. Kurzum, es liegt im Interesse der Jungen, Altersidiotien vorsichtshalber mit Nachsicht zu begegnen.

3. Altersliebe

Wie gesagt, jedes Alter hat seine Wahrheiten. Eine alterslose Wahrheit aber bleibt, dass die Liebe im Alter noch verrückter ist als jene der Jugend. Dazu trägt das Sexuelle bei, der *Johannistrieb* und *Augustsaft*. Die Liebe eines Alten, die im Zentrum der Marienbad-Affaire steht, scheint auf jeden Fall Abwehrmechanismen auszulösen: Liebt der Alte eine Alte, ist die Liebe nur noch rührend, liebt er eine Junge, wird es peinlich. Der Wunsch und Drang, noch einmal in die Feuchtgebiete abzutauchen, soweit es die hormonellen Verhältnisse zulassen, halb instinkt-, halb erinnerungsgestützte Kundgänge in die erogenen

[34] Nur in der Literaturszene scheinen weder der Verjüngungsdruck noch der Appell an äussere Appetitlichkeit zu wirken. „Just in schöner Kultur tummeln sich seltsamerweise die häßlichsten alten Löwen", seufzte kürzlich eine Journalistin (Marianne Weissberg: Kill Bill!, in: Weltwoche 25/2008, S. 42). „Autoren wie Walser, Grass, Bichsel präsentieren neben schwülstiger Gruftie-(Sex-)Prosa auch gestrüppgleiche Altmännerbrauen, Meerschweinchenbacken, abgelutschte Pfeifen und uralte Vestons. Wieso dürfen die so rumlaufen, fragen Frauen verzweifelt, während sie selbst zur Kosmetikerin, in den Kleider- und Schuhladen pilgern?" Nicht nur ranzige Altherrenprosa wird ihnen also vorgeworfen, auch schwere Missstände im Erscheinungsbild.

Zonen zu unternehmen, stößt auf wenig Verständnis. Die klimakterielle Liebe steht immer noch im Dunstkreis eines Tabus, und die Vorstellungen wären zu untersuchen, die Altersgeilheit gegenüber Jugendgeilheit verpönen, die aus der Liebe eine exklusive Domäne der Jugend machen und dem Alter Resignation, Verzicht, die literarisch überhöhte Entsagung empfehlen wollen.

4. Altersunterschied

Hinzu kommt nun die eklatante Altersdifferenz: Der ganz Alte liebt eine ganz Junge. Das ist die übliche Rollenverteilung. Dass mancher Glück habe „mit grauen Schläfen bei ganz jungen Mädchen", lässt Thomas Mann Rosalie von Tümmler sagen (VIII, 918). Bei ihr selbst hat der Autor die Geschlechterrollen umgekehrt, wie auch bei Claudia Chauchat, Mut-em-enet, Mme Houpflé und Senora Kuckuck. Allerdings sind diese Frauen nur älter und nicht alt, keine hat auch nur annähernd die 74 Lenze Goethes oder die 75 Thomas Manns. In der Realität kommt es weit häufiger vor, dass alte Männer eine junge Frau suchen und finden, als umgekehrt. Frauen, die sich jenseits des mittleren Alters paaren möchten, haben statistisch eine ungünstige Prognose. Alte Löwen gehören eingeschläfert, sagen manche nicht mehr ganz junge Frauen. Dahinter steckt vielleicht auch Neid darauf, dass Grauköpfe, die sich an junge Frauen heranmachen, dabei erfolgreich sind, während ältere Damen auf der Jagd nach jungen Männern nur selten Beute machen. Auch in Thomas Manns Familie ergab sich diese Konstellation, als sich die jüngste Tochter Elisabeth als 20jährige an Giuseppe Antonio Borgese band, der im Alter ihres Vaters stand.[35]

5. Anstössigkeit

Liebe ist etwas ausserordentliche Kulturelles. Für manche Lieben lässt die Gesellschaft keinen Platz, oder die Staatsräson, oder die Familienräson. Unsere abendländischen Vorstellungen sind immer noch von der christlichen Tradition geprägt, die uns gewisse Paarungen als anstössig und skandalös empfinden lässt. Es kann dies die Gleichgeschlechtlichkeit betreffen oder zu grosse Unterschiede des sozialen Standes („Mésalliance"), der Herkunft („Mitteleuropäer holt sich Asiatin oder Russin aus dem Katalog"), der Rasse oder des Alters. Daneben gibt es noch viele andere Gründe, zum Beispiel wenn jemand

[35] Sie ist diesem Alter treu geblieben: Auch später waren ihre Partner meist um 60, zuletzt noch der Bündner Skilehrer, den sie in ihr Herz schloß, als sie schon 80 war.

nach dem Tod seines Partners zu kurz im Witwen- oder Witwerstand verharrt und sich sofort wieder liebend bindet, oder wenn jemand seine Familie verlässt einer neuen Flamme wegen.[36] Dabei schwanken die Wertungen mit der Zeit. Was gestern anstössig war, ist es heute nicht mehr; und sicher wird umgekehrt einmal etwas als unschicklich betrachtet werden, was unsere Gesellschaft durchlässt oder gar verlangt. Wer heute Anstoss nimmt, riskiert, sich in hundert Jahren zu blamieren.

Es ist schwerer geworden, das Peinliche der Marienbader Liebe so recht oder nur schon so zu empfinden, wie Thomas Mann, der im übrigen eine hohe Sensibilität dafür besass, was „de mon âge" – noch – war, es zur Zeit des *Tod in Venedig* tat. Sexuelle Tabus herrschen kaum noch, das Skandalöse verflüchtigt sich allenthalben, gerade auch dadurch, daß jene, die von der Skandalträchtigkeit leben, wie manche Massenmedien, unaufhörlich dazu beitragen, es salonfähig machen. Immer weniger sieht sich die Öffentlichkeit als Instanz, die den Menschen vorzuschreiben hätte, wen sie lieben dürfen und wen nicht.

6. Opfer

Aus liberaler Sicht sollte jedes Individuum lieben können, wie ihm die Liebesorgane gewachsen sind, solange dabei keine Dritte in ihren Rechten Schaden nehmen. Aber die Verletzung ungeschriebener Rechte kann nicht in allen Fällen streng vermieden. So stellt sich die Frage nach dem Opfer. Als solches sehen sich zum einen die verschmähten Alten, der Stand der Verpönten, denen von Rechtes wegen die Liebe der alten Männer zufallen müßte. Als erstes Opfer aber bietet sich schon die junge Geliebte an. Der Alte, dahin geht der Vorwurf, beutet sie aus, indem er ihr egoistisch Zeit nimmt, schönste Jahre, die sie doch mit einem Jungen befruchten müsste. Wenn Liebe bedeutet, nur das Beste für die Geliebte zu wollen, würde dies zur Pflicht führen, auf die Liebe zu verzichten, soweit dies psychologisch möglich ist, sicher aber von Äußerungen der Liebe abzusehen, mit einem Wort: zur Pflicht der Entsagung. Das wiederum steht unter der Voraussetzung, daß die jungen Frauen besser daran tun, sich mit einem jungen Mann zusammenzutun als mit einem alten. Wer aber sollte, könnte und dürfte dies entscheiden?

[36] Eine Beziehung kann auch aus politischen Gründen nicht opportun sein. So können Gesetze vorsehen, dass nicht gleichzeitig ein Paar derselben Regierung angehören darf. Verboten ist hier aber nicht die Liebe dieses Paars, sondern die gleichzeitige Zugehörigkeit zur Regierung, weil damit die Unabhängigkeit des einzelnen Magistraten beeinträchtigt würde. Wenn sich also zwei ineinander verlieben, muss einer von beiden zurücktreten. (Diese Frage stellte sich im Sommer 2008 im Regierungsrat des Kantons Tessin.)

War Ulrike nun ein Opfer oder wäre sie es durch Heirat geworden? Ja und nein. Von Goethe geliebt zu werden, ist eine Offerte, die eigentlich nur ausschlagen kann, wer am Leben bleiben will. Goethes Liebe, beschenkend und bedrängend, war Auszeichnung und Fluch zugleich. Sie setzte ein Mass, das in der Folge keine Liebe mehr gelingen liess.

Auch bei Thomas Mann gibt es Opfer, Lord Kilmarnock, Mut-em-enet, aber manche Geliebte wie Felix Krull sind es keineswegs, und schon gar nicht Tadzio oder Franz Westermeier, die die Liebe kaum wahrnehmen. Opfer sind schliesslich auch die ehelich Betrogenen, die gehörten Dritten, so im Fall der Houpflé der Elsässer Toilettenschüsselfabrikant, der angeblich gar nichts kann, vor allem aber viel zu alt ist, sicher über 40 und nicht 18 wie Felix, was allerdings für die Houpflé auch fast schon zu reif ist. Zuletzt aber ist immer auch der oder die Liebende selbst Opfer, zunächst der Liebe und Passion, dann auch der Abweisung, der Nicht-Weiterführung und -Verwirklichung der Liebe.

7. Die letzte Liebe

Ein besonderes Pathos liegt darin, dass es die *letzte* Liebe ist. Der Tod liebt schon mit. Der Hormonspiegel schwächelt, die Säfte halten sich nur spärlich noch am Kreisen. Viele Ängste ballen sich da zu einem Verzweiflungskern, die Angst vor dem Schwinden des Lebensfadens, die Panik, es könnte zu Ende sein mit aller Potenz. Aber es ist doch auch ein unerhörtes Glück, das Himmelsgeschenk des Noch-einmal!, und unendlich viel besser als die heiterste Leidensfreiheit.

8. Verjüngung

Die Erfrischung, von der Goethe in Briefen sprach, ist im *Tod in Venedig* nur Illusion. Auch in der *Lotte* liess Thomas Mann Verjüngung und Wiedergeburt nicht zu. Bei ihm selbst aber war die späte Liebe ein Beweis für Liebesfähigkeit und damit für anhaltende Jugendlichkeit. Aber ein wenig vom venezianischen „falschen Jüngling" haben die Spätpubertären doch immer.

9. Entwürdigung

Nach dem *Tod in Venedig* sprach Thomas Mann nicht mehr von Entwürdigung. Wie der alte Würdenträger Goethe „Entwürdigung" in Kauf nahm, tat

es Thomas Mann, indem er die Veröffentlichung seiner Westermeier-Tagebücher billigte. Es war ja jeweils Peinlichkeit nur in den Augen einer unverständigen Umwelt. „Der Künstler, dem sinnlichen verhaftet, kann nicht wirklich würdig werden" (XIII, 149) – das ist die Optik Thomas Manns in der zweiten Lebenshälfte: Liebe, zumal Künstlerliebe, kann nicht entwürdigt werden, wer liebt, will keine Würde wahren. Der Liebende ist blind, töricht und frei. Die eine Bindung befreit ihn von allen andern. Worin läge denn die Entwürdigung? Sicher nicht in der Liebe des Alten zu einer Jungen. Soweit Thomas Mann Goethe in den frühen Äußerungen zur Marienbad-Episode als lächerlich gezeigt hat, hat er diesem Geschehen bald darauf die Würde der Naturgewaltigkeit verschafft, die Würde des Lebens selbst. Und er hat sie selbst zu erreichen versucht. Die Entwürdigung des apollinischen Meisters betraf Aschenbach, nicht Goethe und Mann, die das Dionysische zuzulassen die Grösse bewiesen hatten.

10. Abweisung

Auch in der Abweisung liegt keine Entwürdigung. Das kann jedem Jungen passieren. Alle Liebe muss mit Zurücksetzung rechnen. Zudem ist die Tragweite der Abweisung nicht klar. Durch Nichtheirat wird eine Liebe, die sich von der Fortpflanzungsfunktion emanzipiert hat, als solche nicht berührt und auch nicht zwingend beendet. Aber das bürgerliche Ziel der Liebe ist die Heirat, die Verankerung himmlisch verpaarter Transzendenz im Profanen. Nicht-Heiraten beendet demgemäss die Liebe. Man kann in dem Umstand, dass Ulrike auch nachher unverheiratet blieb, immerhin auch eine Form von Treue erblicken. Ausserdem ist nicht einmal sicher, ob Goethes Liebe das Geliebtwerden in Form der Heirat im Innersten wirklich erstrebte.

Auch in Thomas Manns Altersdifferenz-Konstellationen ist Heirat nie ein Thema, was mit seiner Vorstellung der Heiratsferne homosexueller Liebe zusammenhängen mag. Entweder ist einer oder eine der beiden bereits verheiratet, wie etwa Mme Houpflé, Mut-em-enet und Senora Kuckuck, oder eine Heirat wegen Gleichgeschlechtlichkeit verwehrt. Aber Abweisungen kommen vor, bei Mut-em-enet oder Lord Kilmarnock. Sie werden da mit Dezenz, dort mit Verzweiflung aufgenommen.

11. Künstlerliebe

Es sind, bei Goethe und Thomas Mann, aber auch bei Gustav von Aschenbach und bei Mme Houpflé/Felix Krull, Künstler am Werk. Bei Thomas Mann ist das erotische Aushalten, die bewahrte Entflammbarkeit, das Vermögen, im Alter noch Liebender zu sein, nicht nur ein Künstlerprivileg, sondern sogar ein Zeichen und Ingrediens von Künstlertum. Anders gesagt: Der erotisch ausdauernde Alte ist nur interessant, sofern er Künstler ist. Das Künstlertum ist es, das das Alterslieben nach dem kanonischen Muster der Michelangelo und Goethe nicht nur legitimiert, sondern schon fordert. Denn erst dass der Meister auch Mensch ist, macht ihn gross. Erotik ist Grundlage der künstlerischen Potenz, und Alterserotik kein Sturz, sondern Erhöhung. In der Künstlerliebe begegnen sich Geist und Leben. Von Hochmut gegenüber dem Leben ist längst nicht mehr die Rede. Der Geist, der sich nicht aufs Geistige reduziert wissen will und im Alter noch sich aufführt, als verfüge er über den Hormonspiegel eines Achtzehnjährigen, begehrt und begeht vielmehr die Vermählung mit dem Leben.

12. Literarisierung

Da es ein Künstler ist, muss er die Liebe auch gestalten. Das Verhältnis von Leben und Gestaltung ist intrikat. Diese dient der Verewigung des Lebens, der Fortdauer der Liebe und des Geliebten im Medium der Kunst, aber dient nicht auch das Leben der Gestaltung? Wer lebt, um zu schreiben, dem wird das Leben zum Stoff und Steinbruch, der noch das letzte Gefühl zur Ausbeutung auffordert. Die vielfach fragwürdige Artifizierung der Liebe und Überführung von Leben in Literatur ist so gesehen nicht die Rettung der Liebe vor der Zerstörung durch die Zeit, sondern ihr Grab. Denn die Gestaltung hinkt nicht hintendrein. Schon das Erlebnis selbst wird beobachtet, was alle Unmittelbarkeit belastet. Der liebende Dichter schaut sich beim Lieben selbst zu und prüft es auf Verwertbarkeit. So gesehen ist es nicht erst die dichterische Aufgabe, die den Schriftsteller vom Liebesschmerz ablenkt, vielmehr dient dieser der Ökonomie des Schreibens, indem er sich in schöpferische Energie zu verwandeln hat. Kantianisch gedacht ist Liebe kein Mittel für etwas oder zu etwas. Sofern also Liebe dem Schreiben dienen soll, ist es keine Liebe.

Liebe als Stimulans des Werks – Thomas Mann war dieses abgründige Funktion höchst bewusst. Über Michelangelo schrieb er, Liebe sei „der Untergrund seines Schöpfertums, sein inspirierender Genius, der Motor, die glühende Triebkraft seines […] Werkes“ gewesen (IX, 792 f.). Sie ist auch bei ihm selbst

das „Fundament der Kunstübung“ (Tb, 6.8.1950). Dem Werk gehört das Primat. Alle Leidenschaft soll sich als „kunstfähig“ (Tb, 17.3.1943) erweisen und zum Werke ausschlagen. Sie pflegte dies auch zu tun – „eine gewisse Verewigung“ (Tb, 16.7.1950) haben alle Geliebten gewonnen. Thomas Mann verstand sie durchaus als „Erhöhung“[37]. Prekär daran war, dass das Erlebnis sogar gesucht wurde, und zwar nicht oder nicht nur um seiner selbst willen, sondern weil es dem Werk dienlich, nämlich Brennstoff sein sollte. Ob es sich um Leben oder um Inszenierung, um Theater handelt, ist nicht leicht zu unterscheiden.

Das Ideal der Gefühlsreinheit lässt sich unter diesen Umständen nicht halten. Kalkül kommt ins Spiel und unterminiert die Authentizität der Empfindung. Freilich lehren uns Anthropologen und Psychologen, dass das menschliche Paarungsverhalten von Elementen des Kalküls nie ganz frei sei, und so wäre das Künstlerkalkül gar nichts Besonderes und Unmenschliches. Besonders aber war der Zwang zur Distanzierung vom Erlebnis. Thomas Manns Wille zur Ernüchterung und Objektivierung des erotischen und überhaupt des intensiven Erlebnisses wird immer und überall deutlich. Wer sich in der Liebe verlor, ging dem Werk verloren. Das Ethos der Kunst ist das Ethos der Kälte. Zuletzt ist Thomas Mann mit der Elsässer Toilettenschüsselfabrikantengattin aber eine Figur gelungen, der unter aller Parodie der Spaß und Spagat gelingt: ihre Liebe und Felix Krull zu genießen, auch wenn sie weiß, dass sie später darüber schreiben wird, ja die Genuss und Kunstschöpfung schon zusammenfallen lässt.

[37] Tb, 15.7.1935. Seinem Roman-Goethe hat Thomas Mann in den Mund gelegt (GKFA 9.1, 307): „Leben ist Steigerung, das Gelebte ist schwach, geistverstärkt muss mans noch einmal leben.“

Peter-André Alt

Von der Brauchbarkeit eines modernen Klassikers

Thomas Mann liest Schiller

1924 erklärt Thomas Mann: „Ich kann z. B. nicht sagen, daß Schiller, wie jedermann klagt, mir auf der Schule ‚verekelt' worden wäre." (15.1, 784) 1929 beantwortet er die Frage nach dem bevorzugten Buch seiner ‚Knabenjahre' mit der Nennung des *Don Karlos*, den er als „die stolzeste Liebe" und Objekt höchster Leser-Zuneigung apostrophiert (Ess III, 155). Im *Lebensabriß* erinnert er sich 1930 an die „begeistert-behaglichen Stunden", die er „nach der Schule bei einem Teller voll belegter Butterbrote mit der Lektüre Schillers verbrachte." (Ess III, 187) Das positive Urteil über den vielgescholtenen Klassiker der Deutschen ist beglaubigt durch eine Serie von affirmativen Anmerkungen zu Schiller, die sich über ein halbes Jahrhundert, von 1905 bis 1955, erstreckt. Keine Frage, zur illustren Schar der Schiller-Kritiker, deren Spektrum von Büchner und Hebbel bis zu Nietzsche, Brecht und Adorno reicht, gehört Thomas Mann nicht.[1] Aus Anlass von Schillers 100. Todestag publiziert er inmitten eines Reigens kurzer Äußerungen nationaler und internationaler Autoren in der Wiener Tageszeitung Die Zeit die Verse: „Die Hemmung ist des Willens bester Freund. – Den Helden grüß' ich, der Friedrich Schiller heißt." (14.1, 83) Den ersten Teil dieser im Metrum kunstvoll stolpernden Widmung bildet ein Selbstzitat, das auf die letzte Szene des wenige Monate zuvor, Anfang Februar 1905 abgeschlossenen Dramas *Fiorenza* anspielt, in der der sterbende Hedonist Lorenzo di Medici dem fanatischen Bußprediger Savonarola die Lebensbeichte ablegt (VIII, 1062 f.). Dass Schiller explizit mit der Konfession des Liebhabers Lorenzo in Verbindung gebracht wird, mag überraschen; dass diese Konfession letzthin auf die Unterdrückung des Triebs und deren Verhältnis zum Willen Bezug nimmt, passt wiederum zum Schiller-Bild, das Thomas Mann in der im Frühjahr 1905 für den Simplicissimus verfassten Erzählung *Schwere Stunde* umreißt.

[1] Vgl. Georg Büchner: Werke und Briefe, München: Hanser 1988, S. 306; Norbert Oellers (Hrsg.): Schiller – Zeitgenosse aller Epochen. Dokumente zur Wirkungsgeschichte Schillers in Deutschland. Teil I 1782–1859, Frankfurt/Main: Athenäum 1970, Bd. I, 399 f. (Hebbel); Norbert Oellers (Hrsg.): Schiller – Zeitgenosse aller Epochen. Dokumente zur Wirkungsgeschichte Schillers in Deutschland. Teil II 1860–1966, München: Beck 1976, S. 71 ff. (Nietzsche), S. 279 ff. (Brecht); Theodor W. Adorno: Minima Moralia, Frankfurt/Main: Suhrkamp 1981 (zuerst 1951), S. 110 f.

Der Text, der am 9. Mail 1905, dem 100. Todestag Schillers erschien, skizziert ein Porträt auf der Basis der Intimisierung, in die sich ein ironischer Unterton mischen darf, ohne dass es jedoch zur Demontage kommt. Mann selbst nennt die Erzählung 1909 im Vorgriff auf eine Lesung in Halle eine „kleine Studie, die Schiller bei der Arbeit zeigt." (14.1, 210) Im *Lebensabriß* von 1930 bezeichnet er sie als eine „sehr subjektive Schiller-Studie" (Ess III, 185). Hier vollzieht sich eine erste Annäherung an ein Selbstbild, das über die suggestive Akzentuierung psychologischer Korrespondenzen vermittelt wird. Die Ansicht des Künstlers, die der Text offeriert, setzt sich aus kaleidoskopartig gefassten Motivelementen zusammen. Da ist zum einen der kranke Klassiker, der, vom Katarrh heimgesucht, unter „Müdigkeit" und Schmerz leidend, in der Nacht, wenn alles schläft, sein „Werk" vorantreibt (2.1, 419). Da ist der mit eisernem Ethos versehene Leistungsethiker, der seinen Körper misshandelt hat, um auch in Perioden schwerer physischer Beeinträchtigung arbeiten zu können. Und da ist, nicht zuletzt, der Künstler mit dem „Wille[n] zum Schweren" (2.1, 426), der das Bewusstsein kultiviert, dass Schreiben auf hohem literarischem Niveau die Notwendigkeit fortdauernder Mühsal bedeutet – eine Einsicht, die der Dilettant Detlef Spinell im *Tristan* (1903) bekanntlich noch zuspitzt, wenn er mit einer ähnlichen Wendung betont, ein Schriftsteller sei jemand, dem das Schreiben „schwerer" „als allen anderen Leuten" falle (2.1, 358). Der Schiller der Erzählung ist ein Heros der Imagination, der die Realität auf Abstand rückt, um arbeiten zu können. In *Bilse und ich* (1906) hat Thomas Mann ihn neben Shakespeare und Richard Wagner als Beispiel für die Überzeugung bemüht, dass zahlreiche Künstler ihre literarische Welt nicht erfunden, sondern sich der Wirklichkeit als Material und Inspirationsquelle bedient hätten. (14.1, 99). Die Schiller-Erzählung geht an diesem Punkt noch weiter und zeigt einen Protagonisten, der in der Nacht schreibt, weil er allein so die störenden Sinneseindrücke der Realität fernhalten kann.

Nach der Kaskade von dunklen Impressionen, die Lasten und Bedrückung erklären, stellt sich der heitere Schluss von Thomas Manns Erzählung nahezu überraschend ein. Spätestens hier wird die autobiographische Selbstreflexion sichtbar, die im Porträt des Schriftstellers als Willensathlet stattfindet. Auf die Hemmung und Blockierung, die den Künstler zum Ethiker des kategorischen Imperativs macht, folgt am Ende eine konsolatorische Perspektive. Der Trost, den die Erzählung ihrem Helden bietet, vermittelt sich durch die private Idylle, die dem Protagonisten beim Anblick der schlafenden Charlotte zu Bewusstsein kommt (wobei das so explizit erwähnte schwarze Haar der Ehefrau ein deutlicher Hinweis auf diejenige ist, die hier eigentlich gemeint scheint[2]) (2.1, 427).

[2] Charlotte Schiller, die hier auf Katia Mann verweist, war dunkelhaarig, wobei die genaue Farbe als braun-schwarz beschrieben wird.

Das „strenge Glück", von dem vier Jahre später in *Königliche Hoheit* die Rede sein wird, überwindet am Ende den „Willen zum Schweren" (4.1, 399). Aus dem schopenhauerianisch infiltrierten Schiller der Erzähleröffnung[3], der Kunst aus der Kraft zur Verneinung der Lebensmächte schafft, ist jetzt ein heiterer, mit sich selbst einverstandener Bürger: ein anderer Thomas Mann geworden.

Auf sehr kunstvolle Weise findet sich diese Diagnose durch das Finale der Erzählung bestätigt. Im schönen Schlussbild, das das literarische Werk mit einer Muschel vergleicht, deren Rauschen das Element anzeigt, dem sie entstammt, wird nicht nur die Überzeugung formuliert, dass das vollendete Artefakt die Spuren seiner Produktion niemals völlig auflösen könne (2.1, 428) Vielmehr bedeutet die Metapher des Meeres, das in der Muschel nachrauscht, eine Anspielung auf die weltsetzende Arbeit des Epikers. Ihm sind, wie Walter Benjamin 1930 in seiner Rezension von Alfred Döblins *Berlin Alexanderplatz* (1929) bemerken wird, das Element des Meeres, die Weite seines Horizonts und die Vielgestaltigkeit der wie Sandkörner im Lebensboden versammelten Erfahrungen zugeordnet.[4] Durch die luzide Schlussmetaphorik bekräftigt Thomas Mann seinen Perspektivwechsel, indem er den Dramatiker zum Romancier, den ästhetischen Willensmenschen Schiller zum Vorläufer seiner selbst verwandelt. Im *Versuch über das Theater* (1907/08) wird das Verhältnis zwischen Epos und Drama mit Hilfe eines Schillerzitats (aus einem Brief an Goethe vom 26. Dezember 1797) folgerichtig zugunsten der narrativen Gattung aufgewertet. Schiller habe notiert, dass „die Tragödie in ihrem höchsten Begriffe immer zu dem epischen Charakter hinauf, das epische Gedicht ebenso zu dem Drama herunterstrebe." (14.1, 132)[5] Wenn der neben Wagner „mächtigste deutsche Theatraliker", den ein kurzer Artikel von 1929 den „größten Sohn der Kunstform Theater" (Ess III, 164) nennt, eine solche Gewichtung vornehme, sei das ein ernstzunehmendes Indiz objektiver hierarchischer Abstufung. In der Meeresmetaphorik des Schlusses von *Schwere Stunde* ist diese mit Schillers literarischer Praxis kaum vereinbare Diagnose bereits bildhaft antizipiert.

Der autobiographische Subtext lässt sich auch dort erkennen, wo die pathetischen Topoi der Erzählung durch das Antidot der Ironie gemildert werden.

[3] Terence Reed: Thomas Mann und die literarische Tradition, in: TM Hb, 95–136; 104 f. liest *Schwere Stunde* aus der Sicht Nietzsches, wenngleich doch der Willensbegriff, den die Erzählung umreißt, der Schopenhauerschen Askesekonzeption weitaus genauer entspricht.

[4] Walter Benjamin: Gesammelte Schriften, hrsg. von Rolf Tiedemann und Hermann Schweppenhäuser, Frankfurt/Main: Suhrkamp 1972–87, Bd. III, S. 230 („Es gibt nichts Epischeres als das Meer.").

[5] Vgl. den Brief an Goethe vom 26. Dezember 1797: Schillers Werke. Nationalausgabe, Weimar: Böhlau 1943 ff., begr. von Julius Petersen, fortgef. von Lieselotte Blumenthal und Benno v. Wiese, seit 1992 im Auftrag der Stiftung Weimarer Klassik und des Schiller-Nationalmuseums Marbach a. N. hrsg. von Norbert Oellers, Bd.28, S. 176ff (nachfolgend zitiert als: NA)

Ironie manifestiert sich in Epitheta, Oxymoron-Konstruktionen und Spuren eines parodistisch-mimetischen Tons, nicht zuletzt in den lustvollen physiognomischen Nahaufnahmen, die es mit der Schilderungskunst früherer Texte wie *Tobias Mindernickel* (1898), *Luischen* (1900) oder *Gladius Dei* (1902) aufnehmen können. Diese Stilmittel setzt Mann vor allem ein, um die von ihm aufgebauten Leitmotive der asketischen Erfahrung über die Erzeugung von narrativer Distanz zu entspannen. Im einsamen Rückzug des auf seine Imagination verwiesenen Klassikers schlummert nicht nur die Lebensfremdheit des zur ständigen Produktion verurteilten Künstlers, sondern auch eine komische, nachgerade absurde Nuance. Vergleicht man *Schwere Stunde* mit der Festrhetorik des Jubiläumsjahres 1905, so fällt die ironische Perspektive besonders deutlich auf. In seiner exemplarischen Rede zur Straßburger Schillerfeier am 9. Mai 1905 bemerkt Theobald Ziegler, der Todestag sei eigentlich ein Anlaß zur Trauer, und dennoch „flattern, Schiller zu ehren, heute in vielen deutschen Städten lustig die Fahnen im Winde und flammen auf unseren Bergen heute Abend, ihn zu ehren, Freudenfeuer mächtig empor."[6] Ziegler bietet den typischen Topos nicht nur der wilhelminischen Klassikerverehrung, der sich aus Goethes *Epilog zu Schillers Glocke* (1815) herschreibt[7]: den Hinweis, dass „er der unsrige ist".[8] Von diesen Mustern, die bis zur dithyrambischen Rhetorik der in der DDR praktizierten Schiller-Verehrung – charakteristisch bei Johannes R. Becher – fortwirken werden[9], hält sich Thomas Manns Erzählung mit ihrer kunstvollen Annäherung an Physiognomie, Körperlichkeit und Schmerz, aber auch durch die ironische Dekonstruktion ihrer pathetischen Topoi spürbar fern.

50 Jahre nach *Schwere Stunde* wird es ernst mit Thomas Manns Schillerdeutung. Deren über ein halbes Jahrhundert verstreut markierte Leitmotive verdichten sich nun in einem Porträt, das narrative und analytische Element, Pathos und Ironie, Essay und philologische Studie auf freilich nicht immer originelle Weise verbindet. Der aus der Stuttgarter und Weimarer Festrede des

[6] Theobald Ziegler: Rede bei der Schillerfeier der Kaiser-Wilhelms-Universität Strassburg am 9. Mai 1905, Strassburg: J. H. E. Heitz 1905, S. 3.

[7] Johann Wolfgang Goethe: Epilog zu Schillers Glocke (1815), Münchner Ausgabe. 21 in 33 Bänden, hrsg. von Karl Richter in Zusammenarbeit mit Herbert G. Göpfert, Norbert Miller, Gerhard Sauder und Edith Zehm, München: Hanser 1985–1998, Bd.11.1.1., S. 297–300, S. 297 („Denn er war unser!").

[8] Theobald Ziegler: (zit. Anm. 6); Zur Vorgeschichte solcher Topoi Ute Gerhard: Schiller als „Religion". Literarische Signaturen des 19. Jahrhunderts, München: Fink 1994.

[9] So adaptiert Johannes R. Becher das ominöse Possessivpronomen noch 1955 bei einer Rede im Weimarer Nationaltheater; Johannes R. Becher: Denn er ist unser: Friedrich Schiller. Der Dichter der Freiheit (1955), in: J. R. B., Gesammelte Werke. Bd.18, Berlin, Weimar: Aufbau 1981, S. 408–434. Vgl. Claudia Albert: Schiller im 20. Jahrhundert, in: Schiller-Handbuch, hrsg. von Helmut Koopmann, Stuttgart: Kröner 1998, S. 773–794, S. 784

Jubiläumsjahrs (8. und 14. Mai 1955) abgeleitete, im Herbst und Winter 1954 entstandene Schiller-Aufsatz, der kurz vor Thomas Manns Tod als Separatum erschien, ist zunächst von Lesern wie Hans Mayer und Fritz Strich gelobt, von der späteren Forschung ab der Mitte der 60er Jahre jedoch fast einhellig kritisiert worden (Ess III, 290–371).[10] Hans-Joachim Sandberg nimmt 1965 am gesamten Essay den „Mangel einer originären Konzeption" wahr, der die paraphrasierende „Anlehnung" an die teils biographisch-anekdotischen, teils hagiographischen Vorlagen aus dem Umfeld der älteren Schiller-Sekundärliteratur erzwungen habe.[11] Claudia Albert nennt den Aufsatz 1998 „mehr Selbstporträt des Verfassers als Analyse Schillers".[12] Helmut Koopmann bescheinigt ihm ein Jahr später, er biete „festliche Blechmusik" und dieselbe Tendenz zum „Klischee", die schon Manns frühere Überlegungen zum Weimarer Klassiker ausgezeichnet hätten.[13] Irmela von der Lühe spricht im Schiller-Jubiläumsjahr 2005 von einer „gefährlich substanzlosen Überbietungsrhetorik", die das Objekt der Bewunderung auf eine weitgehend stereotype Perspektive des Vergleichs mit Goethe festlege.[14]

Das alles ist zutreffend beobachtet und lässt sich philologisch (zumeist) stützen. Hans- Joachim Sandberg konnte auf der Grundlage detaillierter Vergleichsstudien nachweisen, dass Thomas Manns Essay über weite Strecken kompilatorisch-montageartig aus sekundären Quellen gearbeitet ist.[15] Narrative Elemente werden aus Karl Leberecht Schwabes zeitgenössischem Bericht über Schillers Beerdigung, aber ebenso aus der eigenen Erzählung von 1905 übernommen, die auch an anderen Stellen als Vorlage fungiert.[16] Anmerkungen zum literarischen Werk – insbesondere zu den Dramen – lehnen sich

[10] Zur Entstehung und zu den Quellen Hans-Joachim Sandberg: Thomas Manns Schiller-Studien. Eine quellenkritische Untersuchung, Oslo: Universitetsforlaget 1965, S. 95 ff. Zu den (äußerst erfolgreichen) Vorträgen in Stuttgart und Weimar Erika Mann: Das letzte Jahr. Bericht über meinen Vater, Frankfurt/Main: S. Fischer 1956, S. 28 ff. – Hans Mayer: Ein Leben mit Friedrich Schiller, in: Ders., Wendezeiten. Über Deutsche und Deutschland, Frankfurt/Main: Suhrkamp 1993, S. 225–244, S. 227 f.; Fritz Strich: Schiller und Thomas Mann, in: Die Neue Rundschau, Jg. 68, H.1, Frankfurt/Main: S. Fischer, S. 60–83, S. 60 f. Kritischer dagegen – mit Blick auf den „sublimen Egoismus" des Schiller-Porträts – Hans Hennecke: Nachlese und Erinnerung, in: Neue Deutsche Hefte, Jg. 3, Berlin: Zeitschriftenverlag Neue Deutsche Hefte, S. 273–275, S. 274.

[11] Hans-Joachim Sandberg: (zit. Anm. 10), S. 95.

[12] Claudia Albert: (zit. Anm. 9), S. 785.

[13] Helmut Koopmann: Thomas Manns Schiller-Bilder – Lebenslange Mißverständnisse, in: TM Jb, 12, 1999, 113–131, 115, 123.

[14] Irmela von der Lühe: „Zutrauliche Teilhabe". Goethe und Schiller in der Essayistik Thomas Manns, in: Goethe-Jahrbuch, Jg. 122, Göttingen: Wallstein, S. 202–214, S. 207.

[15] Hans-Joachim Sandberg: (zit. Anm. 10), S. 97 ff.

[16] Karl Leberecht Schwabe: Schillers Beerdigung und die Aufsuchung und Beisetzung seiner Gebeine (1805, 1826, 1827), Leipzig: Kummer 1852. – Die Perspektive der älteren Erzählung greift der *Wallenstein*-Abschnitt des Essays wieder auf (Ess VI, 334 f.)

eng an Fritz Strichs Schillermonographie von 1912 an.[17] Für den ausführlichen *Wallenstein*-Abschnitt konsultiert Mann die damals umfassendste Gesamtdarstellung germanistischer Provenienz, Richard Buchwalds zweibändige Werkbiographie aus dem Jahr 1937, die 1953 in überarbeiteter Fassung neu erschienen war[18]; anekdotisch gehaltene Charakterisierungen der Beziehung zu Goethe, des Schillerschen Künstlertemperaments und seiner Lebenskonzeption folgen wiederum Ernst Müllers Sammelwerk von 1905.[19] Nicht selten finden sich Werturteile und historische Querverweise aus zweiter Hand zitiert, ohne dass derartige Adaptionen kenntlich gemacht werden.[20] Über weite Strecken fehlt dem Essay eine eigenständige Argumentationslinie, die es erlaubt hätte, dem exzerpierten Material individuelle Form zu verleihen.[21] Fraglos wird man von Thomas Manns letztem Text sagen müssen, dass er mit früheren Essays wie *Von deutscher Republik*, *Goethe und Tolstoi* oder *Schopenhauer* nicht vergleichbar ist. Vermeintlich bestätigt sich damit des Autors eigener, in einem Brief an Emil Preetorius vom 6. September 1954 während der Arbeit am Schiller-Essay formulierter Verdacht, seine kreativen Ressourcen seien versiegt: „Meine Verfassung ist nicht die beste, ein quälender Mangel an Energie beherrscht mich, meine produktiven Kräfte scheinen erschöpft." (Br III, 356)

Nicht nur formal, sondern auch methodisch trägt der Essay, wie Mann selbst erkannt hat, fragile Züge.[22] Sein zentrales Argumentationsprinzip ist durch eine Verbindung von Werkanalyse und psychologisch gefärbtem Biographismus determiniert. Immer wieder zielt er darauf, Schiller über den *paragone* mit Goethe zu charakterisieren. Diese Sichtweise hatte Mann schon in früheren Arbeiten zur Weimarer Klassik konsequent durchgehalten. In einem zeitgleich mit der Erzählung *Schwere Stunde* verfassten Beitrag zum Thema „Kritik" liest man, Schiller habe die „sentimentalische" Kunstform gegen die

[17] Fritz Strich: Schiller. Sein Leben und sein Werk, Leipzig: Tempel 1912.

[18] Reinhard Buchwald: Schiller. 2 Bände, Wiesbaden: Insel 1953 (zuerst 1937).

[19] Ernst Müller: Schiller. Intimes aus seinem Leben, Berlin: A. Hofmann & co. 1905.

[20] Hans-Joachim Sandberg: (zit. Anm. 10), S. 118, 129 f.

[21] Sachliche Fehler bleiben dagegen selten. Eine Ausnahme stellt die falsche Datierung der zweiten Ehe von Schillers späterer Schwägerin dar; Charlotte von Lengefelds Schwester ist, als Schiller sie 1787 kennenlernt, seit zwei Jahren mit Friedrich Wilhelm Ludwig von Beulwitz verheiratet, nicht, wie Thomas Mann behauptet, mit dem früheren Karlsschüler Wilhelm von Wolzogen, den sie erst nach ihrer 1794 ausgesprochenen Scheidung ehelicht (Ess VI, 352). Ein zweites Versehen bildet die ungenaue Wiedergabe der Schiller durch den Jugendfreund Scharffenstein zugeschriebenen Äußerung, er habe mit den Räubern ein Buch schreiben wollen, das durch den „Schinder absolut verbrannt werden" müsse; Thomas Mann zitiert – evtl. absichtlich – ungenau „Henker" (Ess VI, 307); vgl. NA 42, 16.

[22] Thomas Mann selbst vermutet in einem Brief vom 19. Februar 1955, dass *Schwere Stunde* im Vergleich mit dem Essay vermutlich „frischer, inniger, glücklicher, bleibender" sei (Br III, 380).

„naive" Goethes im Bewusstsein der Suprematie vorgenommen (14.1, 86). Der Essay *Goethe und Tolstoi* (1921) beschrieb Schiller als dialogisch ausgerichteten Charakter, der sich vom Weimarer Hofrat durch größere Umgänglichkeit und intellektuelle Aufgeschlossenheit abzugrenzen vermochte (15.1, 830 f.). Im Aufsatz *Goethe als Repräsentant des bürgerlichen Zeitalters* (1932) wurden Schillers theoretische Abhandlungen ausschließlich auf biographische Antriebskräfte zurückgeführt, wenn es heißt, sie seien dem Anspruch entsprungen, die eigene intellektuelle Disposition mit der Goethes zu vergleichen (Ess III, 332 f.). *Lotte in Weimar* (1939) greift den Gesichtspunkt des Wettstreits aus der Perspektive des Älteren auf, der im inneren Monolog darüber trauert, dass mit Schillers Tod eine treibende externe Kraft in seinem Leben verloren sei (9.1, 295 f.). Diese Tendenz zum Vergleich setzt sich im Schiller-Beitrag von 1955 an diversen Punkten fort, ohne dass sie mit dem ernsthaften Anspruch der Textanalyse stimmig vermittelt wäre. Der Versuch, Schillers ästhetische Individualität zu erfassen, bricht sich vielmehr an der routinierten Gewohnheit, ihn permanent an Goethes Profil zu messen.[23] Für den Stuttgarter „Sängerkrieg mit Bundespräsident Heuss" und die Feststunde der „Roten" in Weimar – so die Formulierungen aus einem Brief an Frido Mann vom 11. April 1955 – mochte das ausreichen (Br III, 392); die ausgedehntere Druckfassung legte solche Widersprüche dagegen schonungslos offen.[24]

Unbeschadet der dem *genus demonstrativum* geschuldeten Affinität zu Stereotypen und topischen Zitaten, der routinierten Montagetechnik und ein wenig kraftlos wirkenden stilistischen Selbstimitation gilt es allerdings festzuhalten, dass Thomas Manns letzter Essay besser ist, als seine dürftige Reputation vermuten lässt. Im Detail argumentiert er, was Einzelbewertungen zentraler Schillerscher Kategorien, die intellektuelle Einordnung des Werks, aber auch spezifische Textbeobachtungen betrifft, erstaunlich klarsichtig und genau.[25] Jenseits der pathetischen Überhöhungen, die ihn leitmotivisch bestimmen, demonstriert er die analytische Fähigkeit, Schillers ästhetisches Programm in seiner komplexen inneren Ambivalenz zu erfassen. Käte Hamburgers 1989 gegen die Phalanx der Kritiker formulierte Diagnose, Thomas Mann erweise sich in seinem letzten Text „als kenntnisreicher und zugleich originärer

[23] Ess VI, 297, 300, 302, 337f, 356, 358 ff., 363, 366.

[24] Die Übersendung der Buchfassung an Emil Preetorius zitiert ironisch den alten Max Liebermann, der Betrachter seiner späten Werke zu fragen pflegte: „‚Finden se det senil?'" Br III, 411.

[25] Marcel Reich-Ranicki: Thomas Mann als literarischer Kritiker, in: TM Hb, 707–720 bescheinigt dem späten Schiller-Essay eine innere Affinität zum Gegenstand, die in *Schwere Stunde* noch fehle oder zumindest gezügelt erscheine. Das mag stimmen, jedoch ist festzuhalten, dass die eigentliche Stärke des Essays nicht in den Passagen liegt, die Identifikation verraten, sondern dort, wo analytische Qualitäten durchschlagen.

Schillerinterpret“[26], bleibt im Kern also zutreffend, auch wenn die Voten der Verächter deshalb ihre Evidenz keineswegs einbüßen.

Blickt man auf die Gliederung des Essays, so gewinnt man einen Eindruck von seiner relativ heterogenen Struktur. Einem narrativen Beginn, der am Leitfaden von Schwabes Bericht so stimmungsschwer wie wirkungssicher Beerdigung und spätere Bergung des Sarges schildert, folgt ein prinzipieller Versuch, mit Hilfe der an den Platz der traditionellen Idealismuskategorie tretenden Leitbegriffe des Spiels und der Realitätsverhaftung Schillers spezifischen Künstlerintellekt zu erfassen. Im Zentrum des Hauptteils steht die chronologisch gehaltene Charakteristik der Dramen, wobei *Don Karlos* – das Lieblingsstück des jungen Thomas Mann – und *Wallenstein* besondere Aufmerksamkeit finden, während z. B. *Die Verschwörung des Fiesko zu Genua* und *Maria Stuart* in den Hintergrund treten. Leitfaden für die auch auf rhetorische Eigentümlichkeiten, z. B. die Tendenz zum Gnomischen eingehende Analyse bleibt der Anspruch, Schillers Figuren über ihre spannungsreichen Antriebe und die mehrdeutige Konstruktion ihres seelischen Haushalts zu erschließen. Die Untersuchung der Dramen mündet in ein kurzes biographisches Intermezzo zu den Frauen in Schillers Leben, das auf die These zuläuft, der Eros sei nur über die Werklust vermittelt in seinem Alltag präsent gewesen. Eine kurze Würdigung der Erzählungen und der Lyrik (mit Konzentration auf die bevorzugte Elegie *Das Glück*) wird ergänzt durch eine Darstellung der Beziehung zu Goethe, in die eine abrundende Überschau eingelegt ist. Sie verfolgt das Ziel, Schillers ästhetisches Programm als Therapeutikum für eine von zwei Weltkriegen aufgeriebene, zur Humanität offenbar unfähige Moderne zu profilieren.

Ein zentrales Indiz für Manns aufmerksamen Blick ist die abgewogene (und keineswegs formelhafte) Beschreibung Schillers als Spieler, dessen Kunstphilosophie durch immanente Spannungen regiert wird, die sich in der ästhetischen Praxis mit den Mitteln des Theaters durch die Macht der Illusion überwunden finden (Ess VI, 303 f.). Das Spiel erfährt seine Ausprägung im intellektuellen Hang zur Spekulation, aber ebenso in der – mehrfach mit Wagner verglichenen – Lust an der großen theatralischen Inszenierung, in der impetuosen Verfügung über Begriffe und im Transzendierungswillen, der die Erscheinungen zu materiellen Zeichen ideeller Kategorien verwandelt.[27] So bündelt sich, folgt man Thomas Mann, im Spiel die Vielfalt antagonistischer literarischer Antriebe zu einem spannungsvollen Totum. Es liegt auf der Hand, dass die Studie *Ueber naive und sentimentalische Dichtung*, wenngleich nicht explizit genannt, hier

[26] Käte Hamburger: Zu Thomas Manns Schiller-Bild. Eine Dankrede aus Anlaß der Verleihung des Schiller-Preises am 10. November 1989 in Stuttgart, in: LiLi. Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik, Jg. 21, H. 83, Frankfurt/Main: Athenäum, S. 124–129, S. 125.

[27] Ess VI, 307 f., 319, 340 (zu Richard Wagner).

implizit berührt wird. Schillers Spielimpuls erscheint letzthin als Indiz einer „ästhetisch gefährlichen Doppelbegabung", die zwischen Intellekt und Kunst einen Ausgleich zu finden hat (Ess VI, 337). Das Sentimentalische avanciert – durchaus in Übereinstimmung mit der älteren und aktuellen Forschung – zur zentralen Chiffre für die „Amphibienhaftigkeit"[28], die Schillers intellektuelle Disposition regiert.

Eine Vorliebe für Schillers programmatische (keineswegs nur selbstreflexive) Studie über Naives und Sentimentalisches hatte Thomas Mann bereits in vorangehenden Dekaden artikuliert.[29] Der Aufsatz über *Anna Karenina* nennt den Essay 1939 „unsterblich"; ein Jahr später spricht *Die Kunst des Romans* von einem „berühmtem" Text (Ess V, 40, 129). In älteren Beiträgen erwähnt Mann den Begriff des Sentimentalischen zumeist im Zusammenhang stereotyper Zuschreibungen; in ihm manifestiere sich Schillers Naturferne, seine Distanz zur direkten Erfahrung, die aristokratische Geisteshaltung, das Pathos eines intellektuellen Abstands, der die Welt durch „papierne Fensterscheiben" (so die Formulierung des Briefs an Goethe vom 16. Oktober 1795 während der Konzeption der Abhandlung *Ueber naive und sentimentalische Dichtung* (NA 28, 78)) aus der Ferne wahrnimmt. Diese Diagnose erzwingt schon in den älteren Arbeiten prinzipielle Einschätzungen, die das Schillerbild über die Leitkategorie des Sentimentalischen festlegen. In einer Anmerkung zu *Fiorenza* (1912) formuliert Mann ein wenig schematisch, Schillers Differenzierung zwischen naiven und sentimentalischen Dichtern gehe an dem Umstand vorbei, dass den wahren Schriftsteller das Changieren zwischen beiden Formen auszeichne (14.1, 348 f.). Der Aufsatz *Von deutscher Republik* (1922) charakterisiert die Romantik als Beispiel für die Modernität, die Schillers Kategorie der sentimentalischen Dichtung bezeichne (15.1, 545). In *Goethe und Tolstoi* heißt es, dass Schillers Humanitätsbegriff letzthin aus der bis zur Feindschaft gesteigerten inneren Distanz gegenüber der Natur resultiere, hinter der, lässt sich ergänzen, die spezifische Disposition des sentimentalischen Autors erkennbar wird (15.1, 905).

Im Schiller-Essay von 1955 findet sich das Konzept des Sentimentalischen als perspektivische Verfahrensweise mit konstruktivem Gestaltungsanspruch beschrieben. Schiller habe, so argumentiert der Text im Anschluss an frühere Überzeugungen, seine literarische Individualität dort entfaltet, wo es ihm gelungen sei, die sentimentalische Disposition zu idealisierenden Höhenflügen

[28] Walter Hinderer: Schillers „Wallenstein". Der Mensch in der Geschichte. Mit einer Bibliographie von Helmut G. Hermann, Königstein i. Ts: Athenäum 1980, S. 1.

[29] Sie ist nicht nur ein Indiz für die Selbstreflexion, die das Schillerbild bei Thomas Mann leistet; die intellektuelle Identifizierung akzentuiert, im Blick auf den Essay, Helmut Koopmann: (zit. Anm. 13), S. 121.

durch die Tendenz zur Bodenhaftung zu kontrollieren. „Ästhetische Metaphysik“ und „philosophische Spekulation“ sähen sich dergestalt in den Dienst einer Kunstpraxis genommen, die Gegensätze durch spielerische Balance ausgleicht, auf dem Feld der Rhetorik ebenso wie im Terrain der zuweilen zum Opernhaften gesteigerten dramaturgischen Komposition (Ess VI, 336).[30] Wenn in Schillers Texten die „schöpferische Grundgewalt“ die „Mühsal der Spekulation triumphal überlebte und sich, durch sie hindurchgegangen, auf einer höheren Stufe der Produktion in geadelter Einfalt wiederfinden sollte“ (Ess VI, 302), so beschreibt das einen Mechanismus der Wechselsättigung, in dem die ursprünglich antinomischen Kategorien aufgelöst erscheinen. Die Kategorie des Sentimentalischen hebt Thomas Mann im Leitbegriff des Spiels auf, der es erlaubt, Realismus und Idealismus miteinander zu versöhnen. Das ästhetische Programm des Spiels rückt damit in die Nähe der Ironie, die Thomas Mann in den *Betrachtungen eines Unpolitischen* bekanntlich als Technik der „Vermittlung“, des Zugeständnisses und der skeptischen Urteilskultur beschrieben hat (XII, 579 f.). Das Spiel erweist sich so als Analogon der Ironie, die stets „nach beiden Seiten hin“ (XII, 579 f.) wirksam wird, indem sie für Abstand und Ausgleich sorgt. Ästhetik des Spiels und Perspektivismus der Ironie erzeugen das von Nietzsche so genannte „Pathos der Distanz“[31], das Erschütterungen auf der Bühne der Rhetorik inszeniert, nicht direkt erfahrbar macht. Die Engführung der beiden Verfahren offenbart ein erstes Zeichen jener Selbstreflexion, die Manns letzter Essay in bewusst dezenter Form nur über intertextuelle Umwege organisiert.

Wenn Thomas Manns Essay Schillers Freiheitskonzept beleuchtet, so geschieht das stets in engem Bezug zum Spielbegriff der Briefe *Ueber die ästhetische Erziehung* (NA 20, bes. 359 ff.). Spiel bedeutet für Schiller Freiheit ohne den Zwang idealistischer Systemkonstruktionen. Die „Lust am höheren Indianerspiel“, die ihm in der Exposition attestiert wird, verbindet Autonomieanspruch mit Realitätssinn, macht Freiheitsstreben dramaturgisch praktikabel und damit bodenständig (Ess VI, 297). Der Essay *Goethe und Tolstoi* tituliert Schiller 1921 noch sehr pauschal als „Sänger höchster Freiheit“ (15.1, 826). Die Idee der Freiheit sei das Leitmotiv, das Schillers Leben und Werk durchziehe, konstatiert derselbe Text wenig später (15.1, 880). *Deutsche Ansprache* formuliert 1930, nun schon elegischer, Schillers glorifizierende Lehre des Spiels als Idealzustand des Menschen reflektiere eine bereits versunkene Epoche des

[30] Die Tendenz zum Opernhaften wird insbesondere an der *Jungfrau von Orleans* wahrgenommen.

[31] Friedrich Nietzsche: Der Antichrist (1888), Sämtliche Werke. Kritische Studienausgabe, hrsg. von Giorgio Colli u. Mazzino Montinari, Berlin/New York: Deutscher Taschenbuch Verlag /de Gruyter 1999, Bd.6, S. 218.

ästhetischen Idealismus (Ess III, 259). Der Goethe-Aufsatz von 1949 charakterisiert Schiller distanziert als „großen, rührenden Narren der Freiheit" (Ess VI, 123). Der Schiller-Essay von 1955 führt diese Linie fort, wenn er den Spielbegriff in den Dienst eines pragmatischen Freiheitskonzepts stellt, das vor allem an den Dramen abgelesen wird. Eine spezifische Filiation dieses Konzepts repräsentiert die „Abenteuerlust", die das Modell des Erhabenen in dramaturgisch effektiver Weise unterstützt (Ess VI, 298). Das spielerische Moment der von Schiller vertretenen Bühnenästhetik ist damit der doppelte Reflex von Freiheitsanspruch und sinnlicher Materialität – ein Garant für die Amalgamierung von Idealismus und Realismus.

Mit dem Spielbegriff verbindet sich in Manns Argumentation der Bereich der Psychologie, der eine sublimierte Form des Biographismus in die Darstellung einführt. Schillers Humanitätskonzept wird mit seinem Selbstverständnis als Autor verbunden und dergestalt rollenpsychologisch ausgelegt. Das geschieht durch den Versuch, seine Krankheit als Motor für den Anspruch auf Abstoßung von den unreinen Kräften des Lebens zu deuten (Ess VI, 366 f.); es geschieht aber auch durch den Hinweis auf den intellektuellen Abstand, den Schiller gegenüber den profanen Erscheinungen der Wirklichkeit gewahrt habe (Ess VI, 366 f.). Schon der Borchardt-Essay rühmt 1925 „den Aristokratismus der Erwähltheit", der in Schillers Elegie *Das Glück* gefeiert werde (15.1, 1070 f.). Hier meldet sich das Leitmotiv der Geistesdistanz, die Thomas Mann bei Schiller ausgeprägt findet. Es liegt auf der Hand, dass in dieses Bild erneut Elemente der Selbstreflexion einfließen, deren undisziplinierte Inszenierung jedoch durch den Hinweis auf die „Pietätlosigkeit" (Ess VI, 300) der psychologischen Methodik unterbunden wird. Was Schiller zu einem problematischen Objekt solcher Methodik macht, ist seine Tendenz zur künstlerischen Sublimierung persönlicher Antriebe und das Ideal des Abstands als Grundprinzip der literarischen Motivierung. In Schillers Theorie der Form, wie sie exemplarisch die Rezensionen über Bürger (1791) (NA 22, bes. 245 ff.) und Matthisson (1794) (NA 22, bes. 269 ff.) vortragen, manifestiert sich das Postulat der ästhetischen Balance im Sinne eines Leitgesetzes der Kunst. Thomas Mann erblickt die Leistung dieses Gesetzes darin, dass es eine Entspannung zwischen *ethos* und *aisthesis* herbeizuführen vermag. Die moralische Wirkung, die Schillers Literaturkonzept intendiert, wird, wie Mann zu Recht erkennt, nur auf vermittelte Weise freigesetzt – exemplarisch übrigens in der Tragödientheorie.[32] Schon 1913 hatte der Essay *Der Literat* betont, von Schiller sei der Konnex zwischen Kunst und Moral, Geschmack und Ethik als Ideal der Poe-

[32] NA 20, S. 211 ff. (Vorrang der ästhetischen Erfahrung gegenüber dem moralisch-stofflichen Interesse).

sie bestimmt worden (14.1, 356). In einer Vorstudie über Eichendorffs *Taugenichts*, die für die *Betrachtungen* vorbereitet wurde, heißt es 1916, Schiller habe Kunst als Form der Moral, keineswegs jedoch als moralisches Mittel aufgefasst (15.1, 169). Bedingung dieser Perspektive ist, wie Mann auch 1955 bemerkt, die sublime Distanz gegenüber den Materialien der externen Erscheinungswelt. Das schließt realistische Elemente in Schillers Kunst nicht aus, verlangt aber deren konsequent idealisierende Durcharbeitung (Ess VI, 359).

Der Essay von 1955 beleuchtet die spannungsvolle Verbindung zwischen Kunst und Moral als zentrales Merkmal der Schillerschen Ästhetik, indem er Textinterpretationen riskiert, die Widersprüche nicht einebnen, sondern hervorheben. Besonders effizient zeigt sich dieses Verfahren in der Analyse des *Wallenstein* als Drama der Entscheidung und Tragödie der Politik. Autor und Verlag hielten den *Wallenstein*-Teil des Essays für dessen besten Abschnitt, was durch die Tatsache dokumentiert wird, dass die Neue Rundschau zum 80. Geburtstag Thomas Manns seinen Vorabdruck veröffentlichte.[33] Auch wenn Thomas Manns Argumentation, wie schon Sandberg nachwies, die letzte begriffliche Disziplinierung des Materials misslingt und zuweilen den Eindruck erweckt, als folge sie allein der Chronologie der Zitate, glücken hier dichte Einsichten in die szenische Konfiguration und Konfliktstruktur des Trauerspiels.[34] Das liegt vor allem daran, dass die Untersuchung sich nicht mit der Reproduktion von Topoi der älteren Forschung begnügt.[35] Vielmehr werden Deutungsmodelle angeboten, die der komplexen Ambivalenz des Textes Rechnung tragen; der eigenständige Zugriff offenbart sich an drei Beobachtungsfeldern, die hier kurz zu umreißen sind.

(1) Geschichte und Schicksal erscheinen in Manns Deutung nicht als Oppositionsbegriffe, sondern in enger Verschränkung. Das macht wiederum ihre deterministisch anmutende Kraft und wechselseitig sich steigernde, zerstörerische Wirkung auf das im historischen Rahmen handelnde Individuum aus – ein Befund, den die *Wallenstein*-Analysen von Wieses, Glücks und Hinderers nach 1959 vertiefen werden (Ess VI, 320 f.).[36] (2) Historie und Psychologie finden, so die argumentativ angeschlossene Diagnose, in der Wallenstein-Figur

[33] Thomas Mann: Schillers „Wallenstein“, in: Die Neue Rundschau, Jg. 66, H.3, Frankfurt/Main: S. Fischer, S. 278–293. Ein Brief an Agnes E. Meyer vom 9. Februar 1955 hebt „besonders“ den *Wallenstein*-Teil des Essays hervor Br III, 375.

[34] Zur Abhängigkeit von der Sekundärliteratur vgl. Hans-Joachim Sandberg: (zit. Anm. 10), S. 123.

[35] Hans-Joachim Sandberg: (zit. Anm. 10), S. 124, nennt vor allem die Anlehnung an Buchwalds Schiller-Biographie (Bd. II, S. 359 f., zit. Anm. 18) als für die Argumentation prägend. Im folgenden sind die Diagnosen benannt, die über Älteres hinausführen.

[36] Benno v. Wiese: Friedrich Schiller, Stuttgart: Metzler 1959, S. 668 ff.; Alfons Glück: Schillers „Wallenstein“, München: Fink 1976, S. 128 ff.; Walter Hinderer: (zit. Anm. 28), S. 73 ff.

eine Einheit, weil die Außensicht des historiographischen Diskurses durch die Innensicht des Seelenbeobachters ergänzt wird – erneut eine Auffassung, die die Schiller-Forschung später – seit den 80er Jahren – mit den Studien von Fulda, Prüfer und Pikulik fortführt (Ess VI, 325).[37] (3) Die tragische Verbindung zwischen Heteronomie und Autonomie, Freiheitsanpruch und Kontingenz wird von Thomas Mann sehr einleuchtend aus dem Entscheidungsnotstand der Kriegssituation und den Widersprüchen politischen Handelns abgeleitet. Die Formel von der „saturnischen Politik" (Ess VI, 330) fasst die Gemengelage, in der Wallenstein sich bewegt, glänzend zusammen, indem sie den Einfluss der nicht beherrschbaren Handlungsfaktoren auf das scheinbar genau kalkulierte Projekt des Verrats zum Ausdruck bringt, das durch die Unbillen des Zufalls durchkreuzt wird – eine Interpretation der in der Tragödie angelegten agonalen Dynamik, die erst die Schillerforschung der letzten Dekaden – in den Arbeiten von Borchmeyer, Schings und Guthke – aufgegriffen hat.[38]

Im abschließenden Versuch, Schillers intellektuelle Physiognomie zusammenfassend zu würdigen, offenbart sich nochmals die diskrete Raffinesse, mit der Thomas Mann im Schatten des feierlichen Redeanlasses Elemente der ästhetischen Selbstreflexion lanciert. In Adaption einer dem Mann-Leser vertrauten Formel wird die dynamisch-versatile Geistesverfassung Schillers als „motus animi continuus" apostrophiert (Ess VI, 348). Dieselbe Wendung nutzt bekanntlich – unter irreführendem Hinweis auf Cicero – die Novelle *Tod in Venedig* (1912), um den rastlos ausschwingenden Arbeitswillen Gustav von Aschenbachs zu kennzeichnen (2.1, 501).[39] So schmuggelt sich erneut, allerdings sublim vermittelt, ein Selbstzitat in den Essay. In Form der Anspielung, die Aschenbach gilt, wandert der Bezug auf das asketische Künstlerideal in den Schiller-Aufsatz, der den theoretischen Hypertext zum Hypotext der Novelle

[37] Daniel Fulda: Wissenschaft aus Kunst. Die Entstehung der modernen deutschen Geschichtsschreibung 1760–1860, Berlin/New York: de Gruyter 1996, S. 237 ff.; Thomas Prüfer: Die Bildung der Geschichte. Friedrich Schiller und die Anfänge der modernen Geschichtswissenschaft, Köln/Weimar/Wien: Böhlau 2002, S. 174 ff.; Lothar Pikulik: Schillers *Wallenstein* und der „Doppelsinn des Lebens", in: Zeitschrift für deutsche Philologie, Jg. 123, Sonderheft: Literatur und Geschichte. Neue Perspektiven, Berlin: Schmidt, S. 62–76, bes. S. 65 ff. |

[38] Dieter Borchmeyer: Macht und Melancholie. Schillers „Wallenstein", Frankfurt/Main: Athenäum 1988, S. 63 ff.; Hans-Jürgen Schings: Das Haupt der Gorgone. Tragische Analysis und Politik in Schillers „Wallenstein", in: Das Subjekt der Dichtung. Festschrift für Gerhard Kaiser, hrsg. von Gerhard Buhr u. a., Würzburg: Königshausen & Neumann 1990, S. 283–307; Karl S. Guthke: Schillers Dramen. Idealismus und Skepsis, Tübingen/Basel: Francke 1994, S. 165 ff.; vgl. Peter-André Alt, Schiller. Leben – Werk – Zeit. 2 Bde., München: Beck 2004 (2. Aufl., zuerst 2000), Bd. II, S. 455 ff.

[39] Vgl. 2.2, 396 (kein direktes Zitat aus Ciceros *De oratore*, sondern Thomas Mann durch die Lektüre eines Briefes von Flaubert an Louise Colet vom 15. Juli 1853 vertraut). Dazu auch Hans Rudolf Vaget: Thomas Mann. Kommentar zu sämtlichen Erzählungen, München: Winkler 1984, S. 170.

bildet. Cicero – Aschenbach – Mann – Schiller, so lautet die genealogisch eigenwillige Abfolge, die hier zutage tritt. Der Essay spiegelt die Selbstreflexionsleistung der älteren Erzählung und wiederholt deren Arrangement, indem er es explizit der psychologischen Analyse des Klassikers zugänglich macht. Die Anspielung bildet ein Selbstzitat zweiter Ordnung – eine metaleptische Konstruktion, in der Ich- und Fremdreferenz schwer entwirrbar verschlungen sind.

Thomas Mann selbst war sich, durchaus untypisch für ihn, der Qualität seines Textes nicht sicher.[40] Am 11. Januar 1955, 18 Tage nach dem Abschluss der Niederschrift, notiert er im Tagebuch: „kommt mir unneu und hausbacken vor" (Tb, 11.1.1955). Der Eindruck, den seine letzte Arbeit hinterlässt, bleibt in der Tat zwiespältig. Sie ist Abschrift und Umschrift zugleich, geht, deutlich erkennbar, in den Spuren anderer und bietet doch, über die ungehemmte Montage hinaus, bemerkenswerte Transformationen. Im Zentrum ihrer methodischen Umwertungen steht die Umschrift, die der Begriff des Idealismus erfährt. Ihn hat Thomas Mann an den Decouvrierungsapparat der Psychologie angeschlossen und auf diese Weise seiner monolithischen Strenge beraubt. Betrachtet man den Essay im trüben Licht der Schillerforschung der frühen 50er Jahre – in einer Situation *vor* den wegweisenden Monographien von Benno von Wiese und Gerhard Storz -, so erkennt man, dass ein solcher Transferakt keineswegs selbstverständlich war.[41] Er erlaubt es, die im Brief an Emil Preetorius vom September 1954 formulierte Mission der Aktualisierung des Gegenstands als erfüllt zu bezeichnen. Es gehe ihm um das Ziel, so hatte

[40] Schon der Entstehungsprozess ist von massiven Zweifeln begleitet. An Emil Preetorius schreibt Mann am 6. September 1954: „Sie wissen, daß ich zugesagt habe, nächsten Mai in Stuttgart bei der Gedenkfeier zu Schillers 150. Todestage in offiziellstem Rahmen die Festrede zu halten. Die Leute sprachen und insistierten wie Sie: ich allein war der Mann dafür und kein anderer, und da ich am Leben bin, muß ich einwilligen. Nun steht die Aufgabe vor mir, und ich muß sie lösen, bevor ich an irgend etwas anderes denken kann. Wie schwer es mir fällt, sie mir leicht zu machen, ist nicht zu sagen. Denn leicht, naiv-persönlich und herzlich will sie gelöst sein, um damit frei bestehen zu können gegen die Gebirge von literarhistorischem Schrifttum über den Gegenstand, von dessen tausend und einem Verfassern jeder einzelne würdiger, qualifizierter, berufener wäre, als ich, im Stuttgarter Großen Theater diese Rede zu halten." Br III, 357.

[41] Die unmittelbar nach dem Krieg publizierten Schiller-Monographien setzten kaum neue Akzente: Ernst Müller: Der junge Schiller, Tübingen/Stuttgart: Wunderlich 1947; Friedrich-Wilhelm Wentzlaff-Eggebert: Schillers Weg zu Goethe, Tübingen/Stuttgart: Wunderlich 1949; Melitta Gerhard: Schiller, Bern: Francke 1950. Im Jubiläumsjahr 1955 erschien, von der Kritik beklagt, keine gewichtigere wissenschaftliche Schiller-Studie, sondern nur eine Reihe schmaler Einführungen: Heinrich Benfer: Friedrich v. Schiller. Leben und Werk, Bochum: Ferdinand Kamp 1955; Hans Rudolf Hilty: Friedrich Schiller. Abriß seines Lebens, Umriß seines Werks, Bern: Gute Schriften 1955; Karl Kleinschmidt: Friedrich Schiller. Leben, Werk und Wirkung, Berlin: Kongress-Verlag 1955; Hermann Nohl: Friedrich Schiller. Eine Vorlesung, Frankfurt/Main: Schulte-Bulmke 1955; Benno v Wiese: Schiller. Eine Einführung in Leben und Werk, Stuttgart: Metzler 1955. Das Bild änderte sich 1959 mit der rasch kanonisch werdenden Arbeit Benno von Wieses (zit. Anm. 81) und der Untersuchung von Gerhard Storz: Der Dichter Friedrich Schiller, Stuttgart: Klett 1959.

er geschrieben, Schiller „zu dieser Zeit in irgendeine Beziehung zu bringen!“ (Br III, 357). Einen derart schwierigen Auftrag könne man aber nur umsetzen, wenn man begreife, dass Schiller selbst zu seiner eigenen Epoche „in keiner anderen als einer *emporreißenden* Beziehung stand.“ Auch diese Feststellung ist noch ein verstecktes Zitat, wie sich bei näherer Prüfung erkennen lässt. An Friedrich Heinrich Jacobi schrieb Schiller am 25. Januar 1795 in der Absicht, das Wirkungskonzept der neu begründeten Horen zu erläutern:

> Wir wollen, dem Leibe nach, Bürger unserer Zeit seyn und bleiben, weil es nicht anders seyn kann; sonst aber und dem Geiste nach ist es das Vorrecht und die Pflicht des Philosophen wie des Dichters, zu keinem Volk und zu keiner Zeit zu gehören, sondern im eigentlichen Sinne des Worts der Zeitgenoße aller Zeiten zu seyn. (NA 27, 129)

Thomas Manns Essay bestätigt in letzter Konsequenz die Umsetzung dieses Perspektivplans, indem er Schiller eine jenseits aller Epochenzugehörigkeit liegende Bedeutung zugesteht. Die Ambivalenz seiner letzten Arbeit ist hier nochmals mit Händen zu greifen. Einerseits reproduziert sie nämlich den erschöpften Topos vom für alle Generationen neu zu entdeckenden Klassiker, andererseits zeigt sie einen Schiller für das 20. Jahrhundert, der einer zur Selbstaufklärung entschlossenen Moderne zum Muster werden darf.[42] Bertolt Brechts auf den „Materialwert“[43] und die „Brauchbarkeit“ klassischer Autoren bezogenes Anwendungsprogramm hat Thomas Mann damit in eigener Weise adaptiert, indem er Schillers Œuvre als zeitloses Remedium für die Verheerungen der Neuzeit empfiehlt: eine konservative Therapie, unterstützt durch den Effekt einer versteckten Dynamisierung, die sie ihrem kanonischen Klassikerbild an entscheidenden Punkten zuteil werden lässt.

[42] Typisch für die floskelhafte Betonung der „Aktualität“ Schillers (bei der Mann nicht stehenbleibt) ist der kurze Essay von Heinrich Weinstock: Pelagianischer Heroismus. Ein Epilog zum Schillerjahr, in: Neue Deutsche Hefte, Jg. 2, Berlin: Zeitschriftenverlag Neue Deutsche Hefte, S. 650–661.

[43] Bertolt Brecht: Kleiner Rat, Dokumente anzufertigen (1926), Gesammelte Werke, hrsg. vom Suhrkamp-Verlag in Zusammenarbeit mit Elisabeth Hauptmann, Frankfurt/Main: Suhrkamp 1967, Bd.18, S. 50.

Hermann Kurzke

Die Politisierung des Unpolitischen

Thomas Manns Politisierung ereignete sich nicht etwa im Januar 1922, als er sich mit seinem Bruder Heinrich versöhnte, auch nicht im Herbst 1922, als er den Vortrag *Von deutscher Republik* hielt. Sie ereignete sich überhaupt nicht auf einen Schlag. Ihre Natur war nicht die einer Entscheidung, sondern die eines langen, komplizierten und sich selbst erst langsam begreifenden Prozesses, der mit dem Jahr 1914 begann und bis 1933 und darüber hinaus reichte.

Thomas Mann war vor dem Ersten Weltkrieg ein konsequenter Ästhet, der sich um Politik nicht kümmerte. Im August 1914 wurde er zu seiner eigenen beglückten Überraschung (denn er hatte geglaubt, schon mit allen Wassern gewaschen zu sein) von der Welle der allgemeinen Kriegsbegeisterung mitgenommen. „Ich bin noch immer wie im Traum", schrieb er schwärmerisch am 7. August 1914 an seinen Bruder. Berauscht vom Kriege wie Aschenbach von Tadzio brachte er September/Oktober seine *Gedanken im Kriege* zu Papier, die im Novemberheft der Neuen Rundschau erschienen. Bisher hatte er immer den kalten Ästhetenblick auf alles gehabt, einen unbeteiligten, göttergleichen Blick für Komik und Elend der Welt; einer Welt, die nicht zu verändern oder gar zu verbessern, aber durch die Verwandlung ins Kunstwerk allenfalls besser zu ertragen wäre. Das Augusterlebnis riss ihn mitten hinein in eine große nationale Verantwortung, der er sich von da an verpflichtet fühlte. Es ist der Ausgangspunkt der Politisierung und der Schlüssel für alles, was kommt.

Die *Betrachtungen eines Unpolitischen* sind im Grunde nur ein Erklärungsversuch für die verwirrende Tatsache, dass er, der große Ironiker und unparteiische Künstler, für einen Augenblick pathetisch und parteiisch geworden war. Mit allen Finten, Redemanövern und dialektischen Tricks versucht er zu erweisen, dass das Unpolitische der Generalnenner für ihn sowohl als Künstler wie auch als nationales und konservatives Gesellschaftsmitglied sei. Aber er musste erleben, wie der Krieg alles politisierte, alles zur Parteisache machte, auch das Nationale und das Konservative, auch das Ästhetentum. Auch wer sich nicht entscheidet, entscheidet sich in solchen Fällen via facti, und zwar zugunsten der bestehenden Macht.[1]

[1] „Literarischer Ästhetizismus", so schrieb Heinrich Mann diesbezüglich in seinem Essay *Zola*, sei oft „der Vorbote politischer Laster." (Die weißen Blätter 2, 1915, S. 1360, auch in Heinrich Mann: Macht und Mensch. Essays, hrsg. v. Peter-Paul Schneider, Frankfurt/Main: Fischer Taschenbuch Verlag 1989, S. 101 – nachfolgend zitiert als: MM)

Was blieb, als er sich nach 650 Seiten fertig erklärt hatte? Die Erkenntnis, dass er ein Liberaler war. Ein Liberaler im Sinne von Liberalität, nicht von Liberalismus, wie er einschränkend erklärt.[2] Aber nicht einmal diese Einschränkung hält stand. Er ist auch parteipolitisch ein Nationalliberaler. Bei den letzten Reichstagswahlen vor dem Krieg im Januar 1912 hätte er (oder hat er) vermutlich die Nationalliberale Partei gewählt, die mit 45 Sitzen (von annähernd 400) im Parlament vertreten war. Vom Sockel des Nationalliberalismus aus hätte er während des Ersten Weltkriegs eher nach links als nach rechts geblickt. Er schätzte den friedenswilligen, 1917 gestürzten Reichskanzler Theobald von Bethmann-Hollweg,[3] der der linksliberalen Fortschrittlichen Volkspartei nahe stand, die ihrerseits mit der SPD im Bunde war. „Ich wäre es zufrieden, wenn Bethmann wiederkäme", vertraut er noch am 30. September 1918 seinem Tagebuch an. Trotz des markigen Satzes, dass der Obrigkeitsstaat die dem deutschen Volke angemessene, zukömmliche und von ihm im Grunde gewollte Staatsform sei und bleibe,[4] ist er schon damals, um Friedrich Meineckes berühmte Formulierung abzuwandeln, bei aller Treue zum Tode ein Vernunft-Demokrat. „Ich bin Demokrat", schreibt er am 24. März 1916 an Samuel Fischer, fügt allerdings hinzu: „höchstens mit der Vernunft; mit dem Gefühle eher konservativ."[5] Aber immerhin mit der Vernunft. Es gibt in seinem antidemokratischen Kriegsbuch eine Menge demokratische Stellen. Der unpolitische Betrachter ist Ästhet, nicht Politiker, oder will zumindest nicht als Politiker verstanden werden – er schreibt, nachdem er seitenlang undemokratische Meinungen ausgestoßen hat, ungerührt: „ich bin nicht Partei, wahrhaftig, ich bekämpfe nicht die Demokratie"[6]. Er kritisiert sie ja, um sie zu verbessern. Nach gewundenen Debatten entpuppt er sich zum Beispiel als Gegner des preußischen Dreiklassenwahlrechts und, wie die Linksliberalen und die Sozialdemokraten, Anhänger des allgemeinen Wahlrechts. Überhaupt spricht er von den Sozialdemokraten mit Sympathie. Man hört ihn auch nicht den Kaiser preisen. Er ist kein Diederich Heßling. Warum will er die Monarchie?[7] Weil Sachlichkeit, soziale Gerechtigkeit und Freiheitlichkeit in ihr am besten

[2] „Bin ich liberal, so bin ich es im Sinne der Liberalität und nicht des Liberalismus." („Betrachtungen eines Unpolitischen", Kapitel „Bürgerlichkeit", 13.1, 127)

[3] An Philipp Witkop 20. 7. 1917, 22, 203.

[4] 13.1, 13 f. (Vorrede).

[5] 22, 129.

[6] „Politik", 13.1, 359.

[7] „Ich will die Monarchie, ich will eine leidlich unabhängige Regierung, weil nur sie die Gewähr politischer Freiheit, im Geistigen wie im Ökonomischen, bietet. Ich will sie, weil es die Losgelöstheit der monarchischen Staatsregierung von den Geldinteressen war, die den Deutschen die Führung in der Sozialpolitik erwirkte. Ich will nicht die Parlaments- und Parteiwirtschaft, welche die Verpestung des gesamten nationalen Lebens mit Politik bewirkt. (13.1, 285, im Kapitel „Politik").

gewährleistet seien. Sachlichkeit deshalb, weil Parteiinteressen in ihr nicht, wie in der Demokratie, die sachlich gebotenen Lösungen verwässern oder verhindern. Soziale Gerechtigkeit, weil in ihr nicht die Geldinteressen die Führung haben. Und Freiheitlichkeit? Dafür dient Bruder Heinrich als Beispiel. Unbehelligt, so schreibt der unpolitische Betrachter, konnte der Zivilisationsliterat seine radikalen Manifeste zugunsten der Republik erlassen.[8] Das ist in der Tat richtig. Heinrich Mann wurde nicht beobachtet oder verfolgt. Sein Name kommt in den Zensurakten, die im Bayerischen Kriegsarchiv in München verwahrt werden, nicht vor. Den Fortsetzungsabdruck des *Untertan* bei Kriegsbeginn abzubrechen war eine Entscheidung der Zeitschriftenredaktion,[9] nicht der Polizei. Der zweite Band von Heinrichs Kaiserreich-Trilogie, der Roman *Die Armen*, mit dem gleichen Personal wie im *Untertan*, konnte 1917 unbehindert erscheinen. Die „Macht", der Thomas nach Heinrichs bitterbösem Urteil gehuldigt haben soll,[10] interessierte sich weder für den einen noch für den anderen Mann-Bruder. Man sieht Thomas Mann nicht auftreten auf Foren der Kaiserzeit, die denen der Republikrede von 1922 vergleichbar wären (die im Berliner Beethovensaal gehalten wurde). Man sieht ihn nie mit dem Kaiser, sieht ihn aber ziemlich bald mit Reichspräsident Friedrich Ebert, und zwar schon lange vor der Republikrede.[11] Seine Kriegsbejahung und sein „Nationalismus" – ich setze ihn in Gänsefüßchen – nützten ihm im Kaiserreich nichts. Dem monarchischen Staate, den er verteidigte, war er gleichgültig. Die öffentliche Präsenz seines republikanischen Bruders war sogar deutlich höher als die seine. Heinrich Manns Drama *Madame Legros* erlebte 1917 deutschlandweit über fünfzig Aufführungen[12] – es war vor dem *Untertan* Heinrich Manns größter Erfolg. Er hatte zu seinem Glück 1916 den Verleger gewechselt und mit Kurt Wolff einen Mann gefunden, der mit hohem Aufwand für sein Werk warb. „Die Megaphon-Reklame, die gelbbroschierte Massenverbreitung, die Theaterfeste" (so Thomas Mann[13]) blieben nicht ohne (fünfstellige, was die

[8] 13.1, 379 („Politik").

[9] Es handelte sich um die literarische Illustrierte „Zeit im Bild" (Nachweis in: Heinrich Mann 1871–1950, Berlin/Weimar: Aufbau 1971, S. 134 f.).

[10] „Sie, die geistigen Mitläufer, sind schuldiger als selbst die Machthaber, die fälschen und das Recht brechen." (Heinrich Mann, Zola, S. 1370, MM 113) Auch als „Ruhmredner der ruchlosen Gewalt" bezeichnet Heinrich seinen Bruder, durch die Maske des Kampfes Zolas (S. 1356, MM 95)

[11] Am 28. Februar 1922, als Thomas Mann aus *Goethe und Tolstoi* vortrug, vgl. 15.2, 316.

[12] Es wurde am 19. und 20. Februar 1917 in München und Lübeck uraufgeführt, dann am 26. April in Berlin (wo es bis Oktober 34 Vorstellungen gab), und wurde bis 1918 in Frankfurt, Hamburg, Königsberg, Köln, Hannover Kiel und noch einmal in München gespielt. (Heinrich Mann: Madame Legros II. Sämtliche Schauspiele, hrsg. v. Volker Riedel, Frankfurt/Main: Fischer Taschenbuch Verlag 2005, Band II, S. 460 f.)

[13] Betrachtungen eines Unpolitischen, 13.1, 238 („Gegen Recht und Wahrheit"). Im Thomas-Mann-Archiv Zürich hat sich eine Nummer einer zeitungsähnlich aufgemachten Zeitschrift Die

Auflagen betrifft) Wirkung, wenngleich der ganz große (sechsstellige) Massenerfolg erst 1918 mit dem *Untertan* einsetzte. Heinrich Mann kam seinem Bruder 1917 auch mit einer zehnbändigen (gelbbroschierten) Werkausgabe zuvor: *Gesammelte Romane und Novellen*. Leipzig: Kurt Wolff 1917. So weit sollte Thomas Mann es erst Jahre später bringen (*Gesammelte Werke in zehn Bänden*. Berlin: S. Fischer 1925). Im Jahr 1917 aber sah Thomas seinen Bruder an die Spitze gezogen. Verständlicherweise – hatte er selbst doch seit *Buddenbrooks* nur noch ein einziges Buch zustande gebracht (*Königliche Hoheit*), während Heinrich mit *Die Jagd nach Liebe*, *Professor Unrat* und *Die kleine Stadt* und dem fertigen, wenn auch noch nicht erschienenen Roman *Der Untertan* aufwarten konnte und nun auch noch in der Gattung, die damals immer noch als die höchste galt, im Drama, brillierte. Als *Der Untertan* 1918 dann auch noch in sechs Wochen auf hunderttausend verkaufte Exemplare kam,[14] während die *Betrachtungen* zehn Jahre brauchten, um es auf 25 Tausend zu bringen, hatte Thomas Mann immerhin vorübergehend ein bisschen Grund, sich auf der Verliererseite zu fühlen.

Dabei war auch er ein Demokrat. Thomas Mann förderte die Demokratie durch die Art, in der er sie bekämpfte. Er zersetzte das Deutschtum durch die Art, in der er es pries. Er unterminierte auch den Konservatismus durch die Art, wie er ihn propagierte. Und er wusste es. „Konservativ? Natürlich bin ich es nicht; denn wollte ich es meinungsweise sein, so wäre ich es immer noch nicht meiner Natur nach, die schließlich das ist, was wirkt."[15] Der Widerspruch von Sein und Meinen ist eine zentrale Erkenntnis der *Betrachtungen*.[16]

Welt-Literatur erhalten (Nr. 12, erschienen am 23.3.1917), in der es auf der ersten Seite nach reißerischen Überschriften („Jede Woche ein Werk. Die besten Romane und Novellen aller Zeiten und Völker") um Heinrich Mann geht: „Geist und Gestaltungskraft dieses Dichters weisen ihm in der modernen Literatur einen einsamen Rang an. Von einigen aufs höchste geschätzt, hat er lange auf die Teilnahme des großen Publikums warten müssen. Er gehört neben Wedekind zu den umstrittensten Führern der jungen Generation. Der Reichtum dieses kühnen Psychologen unter den deutschen Dichtern der Gegenwart ist breiteren Schichten erst vor kurzer Zeit offenbar geworden. Der Stacheldraht einer unempfänglichen Kritik lag zwischen Dichter und Publikum. Diese Kritik schalt den nur aufs menschliche ausgehenden Dichter ‚pervers', ‚artistisch', ‚gemütlos', ‚ohne Herz' oder verriet mit ähnlichen Schlagworten ihre Ahnungslosigkeit. Dank der Energie eines jungen Verlages, der sich mit Leidenschaft für die kaum erkannten Werte dieses Geistes einsetzte, fielen die Schranken. Und so eroberte er, der einst sich Isolierende und immer Einsame, plötzlich hunderttausende von Lesern. Die Welt dieses Dichters ist unendlich reich." In diesem Tonfall geht es noch eine ganze Weile weiter und endet mit dem Satz: „Die kommende Generation wird Heinrich Mann den Künstler und Kämpfer, als Repräsentanten eines neuen Deutschland zu werten haben."

[14] Diese (vielleicht der Prüfung bedürftige) Angabe stammt aus: Heinrich Mann 1871–1950, Berlin/Weimar: Aufbau 1971, S. 139.

[15] Ironie und Radikalismus, 13.1, 635.

[16] Ausdrücklich „Politik", 13.1, 289.

Das Sein ist immer ein intellektuelles, auch wenn antiintellektuelle Meinungen ausgestoßen werden. Es geht nicht an, die *Betrachtungen* ein konservatives und nationalistisches Buch zu nennen. Sie sind vielmehr ein fortschrittliches, ein zivilisationsliterarisches und ein kosmopolitisches Buch. Die kommentierte Edition der *Betrachtungen*, die 2009 erschienen ist, kann das alles im einzelnen zeigen, an den Aussagen, an den Quellen und an der Rezeption des Werks. Thomas Mann ist kein Nationalist, sondern er betreibt und befördert die *Erkenntnis* des Deutschtums, und das bedeutet immer zugleich das Durchschauen, Erledigen und Zersetzen. Die *Betrachtungen* geben uns eine Analyse dessen, was Deutschtum ideologisch und nationalpsychologisch damals war, wie sie präziser und inniger kein Feind hätte geben können. Georg Lukács pointierte, dass Manns Verirrung im Ersten Weltkrieg daher rührte, „daß er bestrebt war, die innere Problematik des deutschen Bürgers aufs tiefste zu erfassen, um aus der Selbstbewegung der Widersprüche in dessen Sein und Bewußtsein die Richtung der Weiterentwicklung zu erlauschen".[17] Das ist Dialektik vom Feinsten, sehr klug und zweifellos richtig. Indem sie das alte unpolitische Deutschtum aufs innigste erfassen, nehmen die *Betrachtungen* von ihm Abschied. Sie geben es den Wölfen der Erkenntnis preis, die es zu Tode hetzen werden. Dazu musste Thomas Mann sich später gar nicht explizit von seinem Kriegsbuch distanzieren. Die Distanzierung war vielmehr eine automatische Folge der Thematisierung. Das Leben wird, wie schon Tonio Kröger feststellte, erledigt durch Erkenntnis: Aus der Selbstbewegung der Widersprüche ergibt sich, dass etwas ursprünglich einmal gut Gesagtes dann, wenn es verstanden ist, überflüssig wird. Formulierungen, die beim ersten Aussprechen provokant wirken, können später abgeschmackt erscheinen. Einst Wahrhaftiges, das dann aber eine Partei sich angeeignet hat, kann ranzig und unwahrhaftig werden. Alles einmal Ausgesprochene verwandelt sich durch die Veröffentlichung, verliert die Unschuld, die es als nur Gedachtes vielleicht einmal gehabt hat. Wer im Tunnelvortrieb der Erkenntnis wirklich vorne am Bohrkopf ist, interessiert sich nur für das, was unerledigt vor ihm liegt, nicht für den Abraum hinter ihm, nicht für das bereits Durchschaute. Als alles ausgesprochen war, hatte Mann eine wichtige Wegstrecke zurückgelegt. Das Verstandene ist das Tote. Der Geist, der etwas verstanden hat, muss sich zu einem neuen Gegenstand hinbewegen und erlauscht so nach Lukács' Wort die Richtung der Weiterentwicklung. „Niemand bleibt ganz, der er ist, indem er sich erkennt."[18] Die *Betrachtungen*, schreibt Thomas Mann 1949, „waren ein sehr richtiges Buch

[17] Georg Lukács, Auf der Suche nach dem Bürger, in: G. L., Faust und Faustus, Reinbek: Rowohlt 1967, S. 226 (zuerst in G. L., Thomas Mann, Berlin: Aufbau 1950).

[18] Pariser Rechenschaft, 15.1, 1206, wiederholt und auf die „Betrachtungen" angewendet, vgl. „Kultur und Sozialismus", Ess III, 56.

mit einem falschen Vorzeichen. Ich habe viel zu viel dabei gelernt, als daß ich mich nötigen ließe, davon, das heißt: von mir selbst ‚abzurücken'. […] Gewiß, beim letzten Wort der ‚Betrachtungen' stand ich nicht mehr, wo ich beim ersten gestanden. Ich bin weiter gegangen, wie es sich für einen lebendigen Geist gehört; nur daß es meine Art ist, nichts aus meinem Leben herausfallen zu lassen, sondern das Frühe ins Später mitzunehmen, so daß es jederzeit wieder produktiv werden kann."[19]

Die Identität wahren und sich doch verändern, das ist die Aufgabe. Thomas Mann wächst wie ein schiefer Baum. Denkt man sich den Stamm eines schiefen Baums in Scheiben geschnitten, liegen sie übereinander und doch irgendwann nicht mehr über ihrem Ausgangspunkt. Als Thomas Mann sich offen zur Republik bekannte, begründete er sie ausdrücklich aus dem Augusterleben von 1914,[20] nicht aus dem Novembererleben von 1918. Er versucht erst einmal, das Neue mit dem Alten zur Deckung zu bringen.[21] Die Scheiben schichten sich aufeinander und verrutschen dabei, jede hat mit der vorigen 90% ihrer Fläche gemein, aber jede bildet eine neue Mitte, und nach zehn Überlagerungen ist die einstige Mitte über den Rand gekippt. 1927 wird Thomas Mann die Demokratie nicht mehr aus dem August 1914 begründen. Er hat jetzt erkannt, dass der unpolitische Idealismus den deutschbürgerlichen Menschen verblendet hat über die wirkliche und brutale Seite des Krieges.[22] Das Augusterleben ist aus der Mitte gerutscht und von der Scheibe gefallen, und 1933 ist es so weit, dass es zur Mitte des Feinddenkens geworden ist. Es war die Heimsuchung von 1914, die sich 1933 wiederholte, und wie ihr Vorbild würde sie in einen grässlichen Untergang münden. Hitler selbst hatte den Tag Ende Januar 1933, als er zum Reichskanzler gewählt wurde, mit dem gewaltigen und schwärmerischen Zusammenschluss der Nation in den ersten Augusttagen 1914 verglichen, und Thomas Mann zitiert diese Äußerung sofort. Bereits am 1. Februar 1933 warnt er einige junge Leute, die ihm Fröhliches geschrieben hatten, vor den Konsequenzen der Parallele 1914/1933, vor dem Glauben an Hitler, vor der „Verhunzung des Irrationalen, die zum Himmel stinkt", und vor der Katastrophe, die er kommen sieht.[23]

Wir blicken noch einmal zurück. Die Weimarer Republik hätte der unpoli-

[19] An G. W. Zimmermann, Br III, 118.

[20] Die Republik sei kein Geschöpf der Niederlage und der Schande, sondern eines der Erhebung und der Ehre, nämlich Ergebnis der „Stunde begeistert totbereiten [sic] Aufbruchs", die die Jugend zu Recht nicht verleugnen wolle (Von deutscher Republik, 15.1, 528).

[21] „Dieser republikanische Zuspruch setzt die Linie der ‚Betrachtungen' genau und ohne Bruch ins Heutige fort, und seine Gesinnung ist unverwechselt, unverleugnet die jenes Buches; diejenige deutscher Menschlichkeit." (Vorwort [zu ‚Von deutscher Republik'], 15.1, 584)

[22] Kultur und Sozialismus, Ess III, 57.

[23] Brief vom 1.2.1933 an einige junge Leute, Reg I, 33/24.

tische Betrachter eigentlich strikt ablehnen müssen. Das Gegenteil ist der Fall. Gleich im Januar 1919 verweigert er sich dem Ersuchen von zwei Behörden der jungen Republik nicht, dem neuen Deutschland seinen Zuspruch zu gewähren.[24] Hängte er sein Mäntelchen in den Wind? Den Verdacht, dass es ihm gar nicht um die Monarchie gegangen sei, sondern dass er sich einfach nur beugte vor der jeweiligen Macht, kann man nur deshalb entkräften, weil er es 1933, als es wirklich darauf ankam, eben nicht mit der Macht gehalten hat wie so viele Märzgefallene, sondern sich, auch wenn bis zum öffentlichen Outing noch eine Zeit verging, zu einer konsequenten Opposition durchgerungen hat, die er mit der Exilierung bezahlte.

Im Falle der Republik erfolgte das Outing weithin sichtbar im Oktober 1922, als Thomas Mann sich zu einem kulturellen Repräsentanten des neuen Staates aufschwang. Man sieht ihn nun, so wie Gerhart Hauptmann, so wie seinen Bruder Heinrich Mann, an der Seite der regierenden Sozialdemokratie. Vorerst tut er noch so, als läge keine Umkehr vor, und betont die rückwärtige Kontinuität. Die Wandlung zum Republikaner geschieht anfangs nur mit halber Überzeugung. Er bleibt Herzensmonarchist auch als Vernunftrepublikaner – mit diesen Vokabeln startete Friedrich Meinecke[25] einen Vermittlungsversuch, der es vielen Intellektuellen ermöglichte, ohne ein Gefühl des Verrats dem neuen Staat zu dienen. Auch Thomas Mann geht über diese Brücke und begründet deshalb die Republik nicht aus der Tradition der Aufklärung, sondern – bemüht und verquer – aus der Romantik (mit Novalis), dem Ästhetizismus (Stefan George), dem Vitalismus (Walt Whitman) und versteckt auch aus der Homosexualität, mit Argumenten, die er sich bei George, Whitman und Hans Blüher holt. „Was ist deutsch?" bleibt lange eine seiner Leitfragen. Den Sozialismus (womit er die SPD meint) nennt er 1925 „unsere eigentlich nationale Partei". Aber immer noch will er das Unpolitische dazu gesellt haben und verlangt, dass Karl Marx erst den Friedrich Hölderlin lesen solle.[26]

Einige Jahre hält das vor und herrscht das vor, etwa von 1922 bis 1926. Auf die Probe gestellt wird der Republikanismus erst in den Jahren des Aufstiegs von Adolf Hitler. Jetzt verschwinden die romantischen Gespinste, und Thomas Mann politisiert sich endgültig. Das heißt: Er wird Partei und scheut sich nicht mehr, Partei zu sein. Von 1927 bis 1933 hält er einige große Reden und schreibt zahlreiche Artikel, die sich offensiv und furchtlos mit der nationalsozialistischen Bewegung anlegen und mit Entschiedenheit nicht irgendwelche Ideen, sondern die konkrete Weimarer Republik verteidigen. Er will dem Bür-

[24] Mit den Artikeln [„Für das neue Deutschland"] und „Zuspruch", beide in 15.

[25] In seinem Artikel „Verfassung und Verwaltung der deutschen Republik", in: Die Neue Rundschau, Januar 1919, S. 1–16, das Zitat S. 2.

[26] Deutschland und die Demokratie, 15.1, 946.

gertum Mut machen, seinen Platz an der Seite der Sozialdemokratie zu nehmen.[27] Was die Quantität und die Reichweite seiner Äußerungen anbelangt, ist er, auch wenn es radikalere Autoren gegeben hat, schon damals der bedeutendste antifaschistische Schriftsteller Deutschlands. Ein unwissender Magier ist er ganz gewiss nicht.[28] Der vormals eher scheue Vernunftrepublikaner füllt erstaunlicherweise als politischer Redner große Säle, nicht nur in der Weimarer Zeit, sondern auch später im amerikanischen Exil. Er spricht im Rundfunk und schreibt zahlreiche politische Zeitungsartikel. Die hohe Präsenz im politischen Tageskampf ist neu; ist ein Ergebnis des Lernprozesses, den das Augusterlebnis 1914 in Gang gesetzt hat. Um den Meister selbst zu Wort kommen zu lassen und den Grad seiner Politisierung sowie seiner Zustimmung zur Weimarer Republik sinnfällig zu machen, zitiere ich hier den Artikel *Sieg deutscher Besonnenheit*, der 1932 im sozialdemokratischen *Reichsbanner* erschien.

SIEG DEUTSCHER BESONNENHEIT!
Da Sie es wollen, bekenne ich mich aufs neue zu der Überzeugung, daß die – heute keineswegs verwirklichte – soziale Republik die Staats- und Gesellschaftsform ist, in der Deutschland den ihm von der Geschichte gestellten Aufgaben allein gerecht werden kann. Mein Sinn für nationale Ehre läßt mich wünschen, daß Deutschland nicht zum blutigen Narrenhaus entarte, sondern mit Besonnenheit und Würde dazu helfe, Europa aus der politischen Sackgasse, in die es geraten, hinauszuführen und eine bessere Welt aufzubauen.

Darum verabscheue ich das trübe Amalgam, das sich „Nationalsozialismus“ nennt, dies Falsifikat der Erneuerung, das, hirn- und ziellose Verwirrung in sich selber, nie etwas anderes als eben Verwirrung und Unglück wird stiften können, diese Elendsmischung aus vermufften Seelentümern und Massenklamauk, vor der germanistische Oberlehrer als vor einer „Volksbewegung“ auf dem Bauch liegen, während sie ein Volksbetrug und Jugendverderb ohnegleichen ist, der sich umlügt in Revolution.

Daß der Nationalsozialismus einem kleinbürgerlichen Menschentyp, der in Wahrheit der Gefangene der Vergangenheit ist, die Möglichkeit gewährt, sich als „Revolutionär“ zu fühlen, ist in der Tat eine seiner Hauptanziehungskräfte. Eine andre ist seine wüste Freigebigkeit im Versprechen, die jeder, aber auch jeder Art von Unzufriedenheit, der gerechten und ungerechten, mit dem Maule das Ihre gibt, – der gesinnungsloseste Stimmenfang, der je versucht worden. Die Macht um jeden Preis, auf jedem Wege, mit jeder Hilfe: das ist seine „Idee“, – die Macht, Deutschland auf den Begriff zurückzuführen, den er, in finsterer Stupidität, sich davon macht. Seine Liebe zum deutschen Volk ist Haß, grün blickender, gierig seine Stunde abwartender Haß auf drei Viertel eben dieses Volkes, die nicht wollen, wie er, nicht die Knüppelherrschaft einer Partei wollen,

[27] Das geschah vor allem in der *Deutschen Ansprache* von 1930, einer politischen Aktion, die, wie Thomas Mann wörtlich erklärt, dem „Bürgertum Mut machen“ wollte, „seinen politischen Platz an der Seite der Sozialdemokratie zu nehmen, damit eine in jeder Beziehung ruinöse Pöbelherrschaft hintangehalten werde.“ (Die Wiedergeburt der Anständigkeit, 1931, XII, 661)

[28] Vgl. Joachim Fest: Die unwissenden Magier. Über Thomas und Heinrich Mann, Berlin: Siedler 1985.

die nicht einmal eine Partei, sondern ein Mischmasch heterogenster Strebungen, Nöte, Begierden und anderer Idealismen ist.

Kein freier Mensch, kein Deutscher, der an den großen geistigen Überlieferungen seines Volkes hängt, könnte auch nur einen Tag lang atmen in dieser Knechtschaft – und übrigens würde das Atmen ihm abgenommen, denn er würde erschlagen werden. Die Totschlagelust steht dieser „Volksbewegung" an der Stirn geschrieben, und man muß verhindern, daß ihre Märchenseele Gelegenheit finde, sich zu betätigen. […]

Das ist an Offenheit und Deutlichkeit, Gewagtheit und Radikalität kaum zu überbieten. Niemals würde Thomas Mann jedoch in einem Roman oder einer Erzählung so leidenschaftlich polemisieren. Die Kunst selbst muss frei bleiben von der Politik – insoweit bleiben die *Betrachtungen eines Unpolitischen* in Gültigkeit. Es kommt zu einer Art Spaltung zwischen Ästhetik und Ethik, zwischen Kunst und Moral, zwischen Dichtung und Politik. In seinen Dichtungen bleibt Thomas Mann auch weiterhin ein konsequenter Ästhet, der sich jeder außerkünstlerischen Tendenz widersetzt. Sie sollen freie Kunstwerke sein und nicht zu einem Transportmittel für politische Botschaften degradiert werden. Aber der Ästhetizist assoziiert sich einen Moralisten. Von Zeit zu Zeit nimmt er dessen Identität an, unterbricht die Arbeit an seinen zeitlosen Erzählgeweben, der Gott steigt hinab in die Arena des Tages und agitiert. Nietzscheaner als Ästhet, ist er ethisch und politisch Kantianer und protestantischer Christ. Ganz und gar zu Hause fühlt er sich freilich in dieser Rolle nie. „Unleugbar hat ja das politische Moralisieren eines Künstlers etwas Komisches", sagte er 1952, zurückblickend auf seine Rolle als „Wanderredner der Demokratie".[29]

[29] Der Künstler und die Gesellschaft, Ess VI, 233, X, 397.

Friedhelm Marx

„Durchleuchtung der Probleme“

Film und Photographie in Thomas Manns *Zauberberg*

Die Weimarer Republik markiert in mehrfacher Hinsicht eine Zäsur im Werk Thomas Manns. Neben die bereits seit 1914 virulente Auseinandersetzung mit der Politik tritt in der unmittelbaren Nachkriegszeit eine intensive Beschäftigung mit den Neuen Medien der Gegenwart, die sich im essayistischen und literarischen Werk der 20er Jahre niederschlägt. Thomas Manns Beschäftigung mit Film und Photographie ist symptomatisch für die Literatur der Weimarer Republik, da sie bei ihm – wie bei zahlreichen anderen Autoren der Epoche – zu einer Revision seines dichterischen Selbstverständnisses, mithin zu einer Reflexion des eigenen Schreibens führt.[1]

Wie bei der Politik erscheint die Auseinandersetzung mit den Neuen Medien ebenso unfreiwillig wie unvermeidlich. Für Thomas Mann sind Film und Photographie eng mit der Sphäre der Politik korreliert, da er sie zunächst als kunstferne und als demokratische Medien begreift. Der Film sei, so Thomas Mann in einem Essay von 1923, „eine ungeheure demokratische Macht“, dem eigenen Wesen zu fern, als dass er je produktiv daran werden könne (15.1, 697). Auch wenn er dem Film hier „erzieherische und selbst künstlerisch-geistige Möglichkeiten“ zuerkennt (ebd.), überwiegen einstweilen die künstlerischen Vorbehalte gegenüber dem „demokratischen“ Medium.[2]

Diese Distanz schlägt sich auf den ersten Blick auch im *Zauberberg* nieder, der Film und Photographie nicht als Kunstformen, sondern als prekäre Möglichkeiten des Zeitvertreibs beschreibt. Hans Castorps Kinobesuch in Davos wie auch die dem großen Stumpfsinn zugerechnete „Epidemie“ der Liebhaberphotographie bezeichnen zivilisatorische Neuerungen, die vorläufig nicht der

[1] Thomas Manns Auseinandersetzung mit den Neuen Medien ist mittlerweile gut dokumentiert. Vgl. insbesondere Peter Zander: Thomas Mann im Kino, Berlin: Bertz u. Fischer 2005 und Eva-Monika Turck: Thomas Mann. Fotografie wird Literatur, München, Berlin, London, New York: Prestel 2003.

[2] Thomas Manns politischer Annäherung an die Demokratie korrespondiert eine Aufwertung des Films. In einem Vorwort zu Frans Masereels *Stundenbuch* aus dem Jahr 1926 beschreibt er dieses Holzschnittbuch durchaus positiv als Dokument der Beeinflussung der Kunst durch das Kino, attestiert mithin die „Durchdringung des demokratischen Kino-Geistes mit dem aristokratischen Geiste der Kunst, die Vergeistigung und Beseelung eines bis dahin wildsensationellen Vergnügens“. (X, 665)

Kultur zugeschlagen werden. Film und Photographie verbindet im Roman ihre große Resonanz; sie sind Medien für die Menge, die sich nicht anders zu unterhalten weiß. Jenseits dieser Klassifizierung betreibt aber bereits der *Zauberberg* eine subtile Reflexion dieser Medien, die über schlichte Distanzierungsgesten weit hinausgeht.

1. Der Film: Aufhebung des Raumes und der Zeit

Der Film bildet die stärkste mediale Herausforderung für die Literatur der Weimarer Republik. Das zeigt sich u. a. in der sogenannten ‚Kino-Debatte', die in den frühen 1920er Jahren ihren Höhepunkt erreicht. Wer immer als Schriftsteller in der Weimarer Republik agiert, sieht sich gezwungen, den gesellschaftlichen Stellenwert, die kulturelle Funktion, die ästhetische Signatur dieses Neuen Mediums zu bewerten.[3] Die mediale Präsenz und die literarhistorische Relevanz dieser Kinodebatte der Weimarer Republik sind kaum zu unterschätzen. Das neue Medium Film provoziert eine der Erschütterungen des literarischen Felds, das nach dem epochalen Einschnitt des Ersten Weltkriegs in mehrfacher Hinsicht neu vermessen wurde.

Thomas Mann hat das genau wahrgenommen. In seiner Novelle *Unordnung und frühes Leid* von 1925 wird der Hausdiener Xaver, eine Nebenfigur, von der Kinobegeisterung seiner Zeit ergriffen:

> Das Kino liebt er von ganzer Seele und neigt zu Schwermut, Sehnsucht und Selbstgesprächen, wenn er es besucht hat. Unbestimmte Hoffnungen, dieser Welt eines Tages persönlich anzugehören und darin sein Glück zu machen, bewegen ihn. Er begründet sie auf sein Schüttelhaar und seine körperliche Gewandtheit und Waghalsigkeit. Öfters besteigt er die Esche im Vorgarten, einen hohen, aber schwanken Baum, klettert von Zweig zu Zweig bis in den obersten Wipfel, so daß jedem angst und bange wird, der ihm zusieht. Oben zündet er sich eine Zigarette an, schwingt sich hin und her, daß der hohe Mast bis in seine Wurzeln schwankt, und hält Ausschau nach einem Kino-Direktor, der des Weges kommen und ihn engagieren könnte. (III, 645 f.)

[3] Vgl. hierzu: Hätte ich das Kino! Die Schriftsteller und der Stummfilm. Eine Ausstellung des Deutschen Literaturarchivs Marbach, Stuttgart: Kösel 1976; Thomas Köbner: Der Film als neue Kunst – Reaktionen der literarischen Intelligenz. Zur Theorie des Stummfilms (1911–1924), in: Literaturwissenschaft – Medienwissenschaft, hrsg. von Helmut Kreuzer, Heidelberg: Quelle & Meyer 1977, S. 1–31; Anton Kaes (Hrsg.): Kino-Debatte. Texte zum Verhältnis von Literatur und Film. 1909–1929, Tübingen: Niemeyer 1978; Fritz Güttinger (Hrsg.): Kein Tag ohne Kino. Schriftsteller über den Stummfilm. Textsammlung, Frankfurt/Main: Deutsches Filminstitut 1984; Heinz-B. Heller: Literarische Intelligenz und Film. Zu Veränderungen der ästhetischen Theorie und Praxis unter dem Eindruck des Films 1910–1930 in Deutschland, Tübingen: Niemeyer 1985; Anton Kaes: Film in der Weimarer Republik. Motor der Moderne, in: Geschichte des deutschen Films, hrsg. von Wolfgang Jacobsen, Stuttgart: Metzler 1993, S. 39–100.

Dieser kleinen Szene sind offensichtlich messianische Hoffnungen unterlegt. Wie Zachäus, der Zöllner aus dem Lukasevangelium, besteigt Xaver einen Baum, um Ausschau zu halten nach seinem Erlöser, freilich einer Erlöserfigur aus der Sphäre der Filmindustrie. Ungeachtet aller ironischen Vorbehalte zeichnet sich hier die enorme Ausstrahlungskraft ab, die dem Kino in den Zwanziger Jahren des letzten Jahrhunderts zukommt.

Auf dem Feld der Literatur forciert der Film Formen des kinematographischen Erzählens. Im Kontext der urbanen Ästhetik der Neuen Sachlichkeit[4] entsteht ein neuer Stil, der wie der Film dem neuen, beschleunigten Tempo des Lebens Rechnung trägt. Thomas Mann steht dieser Option von Anfang an skeptisch gegenüber. An einem Roman Jacob Wassermanns, der sich auf diese Weise dem Film nähert, moniert er im Tagebuch den „Erzählerstyl, der selbst sprachliches Kino ist. Nichts kann komischer sein.“ (Tb, 11.1.1919) Als er wenige Monate später das *Zauberberg*-Projekt wieder aufnimmt, sieht er denn auch weitgehend von derartigen stilistischen Experimenten ab. Wie sehr die Fortsetzung des *Zauberbergs* dennoch auf die Gegenwart und die Medien der Weimarer Republik ausgerichtet ist, zeigt sich freilich u. a. daran, dass der Roman sich erzählerisch mit dem Kino auseinandersetzt.

Allein die Tatsache, dass Hans Castorp in der scheinbar zeitlosen Sphäre des Zauberbergs ein Kino vorfindet und es gemeinsam mit seinem Vetter und der todkranken Karen Karstedt besucht, ist auf den ersten Blick überraschend. Im Bioskop-Theater von Davos-Platz bekommen die drei zunächst eine „aufgeregte Liebes- und Mordgeschichte“ zu sehen,

> … stumm sich abhaspelnd am Hofe eines orientalischen Despoten, gejagte Vorgänge voll Pracht und Nacktheit, voll Herrscherbrunst und religiöser Wut der Unterwürfigkeit, voll Grausamkeit, Begierde, tödlicher Lust und von verweilender Anschaulichkeit, wenn es die Muskulatur von Henkersarmen zu besichtigen galt, – kurz, hergestellt aus sympathetischer Vertrautheit mit den geheimen Wünschen der zuschauenden internationalen Zivilisation. […] Der Despot starb unter dem Messer, mit einem Gebrüll aus offenem Munde, das man nicht hörte. (5.1, 480)

Derartige Filme gab es im Frühjahr 1908, dem fiktiven ersten Jahr Hans Castorps auf dem Zauberberg, noch überhaupt nirgends zu sehen. Angeregt ist die Beschreibung, wie Christoph Schmidt schon 1988 bemerkt hat,[5] durch den Ernst-Lubitsch-Film *Sumurun*, den Thomas Mann im September 1920 im Lichtspieltheater am Sendlinger Tor zu sehen bekam.

[4] Vgl. hierzu grundlegend Sabina Becker: Neue Sachlichkeit. 2 Bände. Band 1: Die Ästhetik der neusachlichen Literatur 1920–1933. Band 2: Quellen und Dokumente, Köln: Böhlau 2000.

[5] Christoph Schmidt: „…das Urtier, die Gastrula… Grundform der fleischgetragenen Schönheit“. Eine unbekannte Quelle zu Thomas Manns „Der Zauberberg“, in: Wirkendes Wort 37, 1987, Bonn: Bouvier, S. 357–359.

Auch die anschließende Darbietung, von der im Roman die Rede ist, eine Wochenschau aus aller Welt, gehört mediengeschichtlich nicht in die Vor-, sondern in die Nachkriegszeit.[6] Thomas Mann nimmt diesen Anachronismus in Kauf. Bei aller Genauigkeit in der Beschreibung der Vorkriegswelt schreibt er seinem Roman ein mediales Erlebnis ein, das der Zeit der Weimarer Republik angehört.[7] Die Kinoepisode signalisiert, daß Thomas Manns Revision des für einige Jahre still gestellten Romankonzepts Anfang der 1920er Jahre auf die Gegenwart ausgerichtet ist.[8] Der Kontext des Kinobesuchs holt gleichfalls Erlebnisse in die erzählte Welt, die zur Signatur der 20er Jahre gehören: Der

[6] Vgl. Peter Zander: Thomas Mann im Kino (zit. Anm. 1) und Verf.: Kino im Roman der Weimarer Republik. Über Thomas Manns Zauberberg und Alfred Döblins Berlin Alexanderplatz, in: Literatur intermedial. Paradigmenbildung zwischen 1918 und 1968, hrsg. von Wolf Gerhard Schmidt und Thorsten Valk, Berlin, New York: de Gruyter 2009, S. 139–152.

[7] Es ist nicht das einzige. Auch das Grammophon, das Hans Castorp im weiteren Verlauf seines Aufenthalts im Sanatorium entdeckt und geradezu manisch bespielt, gehört in die Gegenwart der 1920er Jahre. Damit wird der Roman zum Schauplatz einer Medienkonkurrenz zwischen Grammophon, Kino und Buch, die offensichtlich zugunsten der Literatur ausgeht. Zur Präsenz und Funktion der Musik im *Zauberberg* vgl. zuletzt Hans Rudolf Vaget: Seelenzauber. Thomas Mann und die Musik, Frankfurt/Main: Fischer 2006.

[8] Die Beschreibung des Kinofilms und der anschließenden Wochenschau liefert zugleich den Anlaß, für einen kurzen Moment jenen Kinostil zu erproben, den Thomas Mann 1919 noch grundsätzlich ablehnte und der erst wieder am Romanende bei der Beschreibung des Weltkriegs aufgenommen wird.

todkranken Karen Karstedt zu Gefallen besuchen Hans Castorp und Joachim Ziemßen zunächst eine Eislaufkonkurrenz, dann ein Bobrennen, schließlich das Bioskop-Theater und anschließend ein Café, wo sich die mondänen Gäste des Kurorts bei seltenen Getränken zum Tanz einfinden. Mit dem Sport, dem Kino, dem Tanzvergnügen bietet der Roman einen Querschnitt durch die Unterhaltungskultur der Weimarer Republik, obwohl er streng genommen von ihr noch nichts wissen kann. Hier wird auf den ersten Blick eine Gegenwelt, das ganz Andere des Zauberbergs literarisch eingeholt: Im stehenden Jetzt der Zauberbergwelt bietet das Veranstaltungsprogramm die Wahrnehmung von Schnelligkeit (vgl. 5.1, 477), es bietet leichte, musikalisch unterlegte Unterhaltung für die Massen, und es bietet im Zentrum das flirrende, vom Kino vermittelte, technisch herbeigezauberte Leben aus aller Welt. Auf die drei Besucher wirkt diese Illusionsform benebelnd und unbekömmlich[9], ja geradezu humanitätswidrig:

> Settembrini, als Mann des Urteils, hätte die humanitätswidrige Darbietung wohl scharf verneinen, mit gerader und klassischer Ironie den Mißbrauch der Technik zur Belebung so menschenverächterischer Vorstellungen geißeln müssen, dachte sich Hans Castorp und flüsterte dergleichen seinem Vetter auch zu. Frau Stöhr dagegen, die ebenfalls anwesend war und nicht weit von den Dreien saß, erschien ganz Hingabe; ihr rotes, ungebildetes Gesicht war im Genusse verzerrt.
>
> Übrigens verhielt es sich ähnlich mit allen Gesichtern, in die man blickte. (5.1, 480)

Mit der Schilderung einer derartig verzerrenden Wirkung stößt sich der Roman vom Medium Film ab. Ungeachtet der vom Erzähler vermittelten Lust an den bunten Bildern aus aller Welt und Zeit wird der Leser nicht zu Frau Stöhr gehören wollen, die im Anschluß an den Kinobesuch denn auch gleich süßen Schnaps in sich hineinstürzt. Lust, Rausch und Benebelung sind der romanimmanenten Medienästhetik des *Zauberbergs* zufolge die Wirkungen des Kinos; als Medium der Reflexion erscheint es durchaus nicht.

Allerdings wird das Kino insofern erzählerisch vollkommen ernst genommen, als es – wie so viele andere Phänomene des *Zauberbergs* – die Wahrnehmung von Zeit und Raum aussetzt und vorübergehend aufhebt. „Man war

[9] Die benebelnde Wirkung des Film wird im Roman mit der Klarheit der Bergatmosphäre kontrastiert: „In der schlechten Luft, die alle drei physisch stark befremdete, da sie nur das Reinste gewohnt waren, sich ihnen schwer auf die Brust legte und einen trüben Nebel in ihren Köpfen erzeugte, flirrte eine Menge Leben, kleingehackt, kurzweilig und beeilt, in aufspringender, zappelnd verweilender und wegzuckender Unruhe, zu einer kleinen Musik, die ihre gegenwärtige Zeitgliederung auf die Erscheinungsflucht der Vergangenheit anwandte und bei beschränkten Mitteln alle Register der Feierlichkeit und des Pompes, der Leidenschaft, Wildheit und girrenden Sinnlichkeit zu ziehen wußte, auf der Leinwand vor ihren schmerzenden Augen vorüber.“ (5.1, 479 f.)

zugegen bei alldem", heißt es, „der Raum war vernichtet, die Zeit zurückgestellt, das Dort und Damals in ein huschendes, gaukelndes, von Musik umspieltes Hier und Jetzt verwandelt." (5.1, 481) Es ist nicht das erste und nicht das letzte Mal, daß Hans Castorp derartige Erlebnisse zuteil werden: Dergleichen geschieht ihm bei einer plötzlichen Erinnerungsvision einer Szene auf dem Schulhof, wo er Přibislaw Hippe um einen Bleistift bittet: Die elementare Täuschungswirkung dieser Vision, die sich bereits in der ersten Woche auf dem Zauberberg ereignet, wird mit bis den Wortlaut ähnlichen Formulierungen beschrieben.

> Aber so stark, so restlos, so bis zur *Aufhebung des Raumes und der Zeit* war er ins *Dort und Damals* entrückt, daß man hätte sagen können, ein lebloser Körper liege hier oben beim Gießbache auf der Bank, während der eigentliche Hans Castorp weit fort in früherer Zeit und Umgebung stünde. (5.1, 183, Kursiv vom Verf.)

Jenseits des Kinoerlebnisses verdichten die „Fülle des Wohllauts" einerseits, die spiritistische Sitzung andererseits auf ganz ähnliche Weise die Entrückung und die Aufhebung von Zeit und Raum, die Hans Castorp auf dem Zauberberg erfährt.[10] Der Roman weist diese Erlebnisse allesamt als ebenso lustvolle wie gefährliche Abenteuer aus: Erotik und Todessehnsucht sind ihnen eingeschrieben.[11] Innerhalb der Motivstruktur des Romans bildet die Kinoepisode dementsprechend keinen Fremdkörper. Der *Zauberberg* setzt sich mit dem Kino als Exponent der Unterhaltungskultur der Weimarer Republik auseinander, indem er dessen prekäre Wirkung vorführt. Damit gibt er zu verstehen, dass das bessere Kino im Roman gespielt wird.

2. Photographie: Kunst und Durchleuchtung

Als Kunstform gewinnt die Photographie in der öffentlichen Debatte der Weimarer Republik im Verlauf der 20er Jahre an Bedeutung – insbesondere im Kontext der sich formierenden Neuen Sachlichkeit ab 1925. Das lässt sich ablesen an der Publikation von Photobänden namhafter Photographen und an ersten literarischen Integrationsexperimenten, wie sie etwa Kurt Tucholsky in seinem Band *Deutschland, Deutschland über alles* unternimmt. Im Unterschied zu den Autoren der Neuen Sachlichkeit betont Thomas Mann 1925,

[10] Vgl. hierzu Bernhard J. Dotzler: „…diese ganze Geistestummellage". Thomas Mann, der alte Fontane und die jungen Medien, in: TM Jb 9, 1996, 189–205.

[11] Dafür stehen zum einen die Schattenbilder des Kinos, das Kinoerlebnis selbst als Teil eines Totentanzes, Hans Castorps Beziehung zum Musiksarg und die spiritistische Sitzung, die diese Atmosphäre besonders deutlich ausstellt.

anlässlich der Eröffnung der Münchner Buchwoche, den Unterschied zwischen der Arbeit des Schriftstellers und der des Photographen.

> Ein Dichter, ein Schriftsteller ist ein Mensch, der von den Gegenständen, der wilden Problematik der Zeit viel zu sehr bis in seine Wurzeln erschüttert ist, als daß er den Bannerschwinger machen könnte.
>
> Seine Selbstdisziplin und Bildnergerechtigkeit mit der Gleichgültigkeit der photographischen Linse zu verwechseln, ist eine sehr fehlerhafte Verwechslung.
>
> Seine Leidenschaft ist die Durchleuchtung der Probleme, die Aufrüttelung der Gewissen, die Arbeit kritischer Reinigung, innerer Befreiung. (15.1, 1050 f.)

Die Tatsache, dass Thomas Mann sich hier nicht nur gegen eine ideologisch-politische Führerschaft des Schriftstellers, sondern auch gegen dessen photographische Gleichgültigkeit wendet, wirft ein Licht auf die öffentliche, teilweise programmatische Reformulierung von Autorschaft in der Weimarer Republik. Es stehen sich zwei diametral entgegengesetzte Vorstellungen von den Aufgaben des Schriftstellers gegenüber: auf der einen Seite die politische Meinungsbildung in einer konfusen Zeit, auf der anderen Seite im Kontext der Neuen Sachlichkeit Beobachtung, Neutralität und ein photographischer Blick auf die Dinge.

Thomas Mann votiert für eine Vermittlung dieser Positionen, wenn er „die Durchleuchtung der Probleme, die Aufrüttelung der Gewissen, die Arbeit kritischer Reinigung, innerer Befreiung“ (15.1, 1051) zur Leidenschaft des Schriftstellers rechnet. Er distanziert sich zwar von der Gleichgültigkeit der photographischen Linse, führt seinen Selbstbeschreibungen als Schriftsteller aber zugleich den photographisch codierten Begriff der *Durchleuchtung* zu.

Drei Jahre später gibt Thomas Mann seinen „kulturkonservativen“ Widerstand gegen die Photographie als Kunstform auf. In einer enthusiastischen Rezension des Photobandes *Die Welt ist schön* von Albert Renger-Patzsch[12] schreibt er am 23.12.1928 in der „Berliner Illustrierten Zeitung“:

> Photographien – ich kenne die Widerstände humanistischer Prüderie, die sich bei diesem Wort erheben, aber ich teile sie nicht. Ich begreife den würdig kultur-konservativen und anti-mechanistischen Protest gegen jede ideelle Zulassung des Photographischen in

[12] Die Welt ist schön. Einhundert Photographische Aufnahmen von Albert Renger-Patzsch, hrsg. u. eingeleitet von Carl Georg Heise, München: Kurt Wolff 1928. Eigentlich hätte das Buch schlicht *Die Dinge* heißen sollen, hat Renger-Patzsch rückblickend angemerkt, aber dieser Titel war dem Verleger Kurt Wolff wohl nicht geheuer. Vgl. hierzu: Thomas Janzen: Der fotographische Gegenstand und eine Landschaft der Dinge, in: Pathos der Sachlichkeit. Die Entdeckung der Schönheit der Industriekultur, hrsg. von Bernhard Mensch u. Peter Pachnicke, Oberhausen: Plitt 2001, S. 184–191 sowie Albert Renger-Patzsch: Photographer of Objectivity, hrsg. von Ann und Jürgen Wilde und Thomas Weski, London: Thames and Hudson 1997.

die Sphäre des Geistig-Künstlerischen, aber ich bin praktisch wenig bereit, ihm beizutreten, ja, ich nehme Gelegenheit, mich in diesem Punkte zu einer fast schon überläuferischen Vorurteilslosigkeit zu bekennen. […] Ihre Fortschritte [die der Photographie] sind derart, daß es nicht lange mehr helfen wird, daß es in einzelnen Fällen schon heute nicht mehr hilft, vornehm gegen sie zu tun. (X, 902)

Den Gegenstand der Rezension bildet einer der wichtigsten und wirkungsreichsten Photobände der Weimarer Republik. Thomas Mann war durch den Lübecker Museumsdirektor Carl Georg Heise[13] auf die Photographien von Albert Renger-Patzsch aufmerksam geworden, die Pflanzen, Tiere, Menschen, vor allem aber Gegenstände, Maschinendetails und Architekturaufnahmen zeigen:

Aluminium-Töpfe
Warenhaus Schocken, Zwickau

Bügeleisen für Schuhfabrikanten
Fagus-Werk Benscheidt in Alfeld

In ihrer kühlen Sachlichkeit, in ihrem anti-expressionistischen Plädoyer für Struktur und Form korrespondieren diese Photographien der Poetik Thomas

[13] Zu Heises Engagement für die neue Kunstform vgl.: Die neue Sicht der Dinge. Carl Georg Heises Lübecker Fotosammlung aus den 20er Jahren, hrsg. von der Hamburger Kunsthalle und dem Museum für Kunst und Kulturgeschichte der Hansestadt Lübeck, Heidelberg: Brausdruck 1995. Ernst Osterkamp hat die von Carl Georg Heise initiierte Entstehungsgeschichte des Photobandes *Die Welt ist schön* kürzlich ausführlich beschrieben und den Briefwechsel zwischen Heise, Renger-Patzsch und Thomas Mann erstmalig publiziert: Carl Georg Heise und Albert Renger-Patzsch. Unveröffentliche Briefe, in: Bedeutung in Bildern. Festschrift für Jörg Träger, hrsg. von Karl Möseneder und Gosbert Schüssler, Regensburg: Schnell & Steiner 2002, S. 247–254.

Manns. Und so rechnet er Albert Renger-Patzsch in seiner Rezension zu den zahlreichen Photographen in der Welt,

> … die den Namen des Künstlers schweigend, aber nachdrücklich durch ihre Leistungen in Anspruch nehmen: […] ein Meister, ein Sucher und Finder voller Entdeckerlust des Auges, den Erscheinungen mit jener exakten Liebe und energischen Zartheit zugetan, die nur das Künstlerherz kennt. (X, 903)

Das Plädoyer für diesen Photoband wächst sich zu einem Plädoyer für die Photographie aus. Thomas Manns kurzer Beitrag endet mit einer Bestimmung des Photographen, die mit der des Schriftstellers vollkommen übereinstimmt: „Das Einzelne, Objektive, aus dem Gewoge der Erscheinungswelt erschaut, isoliert, erhoben, verschärft, bedeutsam gemacht, beseelt, – was hat, möchte ich wissen, die Kunst, der Künstler je anderes getan?“ (X, 904)

Im *Zauberberg* dagegen erscheint die Photographie wie der Film auf den ersten Blick noch als schlichte Form der Unterhaltung. „Man trank perlende Kunstlimonade an den Tischchen, und auf der Freitreppe wurde photographiert. Andere tauschten dort Briefmarken […].“ (5.1, 171): so nimmt Hans Castorp die Formen der Zeitvertreibung wahr, die man auf dem Zauberberg pflegt. Unaufhörlich betreibt zunächst nur ein buckliger Mexikaner photographische Aufnahmen, da ihm offenbar keine andere Form der Kommunikation zu Gebote steht: Photographie erscheint hier als Medium für Sprachlose. Erst gegen Ende der Zauberbergzeit Hans Castorps wächst sie sich als Teil des großen Stumpfsinns zu einer „Epidemie“ aus:

> Man weidete sich an Bildern, auf denen Personen, vom Magnesiumblitz jäh betroffen, mit stieren Augen aus fahl verkrampften Gesichtern blickten, wie Leichen Ermordeter, die man mit offenen Augen aufrecht hingesetzt. (5.1, 952)

Die photographische Bilderschau bildet eines der grotesken Vergnügen auf dem Zauberberg, insofern sie dem Tod der todgeweihten Gesellschaft bildlich vorgreift. Was die Photographie als Medium leistet, ist wie beim Kino eine gespenstische Stillstellung der Zeit, ein *nunc stans*. In ihrem bildlichen Vorgriff auf den Tod des Körpers ist die Liebhaberphotographie den photographischen Röntgen-Aufnahmen verwandt, die Hans Castorp zunächst von seiner Hand, dann von seiner Lunge anfertigen lässt, um letzte Gewissheit über sich selbst zu erhalten. „Er sah in sein eigenes Grab“, heißt es (5.1, 333), als er zum ersten Mal eine Röntgenaufnahme seiner Hand zu sehen bekommt. Damit beginnt eine Serie von Durchleuchtungsoperationen, eine Sammlung von photographischen Platten, die der Identitätsversicherung dienen soll, sie aber immer wieder verweigert.

Innerhalb des Romans ist die Photographie ein Medium der Durchleuchtung. Der Röntgenraum erinnert Hans Castorp sogleich an das „Atelier eines Photographen" (5.1, 326), für die Aufnahme begibt sich Behrens' Gehilfe „hinter die Kamera, um, wie irgend ein Photograph, gebückt, breitbeinig, die Ansicht zu prüfen […]" (5.1, 328). Behrens' Röntgenaufnahmen werden flankiert von den obscuren Durchleuchtungsoperationen des Psychoanalytikers Dr. Krokowski, dessen schon etwas abgenutzter Sakkoanzug mit weich überfallendem Halskragen Hans Castorp sogleich an einen Photographen in Danzig erinnert (vgl. 5.1, 30). Während Krokowski das Unbewußte durch Analyse zu durchleuchten versucht, betreibt Hofrat Behrens Durchleuchtung mittels seines Röntgenapparats. Die Analogie dieser Praktiken wird räumlich dadurch ausgestellt, dass sie in einander gegenüberliegenden Durchleuchtungskammern stattfinden:

> Er [Hans Castorp] kam die Treppe hinunter, die reinlich linoleumbelegte Treppe mit Aussicht auf die Tür zum Ordinationszimmer, zu dessen beiden Seiten die Durchleuchtungskabinette gelegen waren, links das organische und rechts um die Ecke das um eine Stufe vertiefte psychische, mit Dr. Krokowskis Besuchskarte an der Tür. (5.1, 555)

Beide Unternehmungen laufen innerhalb des Romans ins Leere. Weder die Röntgenaufnahmen des Hofrats noch die analytischen Anstrengungen Dr. Krokowskis vermitteln Hans Castorp letzte Gewissheit über seine Identität und seine Bestimmung. Die organische Durchleuchtung mit Röntgenaufnahmen und die Liebhaberphotographien, auf denen die Abgebildeten fahl wie die „Leichen Ermordeter" erscheinen, liefern eine visuelle Vergegenwärtigung des Todes, nicht aber letzte Aufschlüsse über das Leben. Indem der Roman die Durchleuchtungspraktiken der Psychoanalyse, der Röntgenmedizin und der Photographie miteinander verbindet und gegeneinander ausspielt, behauptet er sich als das eigentliche Medium zur „Durchleuchtung der Probleme", wie es Thomas Mann im eingangs zitierten Essay zur Buchmesse andeutet.

Innerhalb der Medienkonkurrenz der Weimarer Republik inszeniert sich der *Zauberberg* mithin als Reflexionsmedium, das Nähe und Differenz zur Photographie wie auch zum Film in den Blick nimmt. Mediengeschichtlich ist das nichts Neues. Es gehört zur Signatur des modernen Romans, dessen Geschichte nicht erst in der Weimarer Republik beginnt, Medienkonkurrenz literarisch auszutragen. Im ausgehenden 18. Jahrhundert sind es das Theater und der Roman selbst, deren Wirkungen innerhalb des Romans kritisch verhandelt werden. Gut 150 Jahre später drängen sich mit dem Film und der Photographie andere Referenz- und Konkurrenzmedien auf, die gleichfalls im Medium des Romans aufgegriffen und in ihrer Wirkung kritisch beschrieben

werden. Thomas Manns *Zauberberg* nutzt diese genuin literarische Strategie medialer Selbstbehauptung, indem er die Auseinandersetzung mit diesen Neuen Medien der Weimarer Republik in den ursprünglich als Vorkriegsgeschichte konzipierten Roman hineinnimmt.

Sabina Becker

Jenseits der Metropolen

Thomas Manns Romanästhetik in der Weimarer Republik

Thomas Mann und die Weimarer Republik, es ist ein spannungsreiches und schwieriges Verhältnis; über Manns politische Positionierung dieser Republik gegenüber ist vieles gesagt, über seine literarische Position und ästhetische Verortung innerhalb der 20er Jahre aber wäre einiges nachzutragen und zu präzisieren. Zumal diese Frage ja keineswegs bedeutungslos sein dürfte, wird dieser Autor doch vielfach als einer der wichtigen Repräsentanten der Weimarer Republik und ihrer Literatur behandelt. Im Folgenden sollen einige Überlegungen zusammengetragen und dabei Manns Werke mit den literarischen Standards und der ästhetischen Innovationskraft der 20er Jahre konfrontiert werden. Eine solche Konfrontation benennt keineswegs ausschließlich Anerkennendes über Thomas Mann, sondern diskutiert zugleich die Frage nach der Modernität seines Werks. Denn liest man Manns Romane, insbesondere die in den zehner und zwanziger Jahren im Umfeld der literarischen und ästhetischen Moderne entstandenen, mit Blick auf die epischen Möglichkeiten und poetischen Innovationen der Modernebewegungen, so fällt ihre traditionsbewusste Eigenwilligkeit auf. Entstehen große Teile der Literatur dieser Zeit in Auseinandersetzung mit der gesellschaftlichen Moderne und den kulturellen Prozessen in einer sich konstituierenden Massenzivilisation, so scheint Manns Schreibstil erstaunlich unbeeinflusst von solchen Entwicklungen.[1] Wohl nicht zu Unrecht wird diesem Autor auch bescheinigt, er habe die „Schwelle zur Moderne"[2] nie überschritten. Gemessen an der für die Kultur des frühen 20. Jahrhunderts paradigmatischen Verbindung von zivilisatorischer und literarisch-ästhetischer Moderne ist Manns Distanz zur zeitgenössischen historischen und gesellschaftlichen Realität tatsächlich als vor-modern zu bezeichnen, ohne dass sein Werk

[1] Mann hat erst in seinem autobiografischen Bericht *Meine Zeit* aus dem Jahr 1950 explizit vom Zeitalter der Masse gesprochen: „[…] die Epoche der Technik, des Fortschritts und der Massen, diese Epoche, die in unseren geängstigten Tagen, im Laufe von hundertzwanzig Jahren, auf ihren schwindelnden und absolut abenteuerlichen Gipfel gelangt ist" (Thomas Mann: Meine Zeit. In: XI, 302–304, hier 304).

[2] Hartmut Lange: Thomas Mann und das poetische Verständnis der Moderne. In: Michael Braun, Birgit Lermen (Hrsg.): Man erzählt Geschichten, formt die Wahrheit. Thomas Mann – Deutscher, Europäer, Weltbürger. Frankfurt/Main: Peter Lang 2003, S. 33–43.

damit zugleich der Anti-Moderne zuzuschlagen wäre. Doch die Entscheidung, z. B. im *Zauberberg* aktuelle gesellschaftliche Milieus und soziale Lebensmuster weitgehend auszuschließen, rüttelt – ungeachtet der langen Entstehungszeit des Romans – sehr wohl an den Grundpfeilern eines modernen Zeit- und Gesellschaftsromans.[3] Die künstliche Sphäre der Sanatoriumswelt, die sodann den von Mann favorisierten Zusammenhang von Krankheit und individualistischem Künstlertum möglich macht, kann diesen Zeitbezug kaum ersetzen. Von daher ist doch eine Weigerung oder zumindest eine offensichtliche Unlust, sich der zivilisatorischen Moderne und modernen Industrie- und Massengesellschaft zu stellen[4], zu konstatieren; sich also an dem Unternehmen der Moderne zu beteiligen, den älteren Individualroman durch einen gesellschaftsnahen Großstadtroman abzulösen, der statt des Individuums die Masse und statt Subjektivität primär Sozialität – Mann spricht von „Sozialität"[5] – exponiert.

Die 20er Jahre sind – es ist hinlänglich bekannt – eine Zeit der forcierten Modernisierung der Gesellschaft, aber auch der Literatur und Ästhetik. Weimar – das ist das Experimentierfeld der Moderne und auch die Bühne für weitere Literaturrevolutionen. Zwar hatte die Avantgarde längst wirksam und provokativ ihr antiliterarisches Potential entfaltet. Doch der Literatur in der Weimarer Republik gelingt es, diese Innovationen und poetologischen Akzentverschiebungen mit traditionellen epischen Verfahren zu verschränken, was nicht weniger bedeutet, als dass sie einer nach 1920 oder (mit Blick auf den Dadaismus) 1922 offenbar nicht mehr innovativ entwicklungsfähigen avantgardistischen Kunst eine zeitgemäße Form gegeben hat.

Was die nach 1920 entstehende Literatur nun allerdings mit der Avantgarde der zehner Jahre verbindet, sind die fortgeführten Angleichungs- und Synchronisierungsprozesse, genauer die Synchronisierung von Ästhetik und außerliterarischer Welt, von Ästhetik und Gesellschaft bzw. Politik, aber auch von Ästhetik und Aisthesis; hierbei spielen Begriffe und Phänomene wie Dynamik, Fragment, Chock, Plötzlichkeit, Simultanismus, Diskontinuität und Dissoziation, oder einfach auch nur das Vielfältige und Plurale, Disparate, Unruhige, Flüchtige, Schnelle bzw. Schnelllebige eine Rolle. In diesem literarästhetischen Umfeld kommt Mann allerdings genau genommen nie richtig an, zu stark scheint er der Romantradition bzw. epischen Tradition des 19. Jahrhunderts, ja der kulturellen Beschaffenheit des bürgerlichen Zeitalters insgesamt verbun-

[3] Als solchen analysiert ihn die Mehrheit der Untersuchungen. Vgl. z. B. Michael Neumann: Thomas Mann: Romane. Berlin: Erich Schmidt 2001 (=Klassiker-Lektüren 7).

[4] Vgl. dazu Volkmar Hansen: Die Kritik der Modernität bei Thomas Mann. In: TM Jb 4, 1991, hrsg. v. Eckhard Heftrich und Hans Wysling. Frankfurt/Main: Klostermann 1991, 145–160.

[5] Thomas Mann: Kultur und Sozialismus [1927], in: Essays, Bd. 3, hrsg. v. Hermann Kurzke und Stephan Stachorski, Frankfurt/Main: Fischer 1994, S. 59.

den (was eine mögliche Ursache dafür sein könnte, dass die literarischen Nachwirkungen des Mannschen Schreibens begrenzt sind).

Fest steht jedoch, dass diese Distanz, ja Ferne und Fremdheit zu dem, was die literarische und kulturelle Epoche von Weimar ausmacht, entscheidend mit Manns zögerlicher, und in vielem, das hat u. a. die Arbeit von Hans Wißkirchen[6] gezeigt, auch skeptischer Haltung zu tun hat. Manns Bekenntnis zur Republik von Weimar, und das heißt zur republikanisch-demokratischen Staatsform, war ja keineswegs eine ausschließlich freiwillige Entscheidung. Politisch mag er sich arrangiert haben, mag er ein exemplarischer Vertreter des ‚Vernunftrepublikanismus' geworden sein, ein Vernunftrepublikaner also, der sich politisch und ideologisch einstellt auf eine republikanisch-demokratische Öffentlichkeit, mental aber wohl die Idee vom demokratisch organisierten Leben und Zusammenleben kaum produktiv auszufüllen wusste, vor allem nicht im Hinblick auf die kulturelle Ausgestaltung des öffentlichen Lebens, aber auch des literarischen Feldes – bekanntlich konnte sich Mann noch im Exil keine Demokratie ohne die „notwendigen geistesaristokratischen"[7] Anteile bzw. Vertreter vorstellen. In diesem Zusammenhang stellt sich die Frage, wie Thomas Mann mit seiner nicht immer eindeutigen Haltung im Politischen und Ästhetischen wenn auch nur vordergründig zur repräsentativen Figur der Weimarer Republik werden konnte – von vordergründig ist zu sprechen, weil bei genauerer Beleuchtung dieser Epoche (eine die nicht vom Schriftsteller Thomas Mann ausgeht) die oft angesprochene Repräsentativität Manns nur partiell nachvollzogen werden kann und sich wohl doch mehr als Teil der Selbststilisierung Thomas Manns beschreiben ließe.[8]

Zumindest redet Mann selten von Demokratie und Republik, stattdessen viel von Humanität und Menschlichkeit, nutzt also ältere, dem Aufklärungsdiskurs entnommene Begriffe, die nach der Erfahrung des Ersten Weltkriegs viel von ihrer Konkretheit und Anziehungskraft verloren hatten. Weiterhin ist nicht zu vergessen, dass das Demokratische für diesen Autor lange Zeit, und dies auch noch in den 20er Jahren, das Weibliche war und sodann, bei aller Vorsicht der Formulierung, wohl auch das Sekundäre, oder mit Manns Worten, das ‚Unfruchtbare' (im Gegensatz zum Begriffspaar „furchtbare Männlichkeit"[9]).

[6] Hans Wißkirchen: Zeitgeschichte im Roman. Bern/München: Francke 1986.

[7] Helmut Koopmann: Thomas Mann in Amerika. Thomas Mann im amerikanischen Exil 1938–1952; Begleitheft zur Ausstellung der Universitätsbibliothek Augsburg und des Lehrstuhls für Neuere Deutsche Literaturwissenschaft; 2.10.–7.11.1991. Augsburg 1991, S. 3–13.

[8] Vgl. hierzu demnächst: Michael Ansel, Hans-Edwin Friedrich, Gerhard Lauer: Die Erfindung des Schriftstellers Thomas Mann. Berlin: de Gruyter Verlag 2009.

[9] XII, 459; vgl. auch 153 und 307, zitiert bei Hans Wißkirchen: Der Einfluß Heinrich Manns auf den „Zauberberg". In: Thomas Sprecher (Hrsg.): Auf dem Weg zum „Zauberberg": die Davoser Literaturtage 1996. Frankfurt/Main: Klostermann 1997, S. 143–164, hier S. 153.

Werden Demokratie und Männlichkeit überhaupt zusammengestellt, etwa im Schneekapitel des *Zauberberg*, dann in der Form von Männer- bzw. Jugend-Bünden, deren demokratisches Profil sicherlich zu diskutieren bleibt.[10]

Wesentlich an dieser politischen Zurückhaltung ist nun die Tatsache, dass sie Manns Position innerhalb der literarischen Szene der Weimarer Republik entscheidend prägt. Noch in seinem Essay *Der autobiographische Roman* von 1916 hatte Mann bekräftigt, der Prozess der „Demokratisierung" ‚zersetze' das deutsche Volk und zugleich – mit Blick auf die damit verbundenen Tendenzen zur „Politisierung, Literarisierung, Intellektualisierung" – auch die Literatur.[11] Man könnte dies als eine Norm der vorrepublikanischen Arbeitsphase Thomas Manns abtun, hätte er Anfang der 20er Jahre nicht eine vergleichbare Position wiederholt: In seinem *Offenen Brief an Wassermann* aus dem Jahr 1921 unterscheidet Mann noch immer drei Modelle des Romans: Die Typen des „demokratisch-mondänen" und des „sozialkritischpsychologisch international[en]" (den er im Werk seines Bruders Heinrich repräsentiert sieht) grenzt er von einem „deutschen"[12] bzw. „deutschere[n] Fall"[13] des Romans ab und lehnt erstere als „Instrument[e] der Zivilisation und Angelegenheit einer abendländisch nivellierten Öffentlichkeit"[14] ab – die Nivellierung sieht er infolge einer demokratischen Öffentlichkeit gegeben. Solchen demokratieskeptischen, wenn nicht gar -feindlichen Positionen wäre auf jeden Fall entgegenzuhalten, dass Mann in den darauf folgenden Jahren publizistische Strategien im Sinne der Republik entwickelt; sich weiterhin kulturpolitisch für diese Republik engagiert und sich nicht zuletzt gerade über seine kulturkritische Essayistik als ein wortmächtiger und anerkannter Vertreter derselben (später dann auch des Exils) etabliert. Eine gewisse Ambivalenz seiner Haltung aber bleibt: Sie erklärt sich nicht zuletzt daraus, dass sein Werk die früheren Variablen fortschreibt, hierzu gehören z. B. die in unterschiedliche Konstellationen zueinander gesetzten Pole Kultur und Zivilisation, Künstler und Bürger, Kunst und Leben, Dichter und Schriftsteller, apollinisch und dionysisch oder die semantischen Felder des Dämonischen und Erotischen: Diese Themenbereiche und Diskussionen führen nicht zwingend – zumindest nicht in der von Mann gewählten Form – ins Zentrum der kulturellen Eigenart und Substanz von Weimar: Ist doch eine zentrale Absicht dieser Republik die Demokrati-

[10] 5.1, 706–751.

[11] Mann: Der autobiographische Roman [1916]. In: XI: Reden und Aufsätze, II, 700–703, hier, 702 f. – Mann spricht von „Zersetzung" (S. 703).

[12] Thomas Mann: An Jakob Wassermann über „Mein Weg als Deutscher und Jude". In: Ders.: GFKA Bd. XIII, 464.

[13] Mann: Der autobiographische Roman (zit. Anm. 10), S. 702.

[14] Mann: An Jakob Wassermann (zit. Anm. 11), S. 464.

sierung der Literatur sowohl unter produktionsästhetischen als auch unter rezeptionsstrategischen Gesichtspunkten. Die (erstmals in den Arbeiten der amerikanischen Germanistik, von Walter Laquer, Anton Kaes, Jost Hermand, Frank Trommler) herausgearbeitete Demokratisierung der Themen und der Schreibweisen, die sozusagen als Markenzeichen der Kultur und Literatur von Weimar bzw. der Moderne der 1920er Jahre gelten darf (Annäherung von Belletristik und Publizistik, Reportagestil, Berichtstil, Zeit- und Reportageroman, Aktualität und Popularisierung der Themen, Gebrauchsliteratur), spielt aber für Manns Schreiben in den 1920er Jahren keine größere Rolle als in den zuvor entstandenen Werken.

Stattdessen vertritt Mann nun weit mehr eine klassische Form der Moderne, die sich weder einem literarästhetischen Demokratisierungsprozess unterzieht noch eine narrative Anpassung an außertextliche Gegebenheiten vornimmt, an neue Erfahrungswelten und Wahrnehmungsstrukturen oder Kommunikations- und Verständigungsformen. Er hält sich an die strikte Trennung von erzähltem Kosmos und aktuell erfahrbarer Außenwelt: Phänomene und Erfahrungswerte wie Pluralisierung, Diversifizierung der Erfahrungsrealität infolge von Masse, Vermassung, Beschleunigung und Schnelllebigkeit, soziale, technische, politische und kulturelle Mobilität, Ganzheitsverlust, u. a., Kategorien also, die die Geschlossenheit und Linearität des Erzählten und der narrativen Welten nachhaltig stören, bleiben ihm von daher, zumindest als Autor, fremd. Wichtig ist für ihn vielmehr die Verfestigung des „epischen Kunstgeist[es]“[15]; und das meint letztendlich eben auch die Abwehr der Moderne-Erfahrung, d. h. jener Erfahrung, die für die Weimarer Republik, für ihre gesellschaftliche Entwicklung ebenso wie für ihre literarische Profilierung geradezu substantiell ist.

Solche Ziele lenken Manns romanpoetologische Vorstellungen nachhaltig, nicht zuletzt dahingehend, dass die von ihm entworfenen Romanwelten – im Unterschied zu den als Antworten auf eine Romankrise konzipierten Texte vor allem von Alfred Döblin und Robert Musil – tatsächlich das Resultat eines „Kunstgeistes“ sind; es sind hermetisch abgedichtete, geschlossene Sphären, in denen noch längst nicht jene komplexe Unordnung und Undurchschaubarkeit eingedrungen ist, die einer urbanisierten und pluralistischen Moderne nun einmal eigen sind. In deren Niederungen dringt Mann selten vor, vielmehr zieht er sich in einer „entzauberten“[16] Moderne auf einen nietzscheanisch inspirierten

[15] Mann: Die Kunst des Romans, S. 348 und S. 352.

[16] Vgl. Max Weber: Die protestantische Ethik oder der Geist des Kapitalismus [1905]. In Ders.: Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie. 3 Bde. Tübingen: Mohr 1976, Bd. 1, S. 17–206, hier S. 35 und S. 54 f.; vgl. auch ders.: Wirtschaft und Gesellschaft. 5., rev. Auflage mit textkritischen Erläuterungen hrsg. v. Johannes Winckelmann (1. Halbband). Tübingen: Mohr 1976, S. 285–314, hier S. 308: „die Vorgänge der Welt [werden] entzaubert“.

„Zauberberg" zurück. Dieser Rückzug verbürgt sodann die Manns Werk auszeichnende Kontinuität im Ästhetischen, für die vornehmlich der Rückgriff auf das exemplarische Romangenre des bürgerlichen Zeitalters, auf den Bildungs- und Entwicklungsroman steht; auf jenes Modell also, dem der *Zauberberg* in Handlungsaufbau und -führung, Personenfiguration, mit Blick auf die narrative Anlage und vor allem den erzählerischen Gestus verpflichtet ist. Zwar sind die Variationen und Umorientierungen kaum zu verschweigen, die Mann vor allem im Hinblick auf die Diskursivierung und die essayistische Ausrichtung des Romans vornimmt; doch klar ist auch, dass er den für die Gesellschaft, Wissenschaft und Kultur der Nachkriegszeit entscheidenden Denkschritt vom Individualismus zum Kollektivismus nicht mit vollzieht; dies bedeutet zugleich, dass für sein Schreiben jene postbürgerlichen Transformationsprozesse, insbesondere die Destabilisierung und Neubestimmung des Zusammenhangs von Erfahrung und Narration, kaum entscheidend waren. Vielmehr eröffnete er sich über die „ursprünglich nationale Form" des „individualistische[n] deutsche[n] Bildungsroman[s]"[17] – wie es im Essay *Der autobiographische Roman* heißt – die Möglichkeit, das Individuum im Auge zu behalten und die für die Literatur der 20er Jahre paradigmatische inhaltlich-thematische Demokratisierung des Schreibens und des Romans zu umgehen: und damit die Ausweitung des erzählerischen Interesses auf die Vielfältigkeit sozialer Milieus und die Pluralität der Lebensformen, im 20. Jahrhundert zudem auf die Masse und auf eine urbanisierte Lebenswelt. Die jedoch ist weder Manns favorisiertes Sujet, noch der Ausgangspunkt seiner poetologischen Überlegungen.

Vielmehr hält er sich strikt an einen bürgerlichen Bildungsbegriff und exponiert entsprechend in der Romanhandlung das Individuum. Damit grenzt sich Mann von den dominanten Tendenzen in der Literatur der 20er Jahre ab, fokussiert die doch zum einen die kollektiven Dimensionenindividueller Charaktere und Verhaltensweisen und zum andern das Kollektiv. Über diese Verschiebung suchen Autoren der vor allem durch die Erfahrung des Ersten Weltkriegs ausgelösten Erosion des bürgerlichen Menschenbildes sowie den Übergang von der Individual- zur Massengesellschaft zu thematisieren." Insofern ist die Entstehungsgeschichte der modernen Soziologie eng mit dem Zerbrechen des bürgerlichen Menschenbildes und dem Übergang von der Individual- zur Massengesellschaft verbunden. Die wird, etwa in Alfred Döblins Worten, nicht mehr als eine „bloße Zahlensumme" genommen, sondern als „eine andere Formung und Realität" in Literatur und Kunst gestaltet.[18]

Wo diese Grundsätze akzeptiert wurden, konnte sich nach 1920 über die

[17] Mann: Der autobiographische Roman (zit. Anm. 10), S. 703.
[18] Vgl. Alfred Döblin: Das Ich über der Natur. Berlin: Fischer 1927, hier S. 161.

Auseinandersetzung mit den Problemen der Kollektivität und der Masse eine strukturelle Verwandtschaft zwischen Literatur und Soziologie etablieren. Denn je mehr etwa bei Döblin, Musil oder Hermann Broch, und, wenn auch weniger ausgeweitet, bei Marieluise Fleißer, Vicki Baum, Irmgard Keun und Anna Seghers, das Bedürfnis zunahm, einen Zeitroman zu schreiben, um so stärker drängte sich diesen Autoren die aus handlungstheoretischen Erfordernissen (und Erkenntnissen) ableitbare Aufgabe auf, Welt und Gesellschaft nicht mehr auf der Basis eines erzählten Subjektivismus und Relativismus zu erfassen. Seit dem Ende des Ersten Weltkriegs entdeckten Autoren, vor allem im Umfeld der Neuen Sachlichkeit, die Tatsache des Sozialen auf eine Weise neu, die die herkömmliche Figurengestaltung über individualpsychologische Motivierungen und überhaupt über eine psychologische Perspektive obsolet erschienen ließ.[19] Das Muster realistischer Erzählpraxis, aus den individualpsychologischen Motiven der Einzelfiguren gesellschaftliche Realität und soziale Formationen zu rekonstruieren, verlor an Attraktivität und Plausibilität. Vielmehr bedurfte es einer mehrdimensionalen Perspektive, wie sie dann auch James Joyces *Ulysses* (1922), John Dos Passos *Manhattan Transfer* (1925) und Döblins *Berlin Alexanderplatz* (1929) normsetzend realisierten.

Sicher betont Mann am Ende seines *Zauberberg*-Romans mit Blick auf seine Hauptfigur: „Wir haben sie [die Geschichte] erzählt um ihretwillen, nicht deinethalben, denn du warst simpel." Und tatsächlich verliert der Roman am Ende seinen Helden ja als anonymen Soldaten aus den Augen.[20] Denn auch Mann weiß: „Der Mensch lebt nicht nur sein persönliches Leben als Einzelwesen, sondern, bewußt oder unbewußt, auch das seiner Epoche und Zeitgenossenschaft"[21] – so zumindest lautet das Fazit Hans Castorps, das allerdings auf eine Mannsche Erkenntnis der 10er Jahre rekurriert: Bereits in Verbindung mit dem Roman *Königliche Hoheit* (1909) hatte er nämlich von einer „Krise des Individualismus" gesprochen.[22] Aber diese nachträglich in einer „Selbstanzeige" vorgebrachte Erklärung ist primär nicht das Resultat soziologischer und sozialanthropologischer Erwägungen. Weitgehend unbe-

[19] Vgl. dazu Sabina Becker: Neue Sachlichkeit. 2 Bde. Köln, Weimar, Wien: Böhlau 2000, hier Bd. 1: Die Ästhetik der neusachlichen Literatur (1920–1933), S. 180–187 und S. 250–256.

[20] Zu diskutieren wäre in diesem Zusammenhang allerdings auch, ob Manns Roman nicht dort endet, wo andere Werke aus der Zeit der Weimarer Republik ansetzen: An den Lebensbedingungen in einer Massenzivilisation, in der dem Einzelnem kaum mehr das Gewicht zukommt, das es noch vor dem Ersten Weltkrieg hatte. Döblins Biberkopf ist „hergerufen", er lebt ein kollektives Schicksal („Ich habe ihn [Biberkopf] hergerufen zu keinem Spiel, sondern zum Erleben seines schweren, wahren und aufhellenden Daseins" [Alfred Döblin: Berlin Alexanderplatz. Olten, Freiburg i. Br.: Walter 1964, S. 47]); Robert Musils Protagonist Ulrich wiederum wird als ein „Mann ohne Eigenschaften" porträtiert.

[21] 5.1, 53.

[22] Thomas Mann: Über ‚Königliche Hoheit', XI, 567–571, hier 571.

eindruckt von zeitgenössischen Lebensformen und -bedingungen in einer zivilisatorischen Moderne verfolgte er (im *Zauberberg*, in den *Josephs*-Romanen, im *Lotte*-Roman, im *Doktor Faustus* oder im *Erwählten)* seine Konzeption eines künstlerisch ambitionierten Individuums, mit der er dem demokratischen ‚Enthumanisierungsprozess' gegensteuern wollte. Diese Konzentration auf das (bürgerliche) Subjekt ermöglicht sodann ein personenfixiertes Erzählen, durch das sich Manns Werk vom dem anderer Autoren der Moderne abhebt. In einer Zeit, in der das Individuum längst in und von der Massengesellschaft der Moderne bedrängt wurde, knüpft Mann an eine literarische Tradition an, die das Subjekt fokussiert und erzählt bzw. noch erzählen kann; in Zeiten der „transzendentalen Obdachlosigkeit"[23] und Subjektzerrissenheit betreibt Mann im Gegensatz zu den Bestrebungen der literarischen Moderne die Restitution desselben. Sein Verständnis des *Zauberberg*-Romans als die „Geschichte einer Steigerung"[24] – eines Subjekts wäre zu ergänzen – kann diesen Ansatz noch einmal verdeutlichen.

Mann wollte die Fokussierung des Subjekts im Zeitalter der Masse als das eigentlich Humane und Demokratische seines Schreibens verstanden wissen. Und so kennt der *Zauberberg*-Roman im Sinne des klassischen Bildungsromans sowohl die Substantialität einer festen personalen Identität wie auch eine lineare historische Entwicklung und steht damit außerhalb der in den 20er Jahren ablaufenden sozialen und kulturellen Prozesse. Denn die nehmen eine andere Richtung: Diskontinuität und eine dynamische Form der Simultaneität zeichnen sie aus.[25] In der modernen Großstadt wird das Subjekt vielseitiger, und zugleich zerstreut es sich leichter.[26] Sowohl die soziologischen als

[23] Georg Lukács: Die Theorie des Romans. Ein geschichtsphilosophischer Versuch über die Formen der großen Epik [1920]. Darmstadt, Neuwied: Luchterhand 1971, S. 32.

[24] Thomas Mann: Einführung in den Zauberberg, XI, 602–617, hier 612.

[25] Vgl. die Darstellung von Helmuth Kiesel: Geschichte der literarischen Moderne. München: Beck 2004, S. 303–356.

[26] Zwar war diese Erfahrung eng mit der forcierten Ausbildung einer modernen Industrie- und Massengesellschaft bzw. -demokratie verbunden, doch die Tendenz zur Pluralisierung von Gesellschaft und Individuum zeichnete sich lange vorher ab. Neben Ernst Machs Überlegungen zum ‚unrettbaren Ich' (Ernst Mach: Beiträge zur Analyse der Empfindungen. Jena: G. Fischer 1886, S. 18) hatte bereits Georg Simmel in seiner soziologischen Erstlingsschrift „Über sociale Differenzierung" die „Auflösung der Gesellschaftsseele in die Summe der Wechselwirkungen ihrer Teilhaber" angekündigt; und kritisch gegen Dilthey gewandt, hieß es dort auch: „Daß wir […] eine Summe von Atombewegungen und einzelnen Vorstellungen zu der Geschichte eines ‚Individuums' zusammenfassen, ist schon unexakt und subjektiv" (Georg Simmel: Über sociale Differenzierung: sociologische und psychologische Untersuchungen. In: Ders.: Gesamtausgabe. Hrsg. v. Ottheim Rammstedt. Bd. 2. Frankfurt/Main: Suhrkamp 1989, S. 109–295, hier S. 130 und S. 128. – Schon Robert Zimmermanns wenig beachtete *Anthroposophie im Umriss*, 1882 in Wien erschienen, gibt in dem Kapitel „Das Social-Ich" die neue Richtung vor: „Was die physikalischen Atome für die physischen, die primitiven Bewusstseinsacte für die psychischen, das sind die ‚soci-

auch die wichtigen literarästhetischen Diskussionen der 20er Jahre folgen dieser Erkenntnis: In den nach 1920 entstehenden literarischen Großwerken wie in der Romanliteratur der 20er Jahre insgesamt wird eine dem Denkstil und der Lebenswirklichkeit der Massengesellschaft entsprechende poetologische Denkfigur verwirklicht. Auf die vielfältigen ästhetischen Reaktionen auf diese Erfahrungen von Diskontinuität und Simultanismus seit dem Futurismus und Expressionismus, bei Carl Einstein, Rainer Maria Rilke, Döblin, Musil u. a. soll hier nur verwiesen werden. Festzuhalten bleibt, dass die Literatur der 20er Jahre durch die sprachliche Repräsentation genau dieser simultanen Vielfalt von Realien gekennzeichnet ist. Aus ihr resultiert eines der wichtigen ästhetischen Merkmale der Literatur dieser Epoche, und zwar die mangelnde perspektivische Gebundenheit des Erzählens, das Fehlen eines einenden Punktes, der Verzicht auf eine traditionelle auktoriale Erzählinstanz, was entscheidende Konsequenzen für die narrative Konstruktion von Raum, Zeit und Welt im Roman hat. Sie ist, verkürzt benannt, parataktischer Natur. Thomas Mann indes behält in allen seinen Werken das „syntaktische Weltbild" bei, wie Viktor Žmegač einmal formulierte.[27] Im *Zauberberg* etwa wird über das narrative Verfahren des Romans ein ‚geklärtes' Verhältnis zum Erzählten installiert, das in seiner Standpunktfestigkeit eine deutliche Affinität zu realistischen Positionen des 19. Jahrhunderts aufweist. Manns Werk verfolgt – ganz im Gegensatz zu vielen Klassikern der Moderne – eine aktualisierende Form des Organismus-Gedankens, an seinem Werk fällt die entschiedene Ambition zur Geschlossenheit, Synthese und zum großen Ganzen, wenn nicht gar zu einer holistischen Prädisposition auf.[28] Die so entstehende Distanz zur zeitgenössischen Moderne ist sicher die Folge seiner Bemühungen, die Erzähltraditionen des bürgerlichen Realismus in die Moderne hinüberzuretten. Eine in der Moderne exemplarische ambivalente Bestimmung des Verhältnisses von Autor und Werk gibt es bei ihm also nicht, eine Emanzipation des Werks – gleichwohl dieses als etwas Autonomes wahrgenommen wird – von seinem Autor ebenfalls nicht. Dies bewirkt eine ganz

abeln' Individuen für die socialen Gebilde. Wie jene zusammengenommen den Stoff aller körperlichen, die primitiven Empfindungen das Material aller Bewusstseinsphänomene, so machen die mit Bewusstsein ausgerüsteten Individuen die Basis aller gesellschaftlichen Vereinigungen aus. Als solche werden dieselben dem Gesichtspunkte der quantitativen Atomistik entsprechend als unter einander ursprünglich eben so gleichartig gedacht wie die Atome in der Physik, die primitiven Empfindungen in der Psychologie" (Robert Zimmermann: Anthroposophie im Umriss. Entwurf eines Systems idealer Weltansicht auf realistischer Grundlage. Wien: Wilhelm Braumüller 1882, S. 253 f.).

[27] Viktor Žmegač: Döblin im Kontext der literarischen Moderne. In: Jahrbuch für internationale Germanistik Bd. 33. Bern: Lang 1993 (Reihe A, Kongressberichte), S. 12–25, hier S. 22.

[28] Zur Nähe Thomas Manns zu Georg Lukács vgl. dazu: Antal Mádl: Thomas Mann und Georg Lukács. In: TM Jb 1, 1988, hrsg. v. Eckhard Heftrich und Hans Wysling. Frankfurt/Main: Klostermann 1988, 118–132.

wesentliche Diskrepanz zwischen seinem Œuvre und der Literatur der 20er Jahre, für die gerade umgekehrt die Heteronomie ein zentraler Gedanke ist, der weitreichende produktions- wie rezeptionsästhetische Umorientierungen nach sich zieht (über die forcierte Annäherung von Literatur und Publizistik bis hin zur Vorstellung vom Autor als Produzenten). Bildlich-visuell zum Ausdruck gebracht: Mann arbeitet im maßgeschneiderten Anzug im privaten, Brecht hingegen in Monteurskluft im öffentlichen Feld der Literatur.

Es mag mit diesem Fortbestand eines „syntaktischen Weltbildes" im Werk Thomas Manns zu tun haben, dass dieser sich an einer anderen, für die 20er Jahre durchaus zentralen Debatte kaum beteiligt.[29] Und zwar an der um die ‚Krise des Romans', einer Diskussion, in der gattungspoetologische Fragen mit kultur- und mentalitätsgeschichtlichen Prozessen verschränkt werden: Da Mann den erwähnten Zusammenhang zwischen gesellschaftlicher und ästhetischer Moderne gar nicht herstellt, kann und mag er zu dieser Debatte wenig beitragen. Sein Engagement bleibt stattdessen darauf gerichtet, „eine Brücke zwischen den Auffassungen des 19. Jahrhunderts und der Moderne" zu schlagen, wie Hartmut Steinecke bilanzierte[30]; und das heißt in erster Linie zwischen Bildungs- und Entwicklungsroman des bürgerlichen Zeitalters und dem Gesellschaftsroman der Moderne zu vermitteln.

Und genau in dieser Synthese dürfte die eigentliche Leistung Thomas Manns liegen, zumindest im Hinblick auf seine Stellung und Position innerhalb der Literatur der Weimarer Republik, genauer auf seine Anteile am literarischen Innovationsschub der 20er Jahre: Mit dem 1924 erschienenen *Zauberberg*, an dem Mann allerdings bereits seit 1913 gearbeitet hatte, leistet er einen Beitrag zur literarischen Erneuerung der Gattung und des epischen Erzählens. Hier realisiert Mann das Konzept einer ‚klassischen' Moderne, in dem Elemente des traditionellen Romans, vorzugsweise des Bildungs- und Entwicklungsromans, mit einer essayistischen Reflexionsprosa verschränkt werden. Zwar sind in die Diskussion der Figuren, in die Debatten zwischen Naphta, Settembrini und Peeperkorn die Diskurse über medizinisches, philosophisches, theologisches, kulturelles, politisches und mathematisches Wissen integriert – Einsteins Relativitätstheorie wird erörtert, damit auch zumindest indirekt die Frage nach der Relativierung des Subjekts.[31] Insofern ist dieser Roman unbedingt in dem seit

[29] Vgl. allerdings Thomas Manns Beiträge in: Pariser Rechenschaft [1926]. In: 15.1, 1115–1214; Tischrede auf Wassermann [1929/30]. In: X, 449–452, hier 452.

[30] Hartmut Steinecke: Romanpoetik von Goethe bis Thomas Mann. Entwicklungen und Probleme der „demokratischen Kunstform" in Deutschland. München: Fink 1987, S. 191.

[31] Anders als Robert Musil und Alfred Döblin, die die Relativitätstheorie ignoriert und ihre Bedeutung unterschätzt haben, hat Mann damit zur vielleicht folgenreichsten wissenschaftlichen Forschung der Zwischenkriegszeit Stellung bezogen.

einigen Jahren forcierten Arbeitsfeld Literatur und Wissen zu analysieren, der *Zauberberg* ist ohne Zweifel als ein Diskursroman zu beschreiben – und diese Tendenz zur Diskursivierung macht auf jeden Fall die Modernität des Romans und der Mannschen Romanpoetik aus. Sie sind Manns wichtigster Beitrag zum modernen Roman und zum Roman in der Moderne.

Dennoch wäre auch zu diesem Aspekt folgendes zu bedenken: Im Unterschied zu anderen Autoren verbindet Mann diese Diskursivierung des Romans und herkömmlicher Erzählweisen nicht mit der Integration soziologischen Wissens oder dezidiert mit der Thematisierung der prekären Situation des Subjekts einerseits bzw. der Dominanz kollektiver Milieus andererseits.[32] Der Überlegung der Moderne, dass nicht der Einzelne, sondern die gesellschaftlichen, politischen und kulturphilosophischen Systeme von Diskursen, in die das Subjekt verstrickt ist, zu beschreiben sind, folgt er nicht. Manns erzählerisches Interesse bleibt auf den Einzelnen gerichtet, die Handlung wird vielfach zugunsten der Diskurse aufgelöst, die erzählte Geschichte des Subjekts aber keineswegs – wie etwa bei Musil – in die Diskurse überführt: Es gibt in Manns Romanen nicht die Ohnmacht des Einzelnen angesichts diskursiver Strukturen. Und so bleiben die Idee vom Ganzen und die Vorstellung vom Totalen für diesen Autor die leitenden gattungspoetologischen Vorgaben. Der Roman wolle nicht den „Ausschnitt, die Episode", sondern das „Ganze"[33] und somit Geschlossenheit, hat Mann im Aufsatz *Die Kunst des Romans* eigens betont. Das erzählerische Prinzip des organischen Kunstwerks bestimmt seine Romankunst, denn – und das ist die Basis und die Zielsetzung seiner Romane – sogar eine „alberne Ordnung ist immer noch besser als gar keine"[34]: der Roman – für Mann ist er ein „in sich ruhendes Gebilde" einer „traditionellen Kunst".[35]

Dennoch, es soll trotz dieser Bedenken wiederholt werden, die essayistischen Passagen und Anteile des Romans eröffnen eine gewichtige Erweite-

[32] In diesem Zusammenhang wäre auch Settembrinis Position und Rolle als „Zivilisationsliterat" zu diskutieren: Stellt sich doch angesichts der Tatsache, dass die Zivilisation, die er verteidigt, die Werte und Maßstäbe, die er propagiert, unmittelbar an die Zeit und Gesellschaft des aufgeklärten Zeitalters rückgebunden sind, die Frage nach der Aktualität und Brisanz seiner Beiträge; dies spricht nicht gegen sie, aber auch nicht zwingend für Manns Roman, zumindest nicht unter dem Aspekt Zeitroman. Er setzt sich mit den Ideen der Aufklärung auseinander, die die Grundlage jeglichen demokratisch und republikanisch fundierten Zusammenlebens sind; doch die Dimension einer aufgeklärten Zivilisations- und Informationsgesellschaft wird hierbei nicht mit verhandelt, was man mit Blick auf die Tatsache, dass in den 20er Jahren erstmals eine solche moderne Zivilisationsgesellschaft etabliert wurde, bedauern mag.

[33] Mann: Die Kunst des Romans, S. 352 und S. 354.

[34] Vgl. Gerhard Kaiser: „… und sogar eine alberne Ordnung ist immer noch besser als gar keine.": Erzählstrategien in Thomas Manns *Doktor Faustus*. Stuttgart/Weimar: Metzler 2001.

[35] Thomas Mann: Doktor Faustus. Das Leben des deutschen Tonsetzers Adrian Leverkühn erzählt von einem Freunde. In: X.1, 349.

rung und Erneuerung des Genres bei gleichzeitiger Sicherung des epischen, des erzählenden Charakters bzw. des traditionellen Realismusprinzips. Die Momente des Reflexiven und der Reflexivität im Roman bedingen sozusagen das Klassische an dieser Variante von Moderne. Denn zum einen verhindern sie die Krise des Erzählens. Und zum andern stehen sie für jenes Manns Romanen zugrunde liegende „formalistisch-hypotaktische Bewußtsein“[36] ein, dass Peter V. Zima und Astradur Eysteinsson für die klassische Moderne oder den Modernismus insgesamt diagnostiziert haben.[37] So kann gerade der Blick auf das Werk Thomas Manns verdeutlichen, dass sich das Verhältnis der avantgardistischen zur klassischen Moderne über die Gegenüberstellung von Konstruktion und Reflexion, von Konstruktivismus und Komposition sowie von Mimetismus und Realismus präzisieren lässt. Zwar hat Hermann Kurzke zu Recht betont, der *Zauberberg*-Roman eine „gewaltige Entgrenzungsphantasie“ sei, „voller Lust an der Flucht aus Haltung und bürgerlicher Form“[38]; man sollte darüber allerdings nicht vergessen, dass über die Ästhetik, über die strenge ästhetische Form dieses Werks sich Thomas Mann zugleich eine Form der Begrenzung auferlegt, die konträr zu dem Prozess der ‚Entliterarisierung‘ der Literatur und der damit in den 20er Jahren einhergehenden Tendenz zur Entgrenzung und Vermischung angelegt ist. Genau genommen praktiziert Mann statt der epochentypischen Ästhetik der Überraschung, Zerstreuung, der Kontingenz und des Disparaten eine Poetik der Verdichtung, Verzögerung und Langsamkeit und des Kontinuierlichen und etabliert so in einer Epoche der forcierten Beschleunigungs-, Auflösungs- und Entgrenzungsprozesse im Gesellschaftlichen, Kulturellen und Ästhetischen Klassizität im Sinne von Norm, Strenge, Zusammenhalt, Kausalität und erzählerischer Stringenz.

Im Anschluss an solche Befunde lassen sich für das Werk Thomas Manns in den 20er Jahren (und für eine klassische Moderne insgesamt) zwei weitere zentrale Eigenschaften bzw. Eigenheiten ableiten, die über die Aspekte Intermedialität und Zeiterfahrung zu fassen sind. Das, was jüngst in Studien zu Musils und Joyces Epochalromanen[39] erarbeitet wurde, dass nämlich diese Romane durchweg vom Geist des Pressewesens inspiriert seien, dass ihr Aufbau, die Form und Struktur des Erzählten und des Erzählens den Produktions- und Rezep-

[36] Peter V. Zima: Moderne, Postmoderne: Gesellschaft, Philosophie, Literatur. Tübingen [u. a.]: Francke 1997, S. 233.

[37] Ebd., S. 1–28; Astradur Eysteinsson: The Concept of Modernism. Ithaca [u. a.]: Cornell Univ. Pr. 1990. S. 177.

[38] Hermann Kurzke: Thomas Mann: Das Leben als Kunstwerk. München: Beck 1999, S. 329.

[39] Vgl. Hermann Bernauer: Zeitungslektüre im „Mann ohne Eigenschaften“. München: Fink 2007 (= Musil-Studien 36).

tionsmechanismen der Zeitung bzw. Zeitungslektüre entsprechen[40], dürfte für Manns *Zauberberg* nur bedingt zutreffen. Die ästhetischen und poetologischen Prinzipien der Zeitung, das „fait divers", die Zusammenstellung des Vermischten, des Diskontinuierlichen, der Verzicht auf die erzählerische Bindung, ja auf die Großerzählung, zugunsten der Zusammenstellung des Aktuellen, von daher auch Disparaten, Unzusammenhängenden, Folgenlosen und Fragmentarischen – all dies sind ja nicht nur journalistische Prinzipien und die Grundprinzipien der Zeitung; vielmehr sind es – in Verbindung mit den Wahrnehmungs- und Erfahrungsmustern in der Moderne – die zentralen Kriterien einer ästhetischen Moderne. Solche Verfahrensweisen zerstreuen eine ‚Ganzheitsprosa', an der Thomas Mann nahezu uneingeschränkt festhielt, zumindest in den 20er Jahren. Gehen dem Helden des Ulysses, ständig Werbesprüche durch den Kopf, so reflektiert Hans Castorp, und mit ihm seine Lehrer Settembrini und Naphta, vor allem über philosophische Phänomene und Erkenntnisse der letzten hundert Jahre. Reduziert Joyce die erzählten Zusammenhänge auf gerade einmal einen Tag und kommt so dem zeitlichen Grundprinzip der Moderne, also der Aufwertung des Augenblicks, des Momentanen und Plötzlichen, des Aktuellen, Kurzweiligen, Flüchtigen und Verdichteten nach, so schließt Mann mehr an die Zeiterfahrung des 19. Jahrhunderts an, setzt auf Verstetigung, Ausdehnung, Langsamkeit, setzt auf langanhaltende Erfahrung statt auf kurzfristiges Erleben oder diskontinuierliche Erlebnisse.[41] In Walter Benjamins Differenzierung zwischen Erleben und Erfahrung und vor allem in der Verbindung dieser kultursoziologischen und sozialpsychologischen Befunde mit narratologischen „Betrachtungen" im Erzähler-Aufsatz wurde dieser Zusammenhang von Zeiterfahrung und Medialität bzw. Ästhetik bilanziert.

In seinem Vortrag auf der Lübecker Thomas-Mann-Tagung hat Manfred Dierks diesen Sachverhalt bereits angesprochen und den *Zauberberg* Roman im Kontext der Zeiterfahrung der Moderne diskutiert.[42] Jedoch nicht allen seinen Befunden ist zuzustimmen, vor allem nicht seiner Überlegung, Manns Roman knüpften an das Zeitmuster und Zeitgefühl bzw. an die in der Moderne paradigmatische Erfahrung von Zeitlichkeit an. Die Thematisierung der epischen Zeitlosigkeit bei Mann wird so als eine Folge der Beschleunigung von Zeit bzw. einer beschleunigten Zeit und der Erfahrung der Vergänglichkeit der Zeit im

[40] Hanns Zischler, Sara Danius: Nase für Neuigkeiten**:** vermischte Nachrichten von James Joyce. Wien: Zsolnay 2008.

[41] Vgl. dazu Walter Benjamin: Der Erzähler. Betrachtungen zum Werk Nikolai Lesskows [1936]. In: Ders.: Gesammelte Schriften. Bd. II/2, hrsg. v. Rolf Tiedemann und Hermann Schweppenhäuser. Frankfurt/Main: Suhrkamp 1977, S. 428–465, hier S. 439.

[42] Manfred Dierks: Ambivalenz. Die Modernisierung der Moderne bei Thomas Mann. In: TM Jb 20, 2007, 155–170.

Zauberberg verstanden. Mindestens so plausibel ist die Annahme, dass Mann weder im *Zauberberg* noch in anderen Werken jene für die Moderne dingfest gemachten Beschleunigungsprozesse, jene „Veränderung[en] der Zeitstruktur in der Moderne“[43] mit vollzieht, und das heißt vor allem ästhetisch verarbeitet. Und zwar deshalb nicht, weil er Zeit und Zeiterfahrung vor allem im Anschluss an philosophische Erklärungsmuster verarbeitet: Erfahrungen wie Beschleunigung nahezu aller Lebensbereiche und Lebensformen – zu denken ist an das Lebenstempo im sozialen, politischen, kulturellen Bereich, in der Arbeitswelt, der Kommunikation bzw. in den Kommunikationsstrukturen sowie an die Dynamisierung der Lebensrealität infolge von Technisierung, Industrialisierung und Urbanisierung, an die dadurch ausgelöste Fragmentierung von Wahrnehmungsmustern, aber auch von Erfahrungsformen insgesamt, all diese entscheidenden Erfahrungsmodi in der beginnenden Moderne des 20. Jahrhunderts spielen für Mann eher eine marginale Rolle. Die Erfahrung, dass die Moderne Ambivalenz bedeutet, dass die Moderneerfahrung ganz wesentlich etwas mit Flüchtigkeit, Beschleunigung oder Verlust von Ganzheitserfahrung zu tun hat – diesen Erfahrungen verschließt sich das Werk Manns doch weitgehend.[44] Auf jeden Fall beinhaltet die Zeiterfahrung in der Moderne aber Momente wie Verknappung, Verdichtung, Wechsel („Chock“[45]), Augenblickshaftigkeit, Mann indessen verarbeitet doch weit mehr das Gefühl von Verstetigung und nicht begrenzter Ausdehnung von Zeit. Hans Castorp erfährt Zeit als eine Mischung aus „Wiederkehr und schwindelige Einerleiheit“[46], Zeit wird ihm zu einem „stehenden Jetzt“, zur „Ewigkeit“: Und wie dieser Vertreter einer Vor-Moderne so befinden sich auch die Patienten und Bewohner des *Zauberbergs* in einem Zustand der Zeitlosigkeit und Zeitentrückung, sie erfahren Zeit als ein der gängigen Situation und dem Erfahrungswert der Zeitgenossen kaum mehr zugängliches Phänomen der Aufhebung von Zeit: „Man ändert hier seine Begriffe“[47], belehrt Ziemßen seinen Vetter bereits kurz nach dessen Ankunft. Aber diese Änderung vollzieht sich weniger im aktuellen Erfahrungshorizont als vielmehr in einem nahezu zeitlosen Raum. Dieses im Sanatorium gelebte und erlebte Zeitgefühl steht von daher meines Erachtens in diametralen Gegensatz zu den Zeit- und

[43] Hartmut Rosa: Beschleunigung. Die Veränderung der Zeitstruktur in der Moderne. Frankfurt/Main: Suhrkamp 2005.

[44] Vgl. dazu: Zygmunt Bauman: Moderne und Ambivalenz. Das Ende der Eindeutigkeit. Hamburg: Hamburger Edition 1999; ders.: Flüchtige Moderne. Frankfurt/Main: Suhrkamp 2003.

[45] Walter Benjamin: Über einige Motive bei Baudelaire. In: Ders.: Charles Baudelaire. Ein Lyriker im Zeitalter des Hochkapitalismus [1939]. In: Ders.: Gesammelte Schriften. Hrsg. Rolf Tiedemann, Hermann Schweppenhäuser. Bd. I/2. Frankfurt/Main: Suhrkamp 1974, S. 605–653, hier S. 653.

[46] 5.1, 40.

[47] 5.1, 17.

Erfahrungsstrukturen einer doch wesentlich auf Ambivalenz und Kontingenz ausgerichteten zivilisatorischen Moderne: Zeit wird in ihr nicht angehalten, sondern im Gegenteil beschleunigt, die Erfahrungsstruktur dementsprechend auch verdichtet. Die Zeitgenossen der sich in den 20er Jahren etablierenden modernen Industrie-, Massen- und Zivilisationsgesellschaft machen primär die Erfahrung einer sich verflüchtigenden Zeit, Zeit wird sozusagen schneller, was aber weniger mit einem Ewigkeitsgefühl als mit dem völlig veränderten Aktualitätsgefühl in den 20er Jahren zu tun hat (ein prägnantes Beispiel hierfür dürften die in Berlin täglich in drei aktualisierten Ausgaben erscheinenden Zeitungen sein).

Manns Erzählen ist demgegenüber – darin Adalbert Stifter ähnlich, mit dem Mann ohnehin eine innige Verwandtschaft verbindet – durch das Moment des Verweilens gekennzeichnet, fast alles Erzählte ist – und zwar nicht nur auf der inhaltlichen Ebene über das räumliche und thematische Motiv des Lebens, sondern auch bezogen auf das Ästhetische – außerhalb zeitlicher Begriffe, außerhalb von Raum und Zeit gerichtet, ist statt auf Prozesshaftigkeit auf Arretierung und Verlangsamung hin ausgerichtet. Insofern gilt der *Zauberberg*-Roman als Gegenstück zu den *Buddenbrooks*, es geht hier, so hat es Dierks genannt, um die ‚entgrenzte Zeit' im Sinne Schopenhauers oder C. G. Jungs.[48] Damit steht Mann weitgehend außerhalb des Moderne-Diskurses, der sich unbedingt, und dies nicht erst in den 1920er Jahren um die Pole Beschleunigung und Verknappung entwickelt.[49] Zeitlichkeit im Sinne von dynamisierter Zeit ist eine basale Kategorie dieses Diskurses, im *Zauberberg* hingegen sind Raum und Zeit in einer konturlosen Schneelandschaft nahezu aufgehoben: Die im Abschnitt „Launen des Merkur" entwickelte Rede vom „stillen Sicheinschleichen" steht dieser Erfahrung jedenfalls diametral entgegen.[50]

[48] Vgl. Dierks: Ambivalenz. Die Modernisierung der Moderne bei Thomas Mann (zit. Anm. 43), S. 161.

[49] In diesen Zusammenhang wäre zudem der Komplex der Lebensphilosophie anzusprechen: Die den „Zauberberg"-Roman tragende Idee, die „Sympathie mit dem Tode" erfasst sicher nur am Rande die mentale Disposition der Gesellschaft der 20er Jahre, die mehr durch eine Abkehr von den Todesvisionen und Todesszenarien des Ersten Weltkriegs gekennzeichnet ist. Auch die Lebensphilosophie, wie sie im „Zauberberg" entfaltet wird, ist nicht ohne weiteres in die kulturelle Situation der Nachkriegszeit zu transferieren, ist nur partiell in der zivilisatorischen Dynamik der 20er Jahre zu aktualisieren. Spenglers Untergangsvisionen, sie mögen nach dem Ersten Weltkrieg breit diskutiert sein, wurden vor allem einer kritischen Revision unterzogen. Nur im Anschluss an diese negativ-kritische Rezeption der Spenglerschen Ideen ist es zu erklären, dass sich in den 20er Jahren eine in dieser Vielfältigkeit und Komplexität bis dahin nicht gekannte intellektuelle Asphaltliteratur und Großstadtkultur etablierte, die sich gerade an den von Spengler scharf zurückgewiesenen amerikanischen, aber auch sowjetischen Kulturen orientierte.

[50] 5.1, 343; vgl. auch die sich anschließende Beobachtung bzw. Erkenntnis, „[d]ie Zeit hat in Wirklichkeit keine Einschnitte, es gibt kein Gewitter oder Drommetengetön bei Beginn eines neuen Monats oder Jahres, und selbst bei dem eines neuen Säkulums sind es nur wir Menschen, die schießen und läuten." (Ebd.)

Volker Wahl

Thomas Manns Weimarer Ehrenbürgerschaft von 1949 und der schwierige Weg dorthin

Ein schwieriger Weg war auch der Thomas Manns von Deutschland 1933 nach Deutschland 1949. Im Weltgoethejahr 1932 zum 100. Todestag des Dichters war der Literatur-Nobelpreisträger von 1929 ein gefeierter Redner der Reichs-Goethefeier in Weimar gewesen; im Goethejahr 1949, dem ersten international beachteten Kulturereignis in Deutschland nach Kriegsende, war der 200. Geburtstag des Dichters der beste Anlaß, den aus Deutschland emigrierten und nunmehrigen amerikanischen Staatsbürger in der in vier alliierte Besatzungszonen geteilten alten Heimat würdevoll zu empfangen. Und da mußte sein Besuch nicht nur der Geburtsstadt in der Amerikanischen Zone, sondern auch der Goethestadt Weimar in der Sowjetischen Besatzungszone (SBZ) gelten.[1]

In seiner kleinen Vorrede zur *Ansprache im Goethejahr* im Deutschen Nationaltheater zu Weimar am 1. August 1949 hat Thomas Mann seine Beweggründe für Frankfurt am Main und Weimar mit diplomatischem Geschick und ehrlicher Überzeugungskraft ausgesprochen:

> Meine erste Wiederkehr nach Deutschland, mein Wiedersehen mit ihm, das mich so tief bewegt, gilt dem alten Vaterland als Ganzem, und ich hätte es als unschön, ja als Treulosigkeit empfunden, wenn ich auf dieser Reise mich um die deutsche Bevölkerung der sogenannten Ostzone (wenn man im Falle Weimars von „Osten" sprechen darf) nicht bekümmert, sondern sie, sozusagen, links hätte liegen lassen. Ich hätte es als eine Unvollständigkeit meiner Deutschlandfahrt empfunden, wenn ich nur eine der beiden geweihten Goethestätten, nur die Geburtsstadt des Helden besucht hätte und nicht auch die Stadt, in der er von jungen Jahren an sein gewaltiges Leben verbracht hat.[2]

Als der Schriftsteller an diesem ersten Augusttag des vierten Friedensjahres in Europa die Weimarer Ehrenbürgerwürde entgegennahm, bekannte er sich zu dem genio huius loci, den er zum ersten Mal während einer Lesung im November 1910 hier verspürt hatte und sich damals „historisch tief impressioniert" zeigte, wie er seinem Bruder Heinrich mitzuteilen wußte: „Was einem da auf Schritt und Tritt – und besonders in den rührenden Stübchen, die das Allerhei-

[1] Über Thomas Manns Weimarbesuche siehe neuerdings Volker Wahl: Thomas Mann in Weimar und Jena von 1910 bis 1955. Eine Chronik, in: Die große Stadt. Das kulturhistorische Archiv von Weimar-Jena, Jena: Vopelius, 1/4 (2008), S. 239–261.

[2] Thomas Mann: Ansprache im Goethejahr, Weimar: Thüringer Volksverlag 1949, S. 3.

ligste bilden – anweht, ist etwas so viel Verwandteres als die dämliche Münchner Malertradition […]."[3] Und dann knapp drei Jahrzehnte später die amerikanische Gegenwart, die er am 1. August 1949 hier in Weimar reflektierte:

> Ich kann Ihnen nicht sagen, wie schmerzlich es war, als ich, vor nun mehr schon als einem Jahrzehnt, jenen Goethe-Roman, „Lotte in Weimar", zu schreiben begann und es mir durch die unselige Lage der Dinge verwehrt war, hierher zu kommen und den Schauplatz meines Buches und die Räume wiederzusehen, in denen Goethe lebte und dichtete und deren erneuter Anblick damals für meine Arbeit so wichtig gewesen wäre. Ich mußte verzichten, es mußte auch ohne sinnliche Anschauung gehen.[4]

„Nun bin ich da", lautete Thomas Manns Bekenntnis am 1. August 1949 in der Stadt Goethes und Schillers, „nun habe ich alles wieder vor Augen, und nicht nur das, sondern, traumhafterweise, ich bin ein Bürger der Stadt geworden, nach der ich mich damals sehnte und die in meiner Vorstellungswelt, wie in der jedes überhaupt vom Geist berührten Deutschen, eine so bedeutsame Rolle spielt."[5] Der im Goethejahr 1949 erstmals aus den USA nach Deutschland gereiste Schriftsteller hatte unmittelbar zuvor die Weimarer Ehrenbürgerurkunde und auch den vom (Ost-)Deutschen Goethe-Ausschuß gestifteten Goethe-Nationalpreis empfangen. Weit zurück lag die Erinnerung an das Weltgoethejahr 1932 und seine damalige „Goethereise" zu der Reichsfeier nach Weimar, als ihn hier die „Vermischung von Hitlerismus und Goethe" ganz eigenartig berührt hatte.[6]

Daß er auch im Jahr 1949 nicht in ein unpolitisches Refugium Weimar eintrat, war ihm wohl bewußt. Die aus dem Westen, u. a. von dem ehemaligen Buchenwald-Häftling Eugen Kogon, an ihn gerichteten Aufforderungen, während seines Aufenthaltes in Weimar auf dem Ettersberg das dort seit 1945 betriebene sowjetische Internierungslager aufzusuchen, ignorierte er, wie er auch den westlichen Anfeindungen wegen seines Besuches in der Ostzone widerstand.[7] Ob andererseits einer Bitte des prominenten deutschen Schriftstellers

[3] Thomas Mann an Heinrich Mann, 16. November 1910, in: Thomas Mann – Heinrich Mann. Briefwechsel 1900–1949, hrsg. von Ulrich Dietzel, Berlin/Weimar: Aufbau-Verlag 1977, S. 97.

[4] Thomas Mann: Ansprache im Goethejahr (zit. Anm. 2), S. 3 f.

[5] Ebda, S. 4.

[6] Thomas Mann, Meine Goethereise, Rede am 5. April 1932, in: VIII, 71; in der DDR veröffentlicht in: Weimar im Urteil der Welt. Stimmen aus drei Jahrhunderten, Berlin/Weimar: Aufbau-Verlag 1975, S. 344. Neuerdings in: Die große Stadt (zit. Anm. 1), S. 252.

[7] Siehe hierzu die entsprechenden Tagebucheintragungen in: Thomas Mann. Tagebücher 1949–1950, Frankfurt/Main: Fischer 1991; vgl. auch die Untersuchung von Bettina Meier: Goethe in Trümmern. Zur Rezeption eines Klassikers in der Nachkriegszeit (hier insbesondere das Kapitel Thomas Mann – Träger des Goethe-Nationalpreises in Weimar), Wiesbaden: Deutscher Universitäts-Verlag 1989, S. 237–257. Aus der Sicht eines Insiders (nach der Flucht in den Westen verfaßt) Heinz Winfried Sabais: Thomas Mann in Weimar. Ein Bericht, in: Thomas Mann und

aus den USA zu einem „Lagerbesuch“ von der sowjetischen Besatzungsmacht entsprochen worden wäre, ist ganz unwahrscheinlich. Immerhin setzte noch vor seinem Eintreffen in Weimar in dem Berliner SED-Zentralorgan „Neues Deutschland“ die Gegenpropaganda ein, als dort Berichte über „Geheime Konzentrationslager in den Westzonen“ und über amerikanische und französischen Kriegsgefangenenlager eingerückt wurden, um von den „Buchenwald-Meldungen“ im Zusammenhang mit dem Weimar-Besuch Thomas Manns im Radio und in der Presse des Westens abzulenken.[8]

Thomas Mann war in diesen Tagen Akteur des Geschehens und vielbestaunter Gast der Stadt und des Landes Thüringen. Eine naive Herzlichkeit lag über dem Geschehen, das „organisierter Spontaneität“ und „arrangierter Zufälligkeit“ nicht entbehrte, wie Heinz Winfried Sabais – von dem noch die Rede sein wird – später ironisch anmerkte.[9]

Das äußere Geschehen dieses Aufenthaltes vom 31. Juli bis 2. August 1949 läßt heute kaum etwas von den politischen Implikationen seiner Deutschlandreise und schon gar nichts von dem Argwohn des Schriftstellers gegenüber dem Besuch in der Sowjetischen Besatzungszone, die sich ein Vierteljahr später als Deutsche Demokratische Republik konstituierte, erkennen. Wenn auch die Zeitungen und Rundfunkberichte aus der „Ostzone“ den Besucher überschwenglich feierten; der kritische Beobachter – auch aus den eigenen Reihen – reflektierte das Geschehen nicht ohne Distanz zu den plumpen Annäherungs- und Vereinnahmungsversuchen, wie der inzwischen bekannt gewordene Tagebucheintrag des Romanisten Victor Klemperer zeigt:

Die nationale Front, die jämmerliche Bescheidenheit der Linken. Dieses demütige Glück: [Thomas] Mann ist auch zu uns gekommen! Man hat ihn bei Gutenfürst eingeholt wie einen Herrscher. Am arschleckendsten der Kulturbund. Nach der üblichen LDP-Sauce über das Thema ‚Edel sei der Mensch, hilfreich u. gut‘, den alten Goethe, dessen Büste auf der Bühne stand, hinter dem Rednerpult, Weimar, Goethe, Humanität u. den Erben Thomas Mann mixend – nach dieser von einem namenlosen alten Herrn

Heinz-Winfried Sabais. Begegnungen und Korrespondenzen. Begleitheft zu den Ausstellungen „Das Goethejahr 1949 in Weimar“ (Archivalienausstellung des Thüringischen Hauptstaatsarchivs Weimar) und „Thomas Mann und Heinz Winfried Sabais. Begegnungen im Goethejahr 1949“ (Archivalienausstellung des Stadtarchivs Darmstadt). Herausgegeben von Volker Wahl (Weimar) und Peter Engels (Darmstadt), Darmstadt: Presse- und Informationsamt der Stadt Darmstadt 1999 (= Darmstädter Dokumente Nr. 6), S. 49–78.

[8] Bereits am 29. Juli 1949 begann eine 15 Folgen umfassende Serie: Fritz Enskat: Vom Ami verkauft. Erlebnisbericht aus amerikanischen und französischen Kriegsgefangenenlagern, in: Neues Deutschland, Nr. 175/1949–189/1949 vom 29. Juli bis 14. August 1949, Berlin: Verlag Neues Deutschland; am 30. Juli 1949 erschien: Geheime Konzentrationslager in den Westzonen. Von Edith Fügener, in: Neues Deutschland, Nr. 176/1949 vom 30. Juli 1949, Berlin: Verlag Neues Deutschland.

[9] Vgl. Heinz Winfried Sabais: Thomas Mann in Weimar (zit. Anm. 7).

u. wohl Studienrat in Weimar verabreichten Sauce, sprach Becher jeden Satz mit Sie, Thomas Mann beginnend, zuletzt ihn als Lieber Geliebter apostrophierend – ein Hymnus der üblichen Phrasen. Dann kam [Thomas] Mann. Man applaudierte stehend u. langdonnernd."[10]

Man muß allerdings nicht bedingungslos Klemperers Sarkasmen folgen, denn die Akteure in Weimar und Thüringen hatten sich redliche Mühe gegeben, empfanden ehrlichen Stolz und waren keineswegs nur politische Werkzeuge in der Hand der SED. Die Ehrenbürgerrechtsverleihung „im Namen der Bürgerschaft der Stadt Weimar"[11] war ursprünglich nicht von dieser machtbeanspruchenden Staatspartei bestellt, und es war ein schwieriger Weg dorthin. Vom Ende her zeigt sich der historische Vorgang sehr versöhnlich, ja in geradezu harmonischer Eintracht zwischen den parteipolitischen Kräften. Die Nadelstiche wurden an anderer Stelle verabreicht, jedenfalls nicht da, wo sie Victor Klemperer ansetzt. Die Ehrenbürgerurkunde für Thomas Mann ist gleichsam ein Kulturdokument wie auch eine politische Bekenntnisschrift der versuchten Loslösung Weimars von den Schatten der Vergangenheit des Dritten Reiches, die wohl nie ganz gelingen wird. Nimmermehr wird in Weimar das von dem aus amerikanischen Exil zurückgekehrten Germanisten Richard Alewyn im Goethejahr 1949 ausgesprochene Diktum vergessen werden können: „Zwischen uns und Weimar liegt Buchenwald."[12]

Die in der Urkunde festgehaltene Laudatio für die Verleihung des Ehrenbürgerrechts an Thomas Mann lautete:

Eingedenk ihrer klassischen Tradition, die ins Lebendige fortzusetzen das Anliegen unserer Generation sein muß, ehrt die Stadt Weimar den berühmten Bewahrer und Mehrer deutscher Sprache und Literatur und damit auch den würdigen Repräsentanten des Humanismus in unserer Zeit. Er war in den Jahren der Barbarei vielen Deutschen ein Symbol für die Unzerstörbarkeit des Geistes und der Humanität und gehört in der Gegenwart zu den großen Förderern der Demokratie und des Friedens.[13]

Beschlossen hatte es die 1946 gewählte Stadtverordnetenversammlung von Weimar, „dem deutschen Schriftsteller und Dichter Thomas Mann anläßlich

[10] Victor Klemperer: So sitze ich denn zwischen allen Stühlen. Tagebücher 1945–1949, Berlin: Aufbau Verlag 1999, S. 668–669.

[11] Ehrenbürgerurkunde der Stadt Weimar vom 28. August 1949. Original im TMA. Abgebildet in: Genius huius loci Weimar. Kulturelle Entwürfe aus fünf Jahrhunderten. Katalog zur Ausstellung 26. Mai bis 19. Juli 1992 in Weimar, Weimar: Stiftung Weimarer Klassik 1992, S. 212.

[12] Richard Alewyn, Goethe als Alibi? Zit. nach „… er teilte mit uns allen das Exil". Goethebilder der deutschsprachigen Emigration 1933–1945, Wiesbaden: Harrassowitz 1999, S. 258. (= Gesellschaft für das Buch Bd. 6)

[13] Ehrenbürgerurkunde vom 28. August 1949 (zit. Anm. 11).

der Nationalfeier zum 200. Geburtstag Johann Wolfgang Goethes das Ehrenbürgerrecht zu verleihen". [14] Folglich datiert die Urkunde vom 28. August 1949, wurde allerdings bereits am 1. August überreicht. Das Auseinanderfallen von Ausfertigungs- und Überreichungsdatum in dieser ungewöhnlichen Form – die Urkunde wurde somit vorfristig übergeben – erklärt sich aus dem ursprünglichen Wunschdenken im Osten Deutschlands, Thomas Mann als Festredner der „Goethefeiern für Weimar und die Ostzone" am Geburtstag des Dichters zu gewinnen.[15] Am 28. August 1949 hielt dann allerdings der kommunistische Staatsdichter Johannes R. Becher die Festansprache in Weimar, die den Titel *Der Befreier* trug.

Die Vorgeschichte der Verleihung des Ehrenbürgerrechts der Stadt Weimar an Thomas Mann beginnt bereits Mitte 1948. Sie ist eingebettet in die Vorhaben des Landes Thüringen zum Goethejahr 1949, zu denen der Thüringer Landtag auf Vorschlag der Liberaldemokratischen Partei (LDPD) bereits am 30. Januar 1947 einen entsprechenden Beschluß gefaßt hatte.[16] Ich erwähne diesen Vorgang auch nur deshalb, weil ein anderer bekannter deutscher Schriftsteller, der seit August 1945 in Weimar lebende Theodor Plievier, der als einziges parteiloses Mitglied der Landtagsfraktion der SED angehörte, mit der Zustimmungsrede für seine Fraktion seinen einzigen Auftritt im Thüringer Landtag hatte.[17] Bereits im Sommer 1947 übersiedelte er allerdings in die Amerikanische Zone, wo er sich nun des Vorwurfs, daß er Kommunist geworden sei, erwehren mußte. Und auch die greise Schriftstellerin Ricarda Huch, seit 1936 in Jena lebend und von Thomas Mann noch im Juni 1947 als „präsumptive Präsidentin des [neuen deutschen] PEN-Clubs und stolze, aufrechte Frau" genannt[18], verließ Anfang Oktober 1947 heimlich die Universitätsstadt, Thüringen und die SBZ, verstarb aber bereits am 17. November 1947 in Kronberg im Tau-

[14] Ebda.

[15] Bereits im Protokoll der Sitzung des Deutschen Goethe-Ausschusses in Berlin am 4. Oktober 1948 heißt es: „Herr Becher übernimmt es, in einem persönlichen Brief an Thomas Mann zu erfragen, ob die Möglichkeit besteht, daß Thomas Mann am 28. August 1949 in Weimar die Festrede zu Ehren Goethes hält." Thüringisches Hauptstaatsarchiv Weimar, Land Thüringen, Ministerium für Volksbildung Nr. 180.

[16] Akten und Verhandlungen des Thüringer Landtages 1946-–1952, Bd. I; 1: Sitzungsprotokolle 1. Wahlperiode (Reprint), Frankfurt/Main 1992, S. 541. Einen umfassenden Überblick über die Durchführung des Goethejahrs 1949 in Thüringen bietet die von Heinz-Winfried Sabais zusammengestellte Broschüre: Das Goethejahr 1949. Unsere Leistungen und Veranstaltungen in Weimar. Herausgegeben vom Goetheausschuß des Landes Thüringen, Weimar: Thüringer Volksverlag 1950.

[17] Vgl. Volker Wahl: Der Schriftsteller Theodor Plievier in Weimar, in: Die große Stadt. Das kulturhistorische Archiv von Weimar-Jena, Jena: Vopelius, 2/2 (2009), S. 143-–154.

[18] Gert Heine/Paul Schommer: Thomas Mann Chronik, Frankfurt/Main: Klostermann 2004, S. 431.

nus. Auch vor dem Hintergrund dieses kulturellen Aderlasses muß man das ehrliche Bemühen kulturell interessierter Bürger in Weimar selbst sehen, die mit der Stadt verbundenen Traditionen zu wahren und ihren Kulturanspruch zu erneuern. Der 200. Goethe-Geburtstag war dafür eine erste große Bewährungsprobe, national und auch international.

An dieser Stelle tritt Heinz Winfried Sabais (1922–1981) auf den Schauplatz der kulturellen Erneuerungsbewegung in Weimar und Thüringen – ein junger aus Breslau stammender Schriftsteller und Literaturkritiker, Mitglied der LDPD, der nach Kriegsende in Rudolstadt Lokalredakteur bei der Thüringischen Landeszeitung war, dann als Lektor im Greifen-Verlag arbeitete und seit Januar 1948 in Weimar als Sekretär des Landesausschusses für das Goethejahr 1949 in Thüringen (Vorsitzende Ministerin für Volksbildung Dr. Marie Torhorst) tätig wurde und auch in Weimar zu erledigende Sekretariatsgeschäfte für den Deutschen Goethe-Ausschuß übernommen hatte, dessen Vorsitzender Johannes R. Becher ihm wohlgesonnen war.[19] Seit Herbst 1947 stand er mit Thomas Mann in brieflicher Verbindung[20], dessen erster Brief an Sabais – „an einen jungen deutschen Dichter", wie im Tagebuch vermerkt – vom 23. September 1947 überliefert ist.

Dieser junge Dichter, Heinz Winfried Sabais, damals erst 26 Jahres alt, war es nun, der sich am 30. Juni 1948 – zusammen mit dem Buchhändler Walter Heese, Leiter der Thüringischen Buchhandlung in Weimar, – in einem privaten Brief an den Vorsitzenden der Stadtverordnetenversammlung von Weimar gewandt hatte:

Als Bürger der Stadt Weimar richten die Unterzeichneten an den Rat der Stadt und die Stadtverordnetenversammlung das Ersuchen, dem in Kalifornien (USA) lebenden Schriftsteller Prof. Dr. h. c. Thomas Mann das Ehrenbürgerrecht der Stadt Weimar anzutragen.

Thomas Manns große Bedeutung in der deutschen Literatur der Gegenwart bedarf keiner weiteren Erläuterung. Seine Verdienste im geistigen Kampf gegen den faschistischen Totalitarismus werden uns erst jetzt, nachdem viele Deutsche während des Krieges aus seinen Radio-Botschaften neuen Widerstandsgeist schöpfen konnten, in vollem Umfang bekannt.

Es wird von den Unterzeichneten hingenommen, daß Thomas Mann in berechtigter Verbitterung nach 1945 auch manches schmerzliche Wort über das deutsche Volk gesagt

[19] Für Sabais war Weimar allerdings nicht die Zukunft. Nach dem Goethejahr 1949 wollte er in Jena ein schon vor Kriegsende begonnenes Universitätsstudium fortsetzen, floh aber aus politischen Gründen im Herbst 1950 mit der Familie nach West-Berlin und kam 1951 nach Darmstadt, wo er 1954 Kulturreferent, 1963 Stadtrat und schließlich 1971 Oberbürgermeister wurde.

[20] Der überlieferte Briefwechsel zwischen ihnen aus den Jahren 1947 bis 1954 ist abgedruckt in Thomas Mann und Heinz-Winfried Sabais. Begegnungen und Korrespondenzen (zit. Anm. 7), S. 29–41.

und seine Rückkehr nach Deutschland verweigert hat. Niemand wird jedoch behaupten können, daß er sein Deutschtum jemals verleugnet und sein altes Vaterland im Elend aufgegeben habe. Seine Rede über Deutschland und die Deutschen und manche andere beachtenswerte Äußerungen der letzten Zeit lassen im Gegenteil erkennen, daß er als der unstreitig bedeutendste lebende Schriftsteller deutscher Sprache nach wie vor Nationalgefühl mit Weltbürgertum zu vereinen weiß und damit an weithin sichtbarer Stelle ein beherzigenswertes Beispiel gibt.

Besondere Veranlassung zur Äußerung ihres Wunsches sehen die Unterzeichneten in Thomas Manns nun auch in Deutschland aufgelegtem Roman „Lotte in Weimar", der den Namen Weimars in Verbindung mit dem Andenken seines großen Bürgers Johann Wolfgang Goethe wieder einmal mehr in die Weltöffentlichkeit trägt und in der Literaturgeschichte verzeichnet. Es mag als ein Zeichen besonderer Verbundenheit des Dichters Thomas Mann mit dem traditionellen humanitären Geist Weimars vermerkt sein, daß dieser Roman im Exil und aus Protest zu gleicher Zeit begonnen wurde, als die Nazis das KZ Buchenwald errichteten und damit den Geist der Humanität, der in Weimar seine symbolische Heimstätte besaß, über die deutschen Grenzen vertrieben. Andere deutsche Städte haben den Dichter bereits beispielgebend geehrt, so kürzlich u. a. Rostock, das eine Hauptstraße nach ihm benannte. Die Universität Bonn bat ihn, seine 1934 aberkannte Ehrendoktorwürde aufs Neue anzunehmen.

Weimar wird auch in Zukunft in allererstem Bezug als Kulturstadt von Bedeutung sein und sollte es sich nicht nehmen lassen, in der Ehrung der großen Repräsentanten des deutschen Kulturlebens immer an erster Stelle zu stehen. Es wäre gewiß die beste Art der Traditionspflege, künftighin die bedeutendsten kulturschöpferischen Persönlichkeiten des deutschen Volkes mit schöner Selbstverständlichkeit in den Kreis der Ehrenbürger Weimars zu berufen und damit sich das Zeugnis zu geben von dem lebendigen Fortwirken des weisen Mäzenatentums einer Anna Amalia, dem nicht zuletzt die Blüte der deutschen Klassik zu verdanken ist.

Wir sprechen die Hoffnung aus, daß der Rat der Stadt diese Gelegenheit erkennen möge, dem alten Glanz Weimars neue Lichter aufzusetzen, und zeichnen mit vorzüglicher Hochachtung
Heinz Winfried Sabais Walter Heese.

Doch das ehrenwerte Vorhaben, dessen eigentlicher Inspirator aus der Bürgerschaft Weimars der Liberaldemokrat Heinz Winfried Sabais war, der sich zwecks besserer Aufmerksamkeit mit dem SED-Mitglied Walter Heese verbunden hatte, nahm einen kläglichen Auftakt. Mit dem nach dem Westen verschwundenen Stadtverordnetenvorsteher war auch der an diesen gerichtete Brief verschwunden.[21] Als jegliche Reaktion seitens der Stadt ausblieb,

[21] Der Brief ist als Durchschlag (ohne Unterschrift) vorhanden in der Handakte von Heinz-Winfried Sabais als Sekretär des Goetheausschusses des Landes Thüringen über den Thomas Mann-Besuch, die im Goethe- und Schiller-Archiv Weimar überliefert ist: Handakte Heinz-Winfried Sabais, Goethe- und Schiller-Archiv Weimar, GSA (vor Gründung NFG) Nr. 87 (nachfolgend zitiert als Handakte Sabais). Abschriften davon in der Akte des Oberbürgermeisters zum Thomas Mann-Besuch in: Stadtarchiv Weimar, Oberbürgermeister 1949, Nr. 19, Bd. 1; auch in: Thüringisches Hauptstaatsarchiv Weimar, Land Thüringen, Ministerium für Volksbildung Nr. 180.

benutzte Sabais seine Mitgliedschaft in der Redaktionskommission der in Weimar erschienenen kulturpolitischen Monatszeitschrift Schöpferische Gegenwart und veröffentlichte im Oktoberheft 1948 den Wortlaut des Briefes unkommentiert, aber unter der bezeichnenden Überschrift *Ein Brief, der ohne Antwort blieb*.[22] Erst daraufhin beschäftigte sich der Stadtrat am 27. Oktober 1948 mit dem Vorschlag und beschloß, „diese Angelegenheit bis zum Eintreffen der Gäste des Goethejahres, zu denen aller Voraussicht nach auch Herr Prof. Dr. h. c. Thomas Mann gehören wird, zurückzustellen."[23]

Zu Beginn des Goethejahres 1949 mußten die Absichten konkreter werden.[24] Der neue Oberbürgermeister (seit 3. September 1948) von Weimar, Hermann Buchterkirchen, Mitglied der CDU, empfahl am 25. Januar 1949, „im Hauptausschuß wegen Verleihung des Ehrenbürgerrechts an Thomas Mann zu beraten, da die Sache nun dringlich sei."[25] Diese Sitzung fand am 8. Februar 1949 unter dem Vorsitz des Stadtverordnetenvorstehers, Kirchenrat D. Rudolf Herrmann, statt und gestaltete sich äußerst spektakulär. Der Theologe, Verfasser eines Standardwerkes zur thüringischen Kirchengeschichte, war als gewählter Stadtverordneter der LDPD eine der treibenden Kräfte im Stadtparlament für die Ernennung Thomas Manns zum Ehrenbürger der Goethestadt.[26] Er hatte angeregt, in dieser Sitzung Heinz Winfried Sabais zu dem Vorschlag persönlich zu hören, dem dieser mit biografischen Daten über Thomas Mann, mit Hinweisen zu dessen Haltung während des ersten Weltkrieges und gegenüber dem Dritten Reich, mit der kritischen Einstellung dazu in der deutschen Presse, mit Nennung der akademischen Ehrungen in den USA (Dr. phil. h. c. der Harvard Universität) und Deutschland (Ehrendoktor der Universität Bonn 1919, aber Aberkennung 1933), schließlich mit Zitaten aus den letzten Reden Thomas Manns sowie mit Beurteilungen seines Wirkens durch den Leipziger Germanisten Hans Mayer und den Philosophen Max Bense (zuvor Jena, jetzt Stuttgart) nachkam. „Mann gilt auch im Ausland als literarischer Repräsentant Deutschlands", hielt das Sitzungs-

[22] Ein Brief, der ohne Antwort blieb, in: Schöpferische Gegenwart. Kulturpolitische Monatsschrift Thüringens, H. 4, Oktober 1948, Weimar: Verlag Kulturwille, S. 271.

[23] Oberbürgermeister Hermann Buchterkirchen an Heinz-Winfried Sabais, 27. Oktober 1948, in: Handakte Sabais (zit. Anm. 18).

[24] Die folgende Darstellung gründet sich, wenn es um die Vorgänge im Stadtrat und in der Stadtverordnetenversammlung bzw. deren Ausschüssen von Weimar geht, auf die entsprechende Aktenüberlieferung im Stadtarchiv Weimar: Oberbürgermeister 1949 Nr. 19, Bd. 1 und 2; Hauptamt 003/07d und 005/03.

[25] Auszug aus der Niederschrift über die Verwaltungs- und Finanzausschußsitzung vom 25. Januar 1949. Stadtarchiv Weimar, Hauptamt 003/07d. Bl. 1.

[26] Das Gerede Viktor Klemperers von „der üblichen LDP-Sauce […] von einem namenlosen alten Herrn u. wohl Studienrat in Weimar", das sich auf Kirchenrat Rudolf Herrmann bezieht, trifft es nun wirklich nicht.

protokoll als Quintessenz des Plädoyers von Sabais in der Ausschußsitzung fest.[27]

In der Aussprache, in der zunächst die Fraktionsvertreter zu Wort kamen, entfaltete sich ein beschämendes Schauspiel von Unwissenheit und ideologischer Borniertheit. Mit vulgärmarxistischen Phrasen wies der Fraktionsvorsitzende der SED, Emil Friedrich, den Ernennungsvorschlag zurück. „Für uns Marxisten hat Thomas Mann niemals das Leben gedeutet", lautete noch der geringste Vorwurf im amtlichen Protokoll.[28] Eine unmittelbar nach der Sitzung verfaßte private Niederschrift von Sabais hielt noch prononcierter Friedrichs Ablehnung fest. Thomas Mann habe „sich nicht auf die Seite der Arbeiterklasse gestellt […] und weder eine Anleitung noch eine Tat zur Niederringung des Nazismus geleistet […]. Es gäbe bestimmt bessere Männer, die Ehrenbürger von Weimar werden könnten. […] Wenn Thomas Mann ein Deutscher wäre, dessen Humanismus nicht nur auf dem Papier stünde, müsse er jetzt nach Deutschland kommen und am Aufbau teilnehmen. Stattdessen bleibe er in Amerika und diene den Interessen der Wallstreet."[29] Dagegen verhielt sich der an der Sitzung teilnehmende Bürgermeister Hans Hellmich als weiterer Redner der SED wesentlich geschickter und gab zu Protokoll, daß von Thomas Mann nicht verlangt werden könne, „daß er Marxist sei". Dessen öffentlicher Einspruch gegen die Kommunistenprozesse in den USA erwiesen ihn jedoch „auf der Seite des Fortschritts stehend".[30]

Auch der Fraktionsvorsitzende der CDU, Volker Sigismund, machte eine recht unglückliche Figur, betonte allerdings, daß er nur seine persönliche Meinung zum Ausdruck bringen würde, wenn er trotz Anerkennung der künstlerischen Leistung von Thomas Mann keine Verbindung von ihm zu Weimar sähe. Man müsse „mit der Verleihung von Ehrenbürgerrechten ‚für angebliche Verdienste' künftighin vorsichtiger sein. Die Nazis hätten massenhaft unwürdige Ehrenbürger ernannt."[31] Und auch die liberaldemokratische Fraktion in der Stadtverordnetenversammlung „manövrierte sich zwischen allen entstandenen und möglicherweise noch entstehenden Fronten hindurch, indem sie erklärte, vorerst einmal prüfen zu wollen, ob ein ame-

[27] Sitzungsprotokoll des Verwaltungs- und Finanzausschusses (Hauptausschuß) vom 8. Februar 1949. Stadtarchiv Weimar. Stadtarchiv Weimar, Hauptamt 005/03.

[28] Ebda.

[29] Bericht meiner Teilnahme an der Sitzung des Hauptausschusses der Stadt Weimar am 8. Febr. 1949, 11 Uhr. Ausfertigung des Berichtes mit eigenhändiger Unterschrift (nachfolgend zitiert als Niederschrift Sabais) in: Handakte Sabais (zit. Anm. 20). Eine weitere Ausfertigung ist auch im Thüringischen Hauptstaatsarchiv Weimar, Land Thüringen, Ministerium für Volksbildung Nr. 180 (mit Eingangsvermerk der Ministerin Torhorst vom 19.3.1949) vorhanden.

[30] Niederschrift Sabais (zit. Anm. 29).

[31] Ebda.

rikanischer Bürger überhaupt Ehrenbürger einer deutschen Stadt werden könne."[32]

Allein der Stadtverordnetenvorsteher, Kirchenrat Rudolf Herrmann (LDPD), erkannte die Bedeutung und Tragweite dieser Frage für die um erneute Anerkennung ringende Kulturstadt Weimar:

> Maßgebend für unsere hier zu treffende Entscheidung wird sein, ob Thomas Mann als überragender Vertreter deutschen Schrifttums und deutschen Geistes in der ganzen Welt Anerkennung gefunden hat. Wenn diese Voraussetzungen gegeben sind, würde man der Frage der Verleihung des Ehrenbürgerrechts näher treten können, denn es wird von Weimar im Goethejahr erwartet werden, daß es in Anknüpfung an seine Tradition als Stadt Goethes und Schillers denjenigen als seinen Ehrenbürger ernennt, dessen überragende Bedeutung die Anerkennung der ganzen Welt gefunden hat.[33]

Als aber am Schluß der Sitzung Heinz Winfried Sabais noch einmal das Wort gegeben wurde und dieser – das Erlebte resümierend – die Ausführungen der Stadtverordneten Friedrich und Sigismund als „würdelos und anmaßend" charakterisierte, da man mit der beabsichtigten Verleihung des Ehrenbürgerrechts der Stadt Weimar an Thomas Mann lediglich etwas nachhole, „was man von Moskau bis Amerika allgemein erwartet"[34], eskalierte die Situation. Sabais wurde aufgefordert seine Charakterisierung zurückzunehmen, ihm wurde die Beleidigung von Stadtverordneten vorgeworfen, schließlich wurde die Sitzung ohne Beschlußfassung abgebrochen. Der Wortführer der SED drohte Sabais sogar an, ihn aus dem Goethe-Ausschuß entfernen zu lassen.[35]

Dieser ging jedoch – nicht nur aus persönlichen Gründen – nunmehr weiter in die Offensive. Er fertigte eine Niederschrift über seine Teilnahme an der Hauptausschußsitzung vom 8. Februar 1949 an, in deren „Nekrolog" er seine dort eingenommene Haltung zusammenfaßte:

> Der Unterzeichnete hat zu bedauern:
> 1. daß er der Stadt Weimar in bester Absicht die private Anregung gegeben hat, ihren Stadtverordneten zumuten zu müssen, über einen so ungewohnten Gegenstand wie Thomas Mann zu sprechen;
> 2. daß er über Thomas Mann und die Objektivität besser Bescheid zu wissen glaubte, als ein Stadtverordneter;
> 3. daß er seine Sache unter Voraussetzung klarer Begriffe und Wertungen ohne „Taktik" vertreten hat;
> 4. daß er den Ausdruck „würdelos" durch „inobjektiv" ersetzte und nicht durch „unverschämt";

[32] Heinz Winfried Sabais, Thomas Mann in Weimar (zit. Anm. 7), S. 54.
[33] Sitzungsprotokoll vom 8. Februar 1949 (wie Anm. 27).
[34] Ebenda.
[35] Niederschrift Sabais (zit. Anm. 29)

5. daß er die Beleidigung eines Mannes von nationalem Verdienst und internationaler Anerkennung anhörte, ohne die Sitzung sofort unter Protest zu verlassen.[36]

Diesen Bericht schickte Sabais am 14. Februar 1949 an Johannes R. Becher als Präsidenten des Kulturbundes zur demokratischen Erneuerung Deutschlands und Vorsitzenden des Deutschen Goetheausschusses.[37] Noch am selben Tag schrieb er auch an Oberbürgermeister Buchterkirchen, dem er seine Niederschrift ebenfalls überreichte, daß er seinen Ehrenbürgervorschlag widerrufe:

Nach dem Verlauf der Sitzung des Hauptausschusses […], wo Beleidigungen eines Mannes von nationalen Verdiensten und internationaler Anerkennung mit aller Oberflächlichkeit ausgesprochen werden konnten und geduldet wurden, während man mir, der ich gegen diese Beleidigung sachlich Stellung nahm, wegen „Beleidigung von Stadtverordneten" das Wort verbieten wollte, halte ich es für ausgeschlossen, Thomas Mann zuzumuten, das Ehrenbürgerrecht Weimars anzunehmen.[38]

Sabais hat sich später zu seinem Vorgehen geäußert, indem er damit gerechnet habe, „daß die oberen Kulturfunktionäre dem Spiel eine neue, für meine dramaturgische Konzeption günstige Wendung geben würden"[39], womit er am Ende Recht behielt. Die erste kurzschlüssige Reaktion der „roten Schildbürger" auf das Ergebnis der Hauptausschußsitzung schien gegenteilig zu wirken. Sabais' Vorgesetzte in Thüringen, Ministerin Torhorst, mißbilligte sein selbständiges Vorgehen, und auch der Mitunterzeichner des Antrages, der Buchhändler Walter Heese, von Sabais als „ein überzeugter Alt-Kommunist und der literarische Bürgerschreck Weimars" bezeichnet, wurde von der Landesleitung der SED dafür getadelt.

Aber die einheitsparteiliche Stimmung änderte sich schnell, nachdem Sabais' „protokollarischer Bericht der Weimarer Tragikomödie" in Berlin seine Wirkung entfaltet hatte. Disziplinierung aus Parteiräson war nun bei der SED in Weimar angesagt. „Johannes R. Becher verlangte in unmißverständlichen Telegrammen an die Ministerin Torhorst und an den Landesvorstand der SED die sofortige Annahme und Durchsetzung meines Vorschlages. Der kulturpolitische Wind in Weimar schlug um. In aller Hast wurde hinter den Kulissen die gebührende Einstimmigkeit aller Fraktionen für die große Kür hergestellt",

[36] Ebenda.

[37] Heinz-Winfried Sabais an Johannes R. Becher, 14. Februar 1949. Handakte Sabais (zit. Anm. 21). Becher telegrafierte ihm am 19. Februar 1949, es sei ein „Protest Telegramm wegen Thomas Mann Angelegenheit abgegangen an Frau Minister Torhorst".

[38] Heinz-Winfried Sabais an Oberbürgermeister Hermann Buchterkirchen, 14. Februar 1949. Handakte Sabais (zit. Anm. 21).

[39] Heinz Winfried Sabais, Thomas Mann in Weimar (zit. Anm. 7), S. 55.

faßte Sabais nach seiner Flucht das Geschehen in dem kritischen Bericht *Thomas Mann in Weimar* zusammen.[40]

Ganz überraschend offerierte die SED in der Stadtverordnetenversammlung am 18. März einen Dringlichkeitsantrag, „die Ehrenbürgerschaft der Stadt Weimar dem Dichter Thomas Mann anzutragen" und darüber sofort zu verhandeln.[41] Der Antrag wurde aber zunächst gegen die Stimmen der Stadtverordneten der SED in den Hauptausschuß verwiesen, wo am 22. März eine erneute Beratung stattfand.[42]

In dieser Sitzung beantragte der Stadtverordnete Hugo Günther für die Fraktion der SED, Thomas Mann das Ehrenbürgerrecht der Stadt Weimar anzutragen. In einer Erklärung seiner Fraktion wurde betont, daß Thomas Mann zu den Schriftstellern gehöre, die sich „aus dem Bannkreis der kapitalistischen Ideologie gelöst" hätten und sich bemühten, „fortschrittliches Gedankengut zu entwickeln". Und weiter: „Wir als Sozialisten bekennen uns besonders zu ihm, deshalb, weil er einen unerbittlichen Kampf gegen jede Bolschewisten-Hetze geführt hat und immer für Frieden und Demokratie eingetreten ist. Thomas Mann ist nicht nur als Erbe goetheschen Geistes mit Weimar verbunden, sondern hat mit seinem Roman *Lotte in Weimar* noch in jüngster Zeit unsere Stadt gefeiert. Die Stadt Weimar ehrt sich deshalb selbst, wenn sie Thomas Mann das Ehrenbürgerrecht anträgt." Auch der Stadtverordnete Volker Sigismund sprach sich nun namens der CDU-Fraktion für den Antrag aus: „Es bestehe für die Stadt Weimar die Pflicht umsomehr, als durch die Ehrung Thomas Manns für Deutschland wieder eine Verbindung zur Weltliteratur geschaffen werde, die seither unterbrochen gewesen sei." Nur die Fraktion der LDPD fühlte sich trotz Befragung von mehreren Sachverständigen noch nicht in der Lage, endgültig Stellung zu nehmen. Die Abstimmung wurde deshalb auf die folgende Sitzung des Hauptausschusses am 29. März 1949 verschoben, in der dieser nunmehr einstimmig beschloß, „dem Schriftsteller Thomas Mann die Ehrenbürgerschaft der Stadt Weimar anzutragen."[43]

Noch hatte die Stadtverordnetenversammlung selbst nicht über den Vorgang beraten und abgestimmt. In der die Plenarsitzung der Stadtverordneten vorbereitenden Hauptausschußsitzung am 19. April wurde der gemeinsame Antrag der drei Fraktionen beraten und am 22. April in der Stadtverordneten-

[40] Ebda.

[41] Niederschrift über die Sitzung der Stadtverordnetenversammlung am 18. März 1949. Stadtarchiv Weimar, Hauptamt 005/03.

[42] Niederschrift über die Verwaltungs- und Finanzausschußsitzung vom 22. März 1949. Stadtarchiv Weimar, Hauptamt 005/03.

[43] Niederschrift über die Verwaltungs- und Finanzausschußsitzung vom 29. März 1949. Stadtarchiv Weimar, Hauptamt 005/03.

versammlung zur Abstimmung gestellt, wo er ohne weitere Aussprache angenommen wurde:

Die Stadtverordnetenversammlung Weimar trägt dem Dichter Thomas Mann das Ehrenbürgerrecht der Stadt Weimar an.

Begründung:

Thomas Manns Werke sind in der ganzen Welt zum Inbegriff besten deutschen Wesens geworden.

Er ist Erbe des Goethe'schen Geistes und dadurch besonders mit Weimar verbunden, wo er auch bei der Jahrhundertfeier des Todestages Goethes 1932 einen Hauptvortrag gehalten hat.

Alle Deutschen sollten sich aber deshalb noch besonders zu ihm bekennen, weil er einen unerbittlichen Kampf gegen jede antibolschewistische Hetze, die geeignet wäre, einen neuen Krieg zu entfachen, und gegen den Faschismus führt und immer für Frieden und Demokratie eingetreten ist.

Die Stadt Weimar ehrt sich deshalb selbst, wenn sie Thomas Mann das Ehrenbürgerrecht anträgt.[44]

Nunmehr war klar, daß Thomas Mann Ehrenbürger der Stadt Weimar werden sollte. Und nun trat auch wieder Heinz Winfried Sabais auf den Plan, denn Stadtverordnetenvorsteher Rudolf Herrmann hatte ihn gebeten, Thomas Mann privatim um seine Stellungnahme zu der Absicht der Stadt Weimar zu bitten, und Sabais richtete das Wort an den Schriftsteller nach Pacific Palisades in Kalifornien:

Sehr verehrter Herr Professor Thomas Mann! Ich möchte vorerst dem angenehmsten Auftrag folgen. Die Stadtverordnetenversammlung der Stadt Weimar beschloß auf briefliche Anregung zweier Weimaraner Bürger, Ihnen die Ehrenbürgerschaft anzutragen. […] Als ein Vermittler ohne kommunales Amt wurde ich vom Vorsitzenden des Rates, Herrn Kirchenrat Dr. Her[r]mann, beauftragt, bei Ihnen vorerst inoffiziell anzufragen, ob Sie dem Antrage der Stadt Weimar zu willfahren gesonnen sind. […] Es ist die Hoffnung Ihrer verehrenden Freunde hier, daß Sie dem Antrage einer von großer Tradition verpflichtenden Stadt Ihre Zustimmung nicht versagen werden. Wer könnte Goethes Ausruf „Ich bin Weimaraner, bin Weltbewohner", der den weitesten Horizont des deutschen Geistes beschrieb, heute gewisser wiederholen als Sie? Mit Ihnen trete unsere Gegenwart würdig zur lange vereinsamten Tafelrunde der Anna Amalia. Versagen Sie uns diese Freude nicht! […][45]

Dieser Brief von Anfang Mai erreichte Thomas Mann nicht mehr in den USA,

[44] Niederschrift über die Sitzung der Stadtverordnetenversammlung am 22. April 1949. Stadtarchiv Weimar, Hauptamt 005/03.

[45] Überliefert als undatierter „Auszug aus einem Brief an Herrn Prof. Thomas Mann" in der Handakte Sabais (zit. Anm. 21) sowie im Stadtarchiv Weimar, Oberbürgermeister 1949 Nr. 19, Bd. 1. Der Brief wurde von Sabais Anfang Mai 1949 geschrieben, wie Thomas Manns Antwort vom 12. Juni 1949 zu entnehmen ist. Die Ausfertigung ist im Nachlaß von Thomas Mann nicht erhalten.

er war bereits am 25. April 1949 aus Kalifornien zu einer Vortragsreise in den Osten der USA und nach Europa abgereist. Ein Kontakt mit Weimar kam erst auf Umwegen im Juni zustande, als Thomas und Katia Mann nunmehr in der Schweiz weilten. Aber bereits am 19. Mai hatte Thomas Mann in London in sein Tagebuch „Ehrenbürger von Weimar" notiert und ein Fragezeichen dahinter gesetzt. Am 8. Juni schrieb er aus Bern an den Oberbürgermeister in Weimar und bat um Auskunft: „In der amerikanischen Presse, auch in der schwedischen, jetzt auch in der Schweizerischen, fand sich wiederholt die Nachricht, ich sei zum Ehrenbürger von Weimar ernannt worden. Nur gerade aus Weimar selbst habe ich nie etwas über die Sache gehört. Sie werden verstehen, daß mir daran liegt zu erfahren, ob die Meldung zutrifft, oder ob sie eine Zeitungserfindung ist."

Bereits am 11. Juni heißt es im Tagebuch: „Aus Weimar kam endlich Nachricht wegen des Ehrenbürgerrechts." Aber das war der Brief von Heinz Winfried Sabais von Anfang Mai 1949, der den Umweg über Pacific Palisades nach Zürich genommen hatte. Ihm schrieb Thomas Mann am 12. Juni:

> Von dem Beschluss der Weimarer Stadtverordneten las ich während der letzten Monate in den Zeitungen verschiedener Länder, war aber der Sache nicht sicher, da ich immer noch ohne direkte Nachricht aus Ihrer Stadt war. Darum habe ich mich von hier aus vor einigen Tagen an den Herrn Oberbürgermeister von Weimar […] um Aufklärung gewandt. Dieser Brief ist nun durch Ihr Schreiben überholt und überflüssig gemacht. Meine Antwort ist selbstverständlich, dass ich die mir angetragene Ehrung dankbar und mit Freude annehme.[46]

Und am 30. Juni schrieb Thomas Mann aus Vulpera im Engadin, wohin er sich zur Ausarbeitung seiner „Ansprache im Goethejahr" zurückgezogen hatte, an Oberbürgermeister Buchterkirchen:

> Es ist mein aufrichtiger Wunsch, Ihrer Einladung zu folgen und im Anschluss an meinen Besuch in Frankfurt auch nach Weimar zu kommen, um meinen Dank für die Verleihung der Ehrenbürgerschaft und des Weimarer [richtig: Deutschen] Goethe-Preises persönlich darzubringen. Da meine Reise nach Deutschland, wie die Europa-Fahrt überhaupt, ganz im Zeichen Goethes steht und jedes politischen Akzentes entbehrt, hoffe ich bei meinen amerikanischen Landsleuten Verständnis für mein Vorhaben zu finden. […] Als Termin für die Weimarer Veranstaltung wäre uns also der 1. August willkommen.[47]

[46] Thomas Mann an Oberbürgermeister Hermann Buchterkirchen, 8. Juni 1949 (aus Bern). Überliefert als Abschrift im Stadtarchiv Weimar, Oberbürgermeister 1949 Nr. 19, Bd. 1.

[47] Thomas Mann an Oberbürgermeister Hermann Buchterkirchen, 30. Juni 1949 (aus Vulpera-Tarasp im Engadin). Überliefert als Abschrift im Stadtarchiv Weimar, Oberbürgermeister 1949 Nr. 19, Bd. 1.

Damit schließt sich ein Kreis. Genau ein Jahr zuvor, am 30. Juni 1948 hatten Heinz Winfried Sabais und Walter Heese als Bürger Weimars die Ernennung Thomas Manns zum Ehrenbürger dieser Stadt vorgeschlagen. Ein Brief, der zunächst ohne Antwort blieb, dann aber hohe Wellen schlug und in den Strudel ideologischer Grabenkämpfe – natürlich unter den damaligen schwierigen politischen Rahmenbedingungen im geteilten Nachkriegsdeutschland – abzugleiten drohte. Thomas Mann selbst hat von solchen Turbulenzen selbstverständlich nichts gewußt, als er am 1. August 1949 im Deutschen Nationaltheater Weimars Ehrenbürgerwürde entgegennahm. Er reihte sich damit in die Reihe noch lebender Ehrenbürger Weimars ein, zu denen seit 1925 der Komponist Richard Strauss, einst zweiter Hofkapellmeister in Weimar (1889–1894), und seit 1944 der Verleger Anton Kippenberg, zugleich Präsident der Goethe-Gesellschaft, gehörten. Verschwiegen wurde 1949, daß Weimar als ersten Ehrenbürger nach dem zweiten Weltkrieg am 16. Juli 1946 den thüringischen Landespräsidenten Rudolf Paul (SED) ernannt hatte, der im September 1947 aus politischen Gründen in die Westzonen geflohen war und nunmehr als persona non grata gelten mußte.[48]

Insgesamt verblieb der 1949 im 75. Lebensjahr stehende Thomas Mann bei aller Freude und Freundlichkeit in seinen Reaktionen verhalten, zum Teil sogar distanziert. An der Zonengrenze in Wartha hatte ihm Hermann Buchterkirchen ein letztes Mal die Hand gedrückt: „Als Oberbürgermeister der Stadt Weimar verabschiede ich mich von meinem Ehrenbürger. Recht herzlichen Dank und kommen Sie bald wieder." Und Thomas Mann hatte artig geantwortet: „Ich habe zu danken für alle Güte, die ich hier empfangen habe."[49] Als ihn aber der gleiche Oberbürgermeister am 5. Januar 1950 um einen literarischen Beitrag zum 700jährigen Stadtjubiläum bat, ließ der Schriftsteller in seinem Antwortbrief vom 1. August 1950 keinen Zweifel daran, daß er „American citizen" sei, „der sich mit Stolz zugleich als Ehrenbürger Weimars fühlt".[50] Thomas Manns in diesen Brief gekleidetes „Grußwort" zum Stadtjubiläum ist wegen seiner politischen Brisanz in Weimar damals begreiflicherweise nicht gedruckt

[48] So schreibt Heinz-Winfried Sabais 1950 in seinem Geburtstagsartikel auf Thomas Mann: „Als Weimars Stadtverordnetenversammlung, angeregt durch einen von der Tradition und vom Fortschritt gemachten Vorschlag aus der Bevölkerung im Goethejahr 1949 beschloß, sein erstes Ehrenbürgerrecht nach dem Kriege – und nach zwölfjähriger teutonischer Besatzung – an Thomas Mann zu verleihen, gab es sich eine neue Ehre als Kulturstadt." Thomas Mann 75 Jahre alt. Von Heinz-Winfried Sabais, in: Abendpost (Weimar) Nr. 128/1950 vom 6. Juni 1950. Die Verleihung der Ehrenbürgerwürde an Rudolf Paul, am ersten Jahrestag seiner Einsetzung als Präsident der Landesverwaltung in Thüringen, wurde einfach vergessen. Noch in „Weimar Lexikon zur Stadtgeschichte" (1. Auflage 1993, 2. Auflage 1998) ist sie nicht enthalten.

[49] Zitiert nach dem Radiobericht im Deutschen Rundfunkarchiv Berlin.

[50] Thomas Mann an Hermann Buchterkirchen, 1.8.1950; Abdruck in: Thomas Mann. Tagebücher 1949–1950, Frankfurt/Main: Fischer 1991, S. 695–697.

worden. Der Verfasser ermahnte darin den Kommunismus, „viel dem Rechtssinn Unerträgliches“ abzustoßen. Im Grunde ist das ein tolles Zensurstück der Machthaber im Osten Deutschlands gegenüber dem Schriftsteller.

Weimars Bemühungen um eine erneute Begegnung mit seinem Ehrenbürger – Einladungen erreichten Thomas Mann bereits 1950 zum Stadtjubiläum, dann 1953 zu den Herder-Ehrungen (150. Todestag) und 1954 zu den vom Deutschen Nationaltheater veranstalteten „Festspielen der Klassik“ – führten allerdings immer wieder zu Absagen, obwohl der Schriftsteller inzwischen aus den USA in die Schweiz übergesiedelt war. Sie gründeten sich nicht allein auf dessen fortgeschrittenes Alter. Einem Briefentwurf vom 19. Januar 1953 an den Thüringer Volksverlag in Weimar, der ihn um einen Beitrag für einen Führer durch die Kulturstätten Weimars gebeten hatte, können wir entnehmen, daß ihn die verschärfte politische Lage und die Entfremdung zwischen Ost und West daran hinderte, diesem Wunsch zu folgen. „Seine Erfüllung würde mir sofort wieder als pro-kommunistische Handlung und als Demonstration gegen den Westen ausgelegt werden und mir die Ruhe meines Alters störende Angriffe und Denunziationen eintragen.“ Diesem Geschehen in den Zeiten des Kalten Krieges müssen wir auch die befremdliche Aussage Thomas Manns unterordnen, zu dem ihn allein die Verlagsadresse provoziert hatte: „Ein Thüringer Volksverlag hat seinen Sitz in der Puschkinstraße in Weimar! Das ist absurd. […] für die Straßennamen deutscher Städte stehen eine große Menge deutscher Dichternamen zur Verfügung. Weimar zur russischen Provinzstadt herabgesetzt zu sehen, will seinem Ehrenbürger nicht gefallen.“[51]

Der Brief an den Thüringer Volksverlag existiert nur als Konzept und ist nie abgesandt worden. Die nach dem bedeutenden russischen Dichter Alexander Puschkin (1799–1837) benannte Straße in Weimar heißt heute noch so.[52] Und in der Diktion dieser schwierigen Zeit – inzwischen hatten sich zwei deutsche Staaten auf deutschem Boden konstituiert – ist auch ein Jahr später Heinz-Winfried Sabais’ Geburtstagsartikel zu Thomas Manns 75. Geburtstag am 6. Juni 1950 zu sehen: „Wir wünschen, daß sein Beispiel im Kampf um Frieden und Fortschritt uns mehr und mehr der Ehre würdig macht, die Weimar sich gab, als es ihn zu unserem Mitbürger wählte.“[53] Nach Weimar kehrte Thomas Mann lediglich noch einmal zu den Feiern der Schiller-Ehrung im Mai

[51] Abdruck in: Thomas Mann. Tagebücher 1953–1955. Frankfurt/Main: Fischer 1995, S. 796.

[52] Die Umbenennung der Parkstraße in Puschkinstraße war aus Anlaß des 150. Geburtstages des Dichters am 5. Juni 1949 erfolgt. Darin einen Tribut an die Besatzungsmacht zu sehen, ist für diese Zeit durchaus nicht abwegig. In die Geschäftsräume des Thüringer Volksverlages zog nachfolgend der Berliner Aufbau-Verlag mit seinem Weimarer Lektorat ein.

[53] Heinz-Winfried Sabais: Thomas Mann 75 Jahre alt (zit. Anm. 48).

1955 zurück.[54] In seinem Dankschreiben vom 7. Juni 1955 aus Kilchberg für die Geburtstagsglückwünsche aus Weimar hatte er dem neuen Oberbürgermeister, Dr. Hans Wiedemann, geschrieben: „Daß ich wieder in Weimar war und daß meine Welt es unter nur leisem Murren mehr wohl als übel hinnehmen mußte, ist mir keine kleine Genugtuung. Wahrhaftig, wenn ich mir das nicht hätte leisten können, so hätte ich umsonst gelebt!“[55] Zwei Monate später, am 12. August 1955, verstarb er in der Schweiz.

[54] Vom 13. bis 15. Mai 1955 als „Staatsgast“ der DDR; am 14. Mai hielt er im Deutschen Nationaltheater die bereits am 8. Mai in Stuttgart gehaltene Schiller-Gedenkrede (aus Anlaß des 150. Todestages). Die Thomas Mann geltenden Ehrungen fielen noch umfangreicher als 1949 aus: Becher verlieh ihm als Präsident der Deutschen Akademie der Künste zu Berlin deren Ehrenmitgliedschaft; die Deutsche Schillerstiftung in Weimar ernannte ihn zum Ehrenpräsidenten; die Deutschen Akademie der Wissenschaften in Berlin gab die Gründung eines „Thomas-Mann-Archivs zur Pflege und Erforschung seines Werkes“ bekannt; die Friedrich-Schiller-Universität Jena verlieh ihm die philosophische Ehrendoktorwürde.

[55] Handschriftlicher Zusatz zu der gedruckten Dankkarte vom 7. Juni 1955, Abschrift in: Stadtarchiv Weimar, Oberbürgermeister 1949 Nr. 19, Bd. 2.

Philipp Gut

Goethe und/oder Hitler?

Das „Binom Weimar-Buchenwald“ im Werk Thomas Manns

„Nach Weimar geht's, das weiß man doch“: Vielleicht haben Sie dieses Zitat schon irgendwo gelesen oder gehört. „Nach Weimar geht's, das weiß man doch“, das mag etwas belehrend klingen, aber jedenfalls unverfänglich. „Nach Weimar geht's“, das müsste ein Aufruf sein, der Herzen höher schlagen lässt (zumindest bei Liebhabern der Literatur- und Geistesgeschichte). Mit dem zitierten Satz aber steht es anders: Er stammt aus Jorge Semprúns Roman *Le grand voyage* (dt. *Die grosse Reise*) von 1963, einer Reise, die den Ich-Erzähler und Autor aus dem französischen Widerstand ins Konzentrationslager Buchenwald brachte.[1] Semprún, der mit unerbittlicher Klarheit über die Vorgänge berichtet, sprach später – und zwar im Goethe-Jahrbuch 1995 – vom „Binom Weimar-Buchenwald“, um anzuzeigen, dass das eine nicht mehr ohne das andere zu denken sei.[2] Der Höhepunkt deutscher Kultur, die Wirkungsstätte der Klassiker, war fortan an seine Verkehrung in äusserste Inhumanität gekoppelt. Wenn es nach Weimar geht, geht es nicht mehr nur zu Goethe, sondern auch zu Hitler.

Der Nationalsozialismus beendete verschiedene Versuche, nach dem Untergang des Kaiserreichs vor Ort wieder an die klassische Tradition anzuschließen. Reichspräsident Friedrich Ebert hatte zur Eröffnung der Nationalversammlung der ersten deutschen Demokratie am 6. Februar 1919 den „Geist von Weimar“ beschworen und die Deutschen aufgefordert, „vom Imperialismus zum Idealismus, von der Weltmacht zur geistigen Größe“ zurückzukehren.[3] Ähnliches hatte der Architekt Walter Gropius im Sinn, der hier mit dem Bauhaus den „Grundstein zu einer Republik der Geister“ legen wollte.[4] Die Geschichte ist anders verlaufen, die Stadt des Geistes wurde ein braunes Nest. Der Völkisch-Soziale Block und die NSDAP erzielten in Weimar früh über-

[1] Jorge Semprún: Die grosse Reise, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1964 (franz. Original 1963), S. 17.

[2] Ders.: Buchenwald. 1944–1945 und danach, in: Goethe-Jahrbuch, Jg. 112 (1995), Weimar: Hermann Böhlaus Nachfolger, S. 25–37, hier S. 36.

[3] Zit. nach Peter Merseburger: Mythos Weimar. Zwischen Geist und Macht, Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt 1999, S. 286 f.

[4] Ebd., S. 295.

durchschnittliche Erfolge. 1924 wurde das Bauhaus vertrieben, eine Aggression gegen die Moderne schlechthin, die „erste Aktion ‚Entartete Kunst'".[5]

Kein Wunder, war es Hitler wohl in Weimar. Er besprach vor Ort mit dem Architekten Hermann Giesler den Neubau des Hotels Elephant (in dem auch die Lotte aus Manns Roman residiert), um dann von 1925 bis zum Kriegsausbruch jährlich mehrmals hier abzusteigen. Am Gautag 1938 wehte eine Hakenkreuzfahne vom Balkon im ersten Stock, und die jubelnde Bevölkerung skandierte: „Lieber Führer, bitte, bitte – lenk auf den Balkon die Schritte. / Lieber Führer, komm heraus, aus dem Elephantenhaus."

Nach dem Scheitern der Weimarer Republik assoziierte man mit dem Namen der Stadt Parteienstreit und demokratische Dekadenz. Im Juli 1937 begannen sogenannte Schutzhäftlinge, den Wald auf dem nahen Ettersberg zu roden, um das Konzentrationslager Buchenwald/Weimar zu errichten. Eine Abteilung des Hygiene-Instituts der Waffen-SS führte im Lager Menschenversuche durch. Der Rauch aus dem Krematorium war von der Stadt aus zu sehen. Jorge Semprún beschreibt ein Haus in KZ-Nähe, dessen Wohnzimmer bequeme Sicht auf die Horror-Szenerie bot. Trotzdem wollten die Einwohner später von nichts gewusst haben. Truppen der III. amerikanischen Armee befreiten das Lager im April 1945. General George S. Patton zwang die Bürger, sich das Grauen anzuschauen. Vorbei war es damit noch nicht, die Sowjets führten das Lager später weiter.

Heute hat man mit dem „Binom Weimar-Buchenwald", dieser deutschen Tatsache, wie man sie wohl nennen muss, ein doppeltes Problem. Das primäre bleibt: Die Barbarei in der Kultur, die menschliche Hölle neben dem Dichterolymp, das KZ auf dem Ettersberg, wo Goethe sich erging. Hören wir Semprún:

> Auf dem freien Platz zwischen der Küche und der ‚Effektenkammer' haben die SS-Leute die Buche stehengelassen, von der es heißt, schon Goethe habe sich in ihrem Schatten ausgeruht. Ich stelle mir Goethe und Eckermann vor, wie sie unter der Buche zwischen der Küche und der Effektenkammer sitzen und sich für die Nachwelt unterhalten. Dann denke ich, daß sie jetzt kaum noch kommen können, der Baum ist im Innern verkohlt, er ist nur noch ein leeres, morsches Gerippe, eine amerikanische Brandbombe hat der Buche Goethes bei dem Angriff auf die Lagerfabrik den Garaus gemacht.[6]

Das zweite, sekundäre Problem brachte Martin Walser in seiner Paulskirchenrede 1998 aufs Tapet: das ritualisierte, fast schon automatisierte Erinnern. Was in der unmittelbaren Nachkriegszeit ausgeblendet wurde, hat man später in den bundesrepublikanischen Gedenk-Kanon aufgenommen (und in der DDR

[5] Ebd., S. 310. Folgendes Zit. S. 346.
[6] Semprún: Reise, S. 121 f.

in einen billigen Antifaschismus integriert). Der Verweis darauf, was Semprún das „Binom Weimar-Buchenwald" nennt, ist zum Common sense historischer Sonntagsredner geworden. „Goethe als Alibi", wie es Richard Alewyn treffend nannte, das funktioniert nicht mehr. In den Jahren nach dem Krieg, als ein Heilschlaf des Vergessens angesagt war (auch in der deutschen Germanistik, die sich dankbar auf die „textimmanente" Methode des Schweizers Emil Staiger stürzte), musste Alewyn mahnen: „Was aber nicht geht, ist, sich Goethes zu rühmen und Hitler zu leugnen. Es gibt nur Goethe *und* Hitler, die Humanität *und* die Bestialität."[7]

Alewyn hätte indes schon in seiner Zeit einen Autor finden können, der in erstaunlicher Weise seinem Anspruch genügt: Thomas Mann. Wohl kein anderer deutscher Schriftsteller des 20. Jahrhunderts hat sich derart intensiv mit den Extrempolen deutscher Geschichte und Kultur auseinandergesetzt. Für Mann war die Frage „Goethe und/oder Hitler?" ein Zentralproblem seiner Existenz als deutscher Künstler, das er ganz im Sinn Alewyns beurteilte. Goethe und Hitler, die (deutschen) Welten, für die sie stehen: Mann hat das nicht als Dinge reflektiert, die nichts miteinander zu tun haben. Vielmehr hat er es sich zur Aufgabe gemacht, die deutsche Kultur in ihrer Einheit, in ihrem intrikaten Unheilszusammenhang zu ergründen und darzustellen. Er hat mit der ganzen Kraft seines Exilwerks geleistet, was Kaspar Hauser alias Kurt Tucholsky in seinem schauerlich-flapsigen „Schulaufsatz" *Hitler und Goethe* satirisch antönt. „Wenn wir das deutsche Volk und seine Geschichte überblicken", schreibt ein fiktiver Schüler in der Endphase der Weimarer Republik, „so bieten sich uns vorzugsweise zwei Helden dar, die seine Geschicke gelenkt haben […]". Die Rangfolge, das impliziert schon die Reihenfolge im Titel, ist klar: Ein Vergleich zwischen Hitler und Goethe, heißt es im Fazit des mit dem Prädikat „Sehr gut!" benoteten Aufsatzes, falle „sehr zu Ungunsten des letzteren" aus, „welcher keine Millionenpartei ist".[8]

Wenn meine These stimmt, dass der mit dem „Binom Weimar-Buchenwald" bezeichnete Problemkomplex – eine Art Existenzfrage an die deutsche Kultur – in Manns Werk eine herausragende Bedeutung zukommt, können in der hier zu Verfügung stehenden Zeit nebst Detailproben nur summarische Hinweise auf übergreifende Zusammenhänge gegeben werden. Nicht nur, um dem

[7] Richard Alewyn: Goethe als Alibi, in: Hamburger akademische Rundschau, Jg. 3 (1948/50), Berlin/Hamburg: Reimer, S. 685–687, zit. nach Werner Berthold/Britta Eckert (Hrsg.): „… er teilte mit uns allen das Exil". Goethebilder in der deutschsprachigen Emigration 1933–1945, Wiesbaden: Harrassowitz 1999, S. 259.

[8] Kurt Tucholsky unter dem Pseudonym Kaspar Hauser: Hitler und Goethe. Ein Schulaufsatz von Kaspar Hauser, in: Die Weltbühne, Jg. 28 (1932), Berlin: Verlag der Weltbühne, H. 20, S. 751–753, hier S. 751 und 753.

genius loci zu huldigen, beginne ich mit *Lotte in Weimar* (1939). Der Roman könnte leicht als eskapistisch scheinen: als ein innerer Rückzug auf Goethe, während draussen Hitler regiert. Schaut man genauer hin, ist es anders. *Lotte in Weimar* ist Manns erster vollständig im Exil geschriebener Roman und steht als solcher im Kontext der Goethe-Rezeption der deutschsprachigen Exilliteratur.[9] Als der Autor 1936 vom Dritten Reich expatriiert wurde, schrieb sein Bruder Heinrich über ihn: „Ein Deutscher, im Begriff ausgebürgert zu werden, macht gemeinsame Sache mit einem anderen Deutschen, Goethe, der jetzt auch nicht in Weimar säße, sondern Haus und Hof wären ihm fortgenommen, er teilte mit uns allen das Exil."[10] Goethe wurde für die deutschen Emigranten, die gegenüber dem Dritten Reich ein anderes Deutschland verkörperten, zur „Sprachheimat",[11] zu jenem portativen Vaterland, von dem Heinrich Heine in Bezug auf die jüdische Überlieferung gesprochen hatte und das auch Mann vorschwebte, als er 1938 bei seiner Ankunft in Amerika sagte: „Where I am, there is Germany. I carry my German culture in me."[12]

In *Lotte in Weimar* prophezeit Goethe, das Schicksal werde die Deutschen „über die Erde zerstreuen wie die Juden, – zu Recht, denn ihre Besten lebten immer bei ihnen im Exil, und im Exil erst, in der Zerstreuung werden sie die Masse des Guten, die in ihnen liegt, zum Heile der Nationen entwickeln und das Salz der Erde sein". (9.1, 335) Manns Anspruch auf kulturelle Repräsentanz blieb nicht nur Behauptung; seine Arbeit am Roman, die parodistische „unio mystica" mit Goethe, war der praktische Versuch, die Tradition der deutschen Kultur vor dem totalitären Zugriff der Nazis zu bewahren und ihr Weiterleben in Freiheit zu ermöglichen.[13]

Entscheidend ist nun, dass dieser epochale Konflikt, der zur Abspaltung einer deutschsprachigen Exilliteratur führte, nicht bloß historisch-biographisch fassbar ist, sondern vom Autor bereits in den Roman hineingenommen wurde. Ein „bewusster Anachronismus" der Konstruktion erlaubte es ihm, die klassische Ikone nicht nur als Gegenbild, sondern als prophetischen Warner

[9] Dazu Wolfgang Frühwald: „So traun sie deinem Deutschtum nicht…" Die Goethe-Rezeption in der deutschsprachigen Exilliteratur, Paderborn/München/Wien/Zürich: F. Schöningh 2002. Weiter Helmut Koopmann: „Geschichte ist die Sinngebung des Sinnlosen". Zur Ästhetik des historischen Romans im Exil, in: Alexander Stephan/Hans Wagener (Hrsg.): Schreiben im Exil. Zur Ästhetik der deutschsprachigen Exilliteratur 1933–1945, Bonn: Bouvier 1985, S. 18–39.

[10] Heinrich Mann: Begrüßung des Ausgebürgerten (1936), zit. nach Berthold/Eckert: Goethebilder (1999), S. 16.

[11] Frühwald: Goethe-Rezeption (2002), S. 5.

[12] Zit. nach Helmut Koopmann: Lotte in Amerika, Thomas Mann in Weimar. Erläuterungen zum Satz „Wo ich bin, ist die deutsche Kultur", in: Heinz Gockel/Michael Neumann/Ruprecht Wimmer (Hrsg.): Wagner – Nietzsche – Thomas Mann. Festschrift für Eckhard Heftrich, Frankfurt/Main: Klostermann 1993, S. 324–342, hier S. 326.

[13] An Ferdinand Lion, 15.12.1938, Br II, 72; vgl. *On myself* [1940], XIII, 169.

vor dem Abmarsch des Deutschtums in die Barbarei zu porträtieren.[14] Der folgende innere Monolog des Protagonisten spiegelt in seiner eigentümlichen Mischung aus Opposition und Repräsentanz nicht nur das Selbstverständnis des Autors als führenden Kopfs des Exils; er enthält auch eine Anspielung auf den Hitler-Fanatismus des deutschen Volks. „So traun sie deinem Deutschtum nicht", sinniert die Goethefigur,

> spürens wie einen Mißbrauch, und der Ruhm ist unter ihnen wie Haß und Pein. Leidig Dasein, im Ringen und Widerstreit mit einem Volkstum, das doch auch wieder den Schwimmer trägt. Soll wohl so sein, wehleidig bin ich nicht. Aber daß sie die Klarheit hassen, ist nicht recht. Daß sie den Reiz der Wahrheit nicht kennen, ist zu beklagen, – daß ihnen Dunst und Rausch und all berserkerisches Unmaß so teuer, ist widerwärtig, – daß sie sich jedem verzückten Schurken gläubig hingeben, der ihr Niederstes aufruft, sie in ihren Lastern bestärkt und sie lehrt, Nationalität als Isolierung und Roheit zu begreifen, – daß sie sich immer erst groß und herrlich vorkommen, wenn all ihre Würde gründlich verspielt, und mit so hämischer Galle auf Die blicken, in denen die Fremden Deutschland sehn und ehren, ist miserabel. Ich will sie gar nicht versöhnen. Sie mögen mich nicht – recht so, ich mag sie auch nicht, so sind wir quitt. Ich hab mein Deutschtum für mich – mag sie mitsamt der boshaften Philisterei, die sie so nennen, der Teufel holen. Sie meinen, sie sind Deutschland, aber ich bins, und gings zu Grunde mit Stumpf und Stiel, es dauerte in mir. Das aber ists, daß ich zum Repräsentanten geboren und garnicht zum Märtyrer; für die Versöhnung weit eher, als für die Tragödie. (9.1, 327)

Goethes antinationalistische Widerborstigkeit ist zwar historisch verbürgt, in ihrer Schärfe aber wird sie erst verständlich vor dem Zukunftshorizont des Nationalsozialismus. Der Monolog offenbart die Spaltung der deutschen Kultur in das bösartige Spießertum der Nazis, das dem „Schurken" Hitler folgte, und das andere Deutschland Goethes beziehungsweise der Emigranten. Weil die Dissidenz ästhetisch wie moralisch maßgebend geworden ist, bewährt sich der „Augustus deutscher Cultur und Bildung" in seiner Rolle als *praeceptor Germaniae* paradoxerweise durch seine antideutsche Haltung. (9.1, 193) So warnt Goethe davor, dass „der Freiheitssinn und die Vaterlandsliebe" jederzeit Gefahr liefen, „zur *Fratze* zu werden". (9.1, 166) Vor dem nationalen Treiben graue ihm, „weil es die noch edle, noch unschuldige Vorform ist von etwas Schrecklichem, das sich eines Tages unter den Deutschen zu den grassesten Narrheiten manifestieren wird". (9.1, 166 f.) Heute sind diese krassen „Narrheiten" in ihrem ganzen Ausmaß bekannt. Im Umkreis Weimars, „des Mittelpunktes der weltberühmten deutschen Geistescultur" (9.1, 44), liegt Buchenwald, das KZ auf dem Ettersberg – Stichwort „Binom Weimar-Buchenwald".

[14] An Eberhard Hilscher, 28.11.1950, zit. nach: Thomas Mann: Selbstkommentare. „Lotte in Weimar", hrsg. von Hans Wysling unter Mitwirkung von Marianne Eich-Fischer, Frankurt/Main: S. Fischer 1996, S. 104. Fortan zit.: Selbstkommentare Lotte.

Dass die anachronistischen Anspielungen des Romans fast erschreckend gut funktionierten, zeigt eine Episode aus der Nachkriegszeit. Sir Hartley Shawcross, britischer Chefankläger am Nürnberger Kriegsverbrecher-Tribunal, berief sich bei seiner Anklage auf das Goethe-Wort, wonach sich die Deutschen „jedem verzückten Schurken gläubig hingeben" – ein Zitat aus Manns Roman, das nicht authentisch ist. (9.1, 327) Der Autor musste die Verwechslung in *The German-American* vom 15. November 1946 korrigieren,[15] ohne seine Freude über die offensichtlich gelungene Imitation zu verhehlen: „Es kann mir recht sein, wenn man, Goethe citierend, meinen Goethe citiert. Und doch muß ich aus Ehrerbietung für Wahrheit und Wissenschaft zu verhindern suchen, daß es ganz und gar zur Gewohnheit wird." (Selbstkommentare Lotte, 83) Schon am 10. Oktober 1946 hatte Mann an Herbert Goldstein geschrieben, er habe sich gegenüber dem britischen Botschafter in den USA verbürgt, „daß Goethe alles, was er in meinem Roman denke und sage, sehr wohl wirklich hätte denken und sagen können. Und so hat der englische Prosecutor in Nürnberg in einem höheren Sinn doch richtig zitiert." (Ebd., 81)

Das Vorkommnis belustigte Mann nicht nur, es verschaffte ihm auch die Genugtuung, dass seine Idee einer deutschen Kultur über die Barbarei der Nazis triumphierte. Gleiches gilt für den (Roman-)Schauplatz Weimar: Die Spuren des einst umjubelten Führers sind dort heute getilgt, während manche Zeugnisse an den Wänden des Hotels Elephant an den Autor der *Lotte* erinnern. (Zeitweilig beugte sich sogar eine Statue des Autors vom Hotel-Balkon auf den Marktplatz herab: Ironie der Geschichte.)

Nach dem Krieg besuchte Thomas Mann die Stadt zweimal demonstrativ. Bei seiner *Ansprache im Goethejahr 1949* bestand er darauf, nicht nur in Frankfurt, sondern auch im sowjetisch besetzten Weimar zu sprechen; ebenso paritätisch verfuhr er 1955, dem 150. Todesjahr Schillers, als er sowohl in Stuttgart wie in Weimar auftrat, das nunmehr in der DDR lag. Die Doppelauftritte waren ein Statement gegen die politische Teilung des Landes, bei dem sich der Schriftsteller auf die Einheit der deutschen Kultur berief. „Entgegen politischer Unnatur fühle das zweigeteilte Deutschland sich eins in seinem Namen", forderte Mann 1955 in Bezug auf Schiller. (*Versuch über Schiller* [1955], IX, 950)

Halten wir fest: *Lotte in Weimar* lässt durch eine Technik absichtlicher Anachronismen bereits in der Zeit der Befreiungskriege gegen Napoleon und damit in den Anfängen der deutschen Nationalbewegung jene „Barbaren des zwanzigsten Jahrhunderts" aufmarschieren, nach denen Nietzsche gerufen hat.[16] Insofern ist das „Binom Weimar-Buchenwald" im Roman präsent.

[15] Unter dem Titel *Thomas Mann stellt richtig*, Jg. 5, H. 14, S. 5.

[16] Friedrich Nietzsche: Aus dem Nachlass der Achtzigerjahre, Werke III, hrsg. von Karl Schlechta, München: Hanser 1956, S. 690.

Eine ganz andere Dimension des Bezugs auf die Zeitgeschichte findet sich im *Doktor Faustus* von 1947, wo die Erfahrung des Zweiten Weltkriegs und des Judenmords hinzu kommt. Hier geht der Erzähler und Chronist Serenus Zeitblom schmerzlich direkt auf die historischen Geschehnisse ein. Der Roman reflektiert nicht nur die Faust-Tradition, sondern auch die Hitler-Gegenwart. Am Kriegsende, als das Reich in Schutt und Asche liegt, notiert der Erzähler:

> Unterdessen läßt ein transatlantischer General die Bevölkerung von Weimar vor den Krematorien des dortigen Konzentrationslagers vorbeidefilieren und erklärt sie – soll man sagen: mit Unrecht? – erklärt diese Bürger, die in scheinbaren Ehren ihren Geschäften nachgingen und nichts zu wissen versuchten, obgleich der Wind ihnen den Stank verbrannten Menschenfleisches von dorther in die Nasen blies, – erklärt sie für mitschuldig an den nun bloßgelegten Greueln, auf die er sie zwingt, die Augen zu richten. Mögen sie schauen – ich schaue mit ihnen, ich lasse mich schieben im Geiste von ihren stumpfen oder auch schaudernden Reihen. Der dickwandige Folterkeller, zu dem eine nichtswürdige, von Anbeginn dem Nichts verschworene Herrschaft Deutschland gemacht hatte, ist aufgebrochen, und offen liegt unsere Schmach vor den Augen der Welt, der fremden Kommissionen, denen diese unglaubwürdigen Bilder nun allerorts vorgeführt werden, und die zu Haus berichten: was sie gesehen übertreffe an Scheußlichkeit alles, was menschliche Vorstellungskraft sich ausmalen könne. (10.1, 696 f.)

Der Erzähler richtet seine Augen – und damit diejenigen der Leser – auf die geschundenen, hingemordeten Opfer des nationalsozialistischen Terrors. Fünfzehn Jahre vor der *Grossen Reise* beschreibt der *Doktor Faustus* die Szene, die dann auch Semprún erwähnt.[17] Schon in der Gegenwart des Schreckensgeschehens erfüllt Mann die schwierige Aufgabe, die Goethe-Hitler-Kultur darzustellen. Das Resultat ist *zeitgenössische* Literatur im emphatischen Sinn.

Doch mehr als das: Thomas Mann geht entschieden weiter. Er versucht, sowohl in Romanen wie Essays und Vorträgen, den inneren Zusammenhang dessen zu ergründen, was eigentlich inkommensurabel scheint, aber dennoch Realität geworden ist. „Goethe *und* Hitler": Diese Verbindung betrifft bei Mann das gesamte Deutschtum; auch die hehre deutsche Kultur, auch ihn selber.

Zeitblom fährt in seiner Reflexion fort:

> Ich sage: unsere Schmach. Denn ist es bloße Hypochondrie, sich zu sagen, daß alles Deutschtum, auch der deutsche Geist, der deutsche Gedanke, das deutsche Wort von dieser entehrenden Bloßstellung mitbetroffen und in tiefe Fragwürdigkeit gestürzt worden ist? (10.1, 697)

Was „nur immer auf deutsch gelebt hat", stehe „da als ein Abscheu und als Beispiel des Bösen". Was Zeitblom sagt, ist auch die Ansicht des Autors. Deut-

[17] Vgl. Semprún: Reise, 142 f.

licher noch als der mit rhetorischen Fragen operierende Erzähler sprach Thomas Mann schon im Mai 1945 in einem gleichnamigen Text über *Die Lager.* „Denn alles Deutsche, alles was deutsch spricht, deutsch schreibt, auf deutsch gelebt hat, ist von dieser entehrenden Bloßstellung mitbetroffen", heißt es dort klipp und klar. (XII, 951) Selbst als Exilant fühle er sich „in tiefster Seele beschämt". (Ebd., 952) „Man *hat* zu tun mit dem deutschen Schicksal und deutscher Schuld, wenn man als Deutscher geboren ist", sagte er, unmittelbar nach dem Ende des Kriegs, im Vortrag *Deutschland und die Deutschen* (1945). (XI, 1128)

Mann nahm das „Binom Weimar-Buchenwald" in jeder Hinsicht ernst: literarisch, indem er es in seinen Werken darstellte, die sich nicht nur mit Goethe, Schiller & Co. befassen, sondern auch mit Buchenwald, den Lagern, Hitler, dem Nationalsozialismus; moralisch, indem er seiner Beschämung und der deutschen Schuld Ausdruck gab; intellektuell, indem er die geistes- und mentalitätsgeschichtlichen Linien nachzeichnete, die von den großen Gestalten der deutschen Kulturtradition in die Barbarei des NS-Regimes führen.

Serenus Zeitblom fragt:

> War diese Herrschaft nicht nach Worten und Taten nur die verzerrte, verpöbelte, verscheußlichte Wahrwerdung einer Gesinnung und Weltbeurteilung, der man charakterliche Echtheit zuerkennen muß, und die der christlich-humane Mensch nicht ohne Scheu in den Zügen unserer Großen, der an Figur gewaltigsten Verkörperungen des Deutschtums ausgeprägt findet? (10.1, 698)

Eine delikate Stelle. Sie interpretiert den Nationalsozialismus nicht als Bruch oder Betriebsunfall, nicht als quasi landfremden Einfall einer Verbrecherclique, sondern als – wenn auch pervertierte und verhunzte – Umsetzung von Ideen, die urdeutsch seien.

Wer sind die großen Figuren des Deutschtums, auf die Zeitblom anspielt? Manns Essay *Die drei Gewaltigen* von 1949 gibt eine Antwort. „Der deutsche Genius", heißt es dort,

> hat sich in drei Monumentalgestalten verkörpert, einer religiösen, einer dichterischen und einer politischen, die bei allen Verschiedenheiten ihrer Sendung, ihres Zeitgepräges und ihrer Individualität eine entschiedene Familienähnlichkeit aufweisen. (X, 374)

Gemeint sind Luther, Goethe, Bismarck. Was sie eint, ist zuvorderst die schiere Größe selbst, und die ist nicht einfach nur gut, nicht harmlos, nicht politisch korrekt, sondern immer auch böse und dämonisch. (Ebd., 379) Mann weigert sich im Jubiläumsjahr des Dichters explizit, Goethe für das andere, das gute Deutschland zu reklamieren und so gleichsam eine geistige Quarantänemauer

zwischen Weimar und Buchenwald hochzuziehen: „Vor allem wollen wir nicht zu der populären und schon abgeschmackten Unterscheidung zwischen einem ‚bösen' und einem ‚guten' Deutschland kondeszendieren und das erhabene Geburtstagskind als den Repräsentanten des ‚guten' propagandistisch herausstellen."

Hier stoßen wir zum historisch-philosophisch-anthropologischen Kern vor: Thomas Mann hat, als Zeitzeuge des Dritten Reichs, die deutsche Geschichte, den deutschen Geist und dessen Repräsentanten in einer Weise gedeutet, in der das „Binom Weimar-Buchenwald" stets einschlägig ist. Wir kennen die berühmten Sätze aus *Deutschland und die Deutschen*, das Fazit seiner geistesgeschichtlichen Betrachtung der Innerlichkeit, der notorischen „Tiefe", des deutschen Unverhältnisses zur Politik – Manns Überzeugung,

> daß es nicht zwei Deutschland gibt, ein böses und ein gutes, sondern nur eines, dem sein Bestes durch Teufelslist zum Bösen ausschlug. Das böse Deutschland, das ist das fehlgegangene gute, das gute im Unglück, in Schuld und Untergang. Darum ist es für einen deutsch geborenen Geist auch so unmöglich, das böse, schuldbeladene Deutschland ganz zu verleugnen und zu erklären: ‚Ich bin das gute, das edle, das gerechte Deutschland im weißen Kleid, das böse überlasse ich euch zur Ausrottung.' Nichts von dem, was ich Ihnen über Deutschland zu sagen oder flüchtig anzudeuten versuchte, kam aus fremdem, kühlem, unbeteiligtem Wissen; ich habe es auch in mir, ich habe es alles am eigenen Leibe erfahren. (XI, 1146)

Es ist wahr: Manns Werk in der Epoche der Weltkriege lässt sich als einziges großes „Stück deutscher Selbstkritik" lesen. (Ebd.) Das Selbstverständnis des Autors als Repräsentant der deutschen Kultur bezog sich nicht nur auf deren glanzvolle und helle, sondern auch auf deren dunkle Seiten. Seine Auseinandersetzung mit Luther, Wagner, Nietzsche, mit dem Protestantismus, der Innerlichkeit, der Romantik, mit allem, was ihm lieb und teuer war, ist durchdrungen von der Frage nach dem Zusammenhang dieser Dinge mit dem Nationalsozialismus.

Wenn Mann von Goethe sagt: „Die entscheidenden und dominierenden Begriffe, um die sich für ihn alles drehte, waren Kultur und Barbarei" (Ebd., 1138), so trifft dies in der Epoche eines Zweiten Dreißigjährigen Kriegs auch für ihn zu. Obwohl er ein Opfer der nationalsozialistischen Politik wurde, Haus, Habe, Heimat verlor und im Wortsinn fein raus war – nämlich im Exil –, arbeitet er mit selbstkritischer Schonungslosigkeit den Anteil heraus, der dem unpolitischen deutschen Kulturbegriff beim Absturz Deutschlands in die Nazi-Barbarei zukomme. Im Kern lautet seine Diagnose, dass die Apolitie der deutschen Kulturtradition sich in ihr Gegenteil, die totale Politik, verkehrt habe.

„Der Vorgang hat seine unerbittliche und tragische Konsequenz", schreibt Mann in *Kultur und Politik* von 1939:

> Das politische Vakuum des Geistes in Deutschland, die hoffärtige Stellung des Kultur-Bürgers zur Demokratie, seine Geringschätzung der Freiheit, in der er nichts als eine Phrase westlicher Zivilisationsrhetorik sah, hat ihn zum Staats- und Machtsklaven, zur bloßen Funktion der totalen Politik gemacht […]. (XII, 857)

Persönliche, nicht nur „deutsche" Selbstkritik ist dies darum, weil Mann selber aus jener unpolitischen Tradition kommt und im Ersten Weltkrieg an vorderster publizistischer Front gegen die demokratische westliche Zivilisation gekämpft hat. Im *Doktor Faustus* fällt gar das harte Wort vom „Ästhetizismus als Wegbereiter der Barbarei". (10.1, 541)

Das „Binom Weimar-Buchenwald", „Goethe *und* Hitler" – Mann ging dabei so weit, den Diktator, in dem manche das Böse schlechthin verkörpert sehen, als „Bruder" zu bezeichnen. Im Aufsatz *Bruder Hitler* (1939) versucht er sich als Künstler im „Hassenswerten" wiederzuerkennen; auch auf die „moralische Gefahr" hin, „das Neinsagen zu verlernen". (XII, 849) Will heißen: Das neugierig-intellektuelle Interesse, ja die Faszination am Phänomen Hitler durfte für einmal dem politisch-publizistischen Kampf weichen, der nicht ohne die klare moralische Unterscheidung in Gut und Böse auskommt. Diese Front unterlief Mann mit der dialektischen Feststellung, gerade die wiedererlangte moralische Gewissheit des Geistes sei „*seine* Art, sich zu rebarbarisieren und zu verjüngen" – parallel zur „Epoche des zivilisatorischen Rückschlages", die „im äußeren Völkerleben" angebrochen sei. (Ebd., 860)

Als Alternative zur selektiven Vergangenheitsblindheit, „sich Goethes zu rühmen und Hitler zu leugnen", wie es Alewyn formuliert hat[18], wäre wenig gewonnen, wenn man im Stil Daniel Jonah Goldhagens die Deutschen einfach pauschal zu Henkern erklärte. Manns Feststellung, „alles Deutsche" sei von der „entehrenden Bloßstellung" des nationalsozialistischen Gewaltregimes „mitbetroffen", führt nicht zu einer solchen Differenzierungsschwäche. Goethe, um an unseren Ausgangspunkt, nach Weimar, zurückzukehren, war für ihn denn doch von einer anderen Qualität als die „Gewaltigen" Luther und Bismarck, anders auch als Wagner und Nietzsche, die er viel enger an die geistige Vorgeschichte des Nationalsozialismus anbindet. Goethes Beispiel zeigt: Größe, zumal in der deutschen Kultur, die einen latenten Hang zum barbarischen Exzess habe, gibt es nicht ohne „Übermenschlich-Unmenschliches" (*Die drei Gewaltigen* [1949], X, 380), sie ist gefährlich; aber ebendarum muss sie gebändigt werden. Die klassische Harmonie des Idols ist nicht als Abwe-

[18] Alewyn: Goethe als Alibi, zit. Anm. 7, S. 259.

senheit von Widersprüchen zu denken, sie ist das Resultat einer Selbsterziehung, die Mann als vorbildhaft erachtete – für sich, wie für die Deutschen. Der Dichter verkörpert ein synthetisches Kulturideal, wie es Mann auch im Protagonisten des Josephromans gestaltet hat: tief, aber nicht grausam; zivilisiert, aber nicht platt. In der Terminologie Thomas Manns: ein „urbanes Genie". (‚*Wie soll das Goethejahr 1932 gefeiert werden?*' [1931], XIII, 620)

„Goethe *und* Hitler", das „Binom Weimar-Buchenwald": Ich habe plausibel zu machen versucht, dass Manns Œuvre dieser Herausforderung durch die deutsche Geschichte auf exemplarische Weise gerecht wird.

Marcel Reich-Ranicki, selber Opfer des nationalsozialistischen Terrors, sagte einmal:

> Sollte ich mit zwei Namen andeuten, was ich als Deutschtum in unserem Jahrhundert verstehe, dann antworte ich, ohne zu zögern: Deutschland – das sind in meinen Augen Adolf Hitler und Thomas Mann. Nach wie vor symbolisieren diese beiden Namen die beiden Seiten, die beiden Möglichkeiten des Deutschtums. Und es hätte verheerende Folgen, wollte Deutschland auch nur eine dieser beiden Möglichkeiten vergessen oder verdrängen.[19]

Mann rückt in dieser Auslegeordnung der deutschen Dinge an die Stelle Goethes. Willkommen in Weimar!

[19] Zit. nach Bernd M. Kraske: Von Qual und Glanz. Thomas Mann. Die letzten Jahre 1945 bis 1955, Bad Schwartau: ZeitZeuge 2005, S. 9.

Niels Hansen

Im Bannkreis Goethes

Zu den Reden Thomas Manns und Franz Böhms 1949 in Frankfurt

I.

An seinem zweihundertsten Geburtstag am 28. August 1949 wurde Goethe in Frankfurt besonders eingehend gefeiert. Das Jubiläum fiel in eine Zeit, in der kaum vier Jahre nach Ende des Nationalsozialismus die Problematik akut war, wie das „Volk der Dichter und Denker", welche Etikettierung es nicht zuletzt dem Weimarer Genius verdankte, in eine politische und moralische Katastrophe solchen Ausmaßes hatte geraten können. In der Geburtsstadt Goethes hielten im Sommer 1949 zwei bedeutende Persönlichkeiten bedeutende Gedenkreden, die um diese Frage kreisten – Thomas Mann, mit Einstein der wohl prominenteste Emigrant nach der „Machtergreifung", sowie Franz Böhm (1895–1977), kämpferischer Vertreter der „inneren Emigration", den das Regime aufgrund projüdischer Äußerungen jahrelang konsequent verfolgt und mit Berufsverbot belegt hatte.[1] Die zwei Ansprachen unterscheiden sich in ihrer Anlage und Ausrichtung wesentlich voneinander: Thomas Mann ging es in erster Linie darum, mit der alten Heimat, die er bei dieser Gelegenheit zum ersten Mal wieder besuchte, seinen Frieden zu machen und darzulegen, warum er sich seit 1933 von Deutschland hatte abkehren müssen. Böhm hingegen lag daran, einer weitgehend nichtdeutschen Hörerschaft von Wissenschaftlern den Stellenwert Goethes während der Hitlerzeit zu erläutern und ihn als vorbildhaft für die weitere politische Entwicklung hierzulande zu zeichnen. Diese Verschiedenartigkeit beleuchtet nicht nur die ganz andersartigen Lebensläufe und -schicksale der im Alter um zwei Jahrzehnte auseinanderliegenden Redner, sondern auch divergierende Ansätze bei der sogenannten Vergangenheitsbewältigung des Ausgewanderten und des Daheimgebliebenen.

Zwischen beiden bestand seit langem insofern eine gewisse Verbindung,

[1] Vgl. die ausführliche Biographie Böhms, der in Deutschland, im Dritten Reich verfolgt, nach dem Krieg als Wissenschaftler und Politiker auf vielfältige Weise (u. a. hessischer Kultusminister, Leiter der Verhandlungen zum Israelvertrag von 1952, CDU-Bundestagsabgeordneter 1953 bis 1965, im Sinne der von ihm mitgeprägten „Freiburger Schule" maßgeblicher Mitgestalter der sozialen Marktwirtschaft Ludwig Erhards, einflußreicher Verfechter der individuellen Entschädigung für nationalsozialistisches Unrecht) eine wichtige Rolle spielte: Niels Hansen, Franz Böhm mit Ricarda Huch – Zwei wahre Patrioten, Droste: Düsseldorf 2009.

als Böhm der Schwiegersohn von Ricarda Huch war, die von Thomas Mann sehr geschätzt wurde: Die 1947 verstorbene große Dichterin hatte von 1900 bis 1927 mit Unterbrechungen in München gelebt, und ihr erster Mann, Ermanno Ceconi, war dort der Zahnarzt der Familie Mann gewesen. M. nannte sie 1924 in einer Würdigung zum 60. Geburtstag „nicht nur die erste Frau Deutschlands, sondern heute wahrscheinlich die erste Europas“[2], er bestimmte sie zur Mitgliedschaft in der Sektion für Dichtkunst der Preußischen Akademie der Künste[3], er plädierte im Brief vom 15.10.1929 bei Gerhart Hauptmann dafür, ihr den Nobelpreis zu verleihen[4], und die beiden verließen 1933 die Akademie – Huch unter entrüstetem Protest gegen den Ausschluss vor allem Alfred Döblins, und Mann, aus dem schweizerischen Lenzerheide, noch ohne offene Provokation mit der Begründung, „fortan in vollkommener Zurückgezogenheit meinen persönlichen Aufgaben zu leben.“[5] Als er sich, obzwar von ihm nicht ausgewanderte Schriftsteller überwiegend skeptisch beurteilt wurden, im Juni 1947 beim Internationalen PEN-Kongress in Zürich für die Zulassung einer deutschen Gruppe einsetzte, schlug er Ricarda Huch, die „stolze, aufrechte Frau“ zur Präsidentin vor.[6] Sie leistete der Diktatur in der Tat aufrechten Widerstand und war, zusammen mit Böhm, ab 1938 in ein Verfahren wegen Verstoßes gegen das Heimtückegesetz verwickelt. M. stand sie indes eher distanziert gegenüber. 1931 war sie – nach Stefan George, Albert Schweitzer, Leopold Ziegler und Siegmund Freud und als erste Frau – zum zweihundertsten Geburtstag von Goethes Mutter mit dem 1927 gestifteten Frankfurter Goethepreis ausgezeichnet worden.

Der Dichter Thomas Mann wie der Wissenschaftler Böhm kannten sich in Goethes Werk bestens aus. Mann hatte sich schon früh mit ihm intensiv befasst[7], und Goethe war gleichsam, wenn auch von ihm selbst als „mythische

[2] Zum sechzigsten Geburtstag Ricarda Huchs, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung 18.7.1924; X, 429–435, 429.

[3] „Habe Frau Huch umgestimmt. Sie nimmt an. Thomas Mann“: Telegramm vom 9.11.1926 an die Akademie, zitiert nach Inge Jens: Dichter zwischen rechts und links. Die Geschichte der Sektion für Dichtkunst der Preußischen Akademie der Künste dargestellt nach Dokumenten, München: dtv 1979, S. 65. – Ricarda Huch am 10. 11.1926 an Marie Baum: „Ich wurde in die Akademie gewählt, lehnte unter der Hand ab, dann quälten sie mich so (vermittels Thomas Mann), daß ich wohl oder übel zusagen mußte“, in: Marie Baum: Leuchtende Spur. Das Leben Ricarda Huchs, Tübingen: Wunderlich 1950, S. 304. Am 27.1.1931 wurden Heinrich Mann und sie durch Akklamation einstimmig zu Vorsitzenden und dessen Stellvertreterin gewählt (Jens, ebd., S. 136).

[4] Br I, S. 295.

[5] 17.3.1933, zitiert nach Jens (zit. Anm. 3), S. 197. Heinrich Mann hatte zuvor unter Druck verzichtet, was sie für falsch hielt und beanstandete.

[6] Tb 4.6.1947 sowie Anmerkung Tb 28.5.1948.

[7] Vgl. Hinrich Siefken: Thomas Mann, Goethe – „Ideal der Deutschheit“. Wiederholte Spiegelungen 1893–1949, München: 1981.

Identifikations-Hochstapelei“[8] ironisiert, zu seinem Alter ego geworden. Er verehrte ihn als Ideal und betrachtete sich als seinen legitimen geistigen Nachfolger. Immer wieder setzte er sich mit ihm in Vorträgen auseinander, z. B. im hundertsten Todesjahr 1932, als er im März bei der Preußischen Akademie der Künste über *Goethe als Repräsentant des bürgerlichen Zeitalters* sprach und wenige Tage später den Gedächtnisvortrag in Weimar über *Goethes Laufbahn als Schriftsteller* hielt. Im Jubiläumsjahr 1949 war sein Thema vor allem *Goethe und die Demokratie* (IX, 755–782). Die Referate wurden mehrfach im In- und Ausland variierend wiederholt und gehörten mit zu Thomas Manns Markenzeichen. 1939 brachte er bei Bermann-Fischer in Stockholm den Roman *Lotte in Weimar* heraus, dessen Held und Bezugsperson selbstbildnishafte Züge trägt. – Für den um mehr als zwanzig Jahre jüngeren Juristen Böhm, dessen prägendes wissenschaftliches Werk im Übergangsbereich von Recht und Volkswirtschaft angesiedelt ist, besaß Goethe zwar keine vergleichbare Bedeutung, doch war er, noch ganz im bildungsbürgerlichen Sinne erzogen und schöngeistig sehr belesen, mit ihm wohlvertraut, und er zitiert ihn mehrfach in seinen Artikeln und Vorträgen. In der Festschrift zum siebzigsten Geburtstag Ricarda Huchs 1934[9] wies er darauf hin, dass ihr *Hermann und Dorothea* als des Dichters „allerschönstes“ Werk erschienen sei, und sie habe es bei der Entgegennahme des Goethepreises 1931 ein „vaterländisches Heiligtum“ genannt. Die Ehrung sei ihr auch deshalb so wesentlich gewesen, weil sie zugleich mit dem Namen Goethes und dem der alten Reichs- und Kaiserstadt Frankfurt verknüpft war, „also gleichsam mit je einer erhabenen Verkörperung jener zwei Welten, der Welt der Dichtung und der Welt des alten Reiches, denen sie ein Leben voll Liebe, Ehrfurcht, Hingabe und Arbeit geweiht hatte.“ Die Jubiläumsrede Böhms, die er als Rektor der seit dem 100. Todesjahr des Dichters so benannten Johann Wolfgang Goethe-Universität 1949 hielt, kann sich sehen lassen.

Böhm engagierte sich nachdrücklich bei der Verleihung des Goethepreises an den Dichter. M. zögerte damals noch stark, nach Deutschland zurückzukommen, wo er und seine Familie nach 1933 geächtet waren und aus dem seine „nichtarischen“ Schwiegereltern Alfred und Hedwig Pringsheim Ende Oktober 1939 erst im letzten Augenblick unter entwürdigenden Umständen in die Schweiz zu entkommen vermochten[10]. Vor allem Tochter Erika versuchte ihn

[8] Zitiert nach Klaus Schröter: Thomas Mann, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1964, überarbeitete Neuausgabe 2005 (= Rowohlt Monographien Nr. 93), S. 81.

[9] Ricarda Huch – Persönlichkeit und Werk in Darstellungen ihrer Freunde, Berlin: Atlantis 1934. Der Beitrag Böhms *Berlin* S. 65–86 (hier: S. 76 und 81).

[10] Vgl. Inge und Walter Jens: Frau Thomas Mann. Das Leben der Katharina Pringsheim, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 2003, S. 218–221 und dies.: Katias Mutter. Das außerordentliche Leben der Hedwig Pringsheim, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 2005, S. 223–231.

immer wieder von einer Reise nach Deutschland abzuhalten.[11] Ein Brief dieser Zeit an einen Freund aus den Münchner Jahren, den Erzähler und Übersetzer Hans Reisiger[12] bringt – im Hinblick auf einen eventuellen Besuch in München, das zunächst naheliegenderweise Priorität besaß – seine widerstreitenden Gefühle zum Ausdruck:

> Meine Verwirrung ist groß. […] Noch habe ich nicht zugesagt, aber ich werde es wohl tun müssen, und meine Ruh ist hin. Ich sollte es wohl nicht so schwer nehmen, aber ich kann nicht umhin, das Wiedersehen nach diesen 16 Jahren der Entfremdung als ein gespenstisches Abenteuer und als eine rechte Prüfung zu empfinden. Allzu lange war ‚nach Deutschland gebracht zu werden', ‚in die Hände der Deutschen zu fallen' ein Alptraum !

So hatte er Oberbürgermeister Walter Kolb[13] gegenüber Anfang 1948 aus Pacific Palisades denn auch die Einladung abgelehnt, zum Goethejubiläum nach Frankfurt zu kommen und bei einem geplanten Empfang im Palmengarten zu sprechen[14]: Er wisse die „Ehre […] tief zu schätzen", doch sei er schon ein „alter Mann" und „von recht angreifbarer Gesundheit". Aber: „Tiefgefühlte Wünsche für das Wohl des deutschen Volkes, für sein Seelenheil, seine geistige und physische Genesung – wobei man die physische wohl voranstellen sollte – lassen Sie mich hier niederlegen." Sie gälten besonders auch „dem lieben Frankfurt und der Erneuerung seines alten Ruhms."

Doch die Zeit lief weiter. In einem Gespräch mit dem Basler Industriechemiker Georges Motschan[15] meinte der Dichter am 23.10.1948 in Kalifornien, das bevorstehende Goethejahr wäre für einen Deutschlandbesuch doch sicher der geeignete Anlaß, […] es gelte aber, noch viele Bedenken aus dem Wege zu räumen. […] Die Anfeindungen in der deutschen Presse hätten ja, soweit er davon Kenntnis habe, stark abgenommen, seit seine Bücher, wenn auch in beschränktem Maße, wieder auf dem deutschen Markt angeboten würden."

[11] Vgl. Tb 24.2.1949: „Mit Erika über die Unmöglichkeit eines Besuches in Deutschland". Tb 4.3.1948: „Erika verließ den Tisch, leidend. Ihr irrationaler Gram über die Möglichkeit meines Besuchs in München"

[12] vom 9.3.1949. Br III, S. 82 ff.

[13] 1902–1956. Jurist, seit 1920 SPD, 1930 jüngster Landrat Preußens. 1933 Anwalt, 1944/45 Gefängnis wegen angeblicher Verbindung zu den Verschwörern des 20. Juli. 1945 Oberstadtdirektor in Düsseldorf, 1946–1956 Oberbürgermeister von Frankfurt.

[14] 4.1.1948 als Antwort auf Kolbs Schreiben vom 27.11.1947. Br III, S. 11 f.

[15] Motschan, der M. schon als Schüler 1937 in Küsnacht bei Zürich besucht hatte, bot in der Unterredung an, den Manns bei einem eventuellen Aufenthalt in Deutschland mit seinem großen Auto als Betreuer zur Verfügung zu stehen, was dann später dankbar akzeptiert wurde. Sein illustriertes Buch *Thomas Mann – von nahem erlebt* (Nettetal: Verlag der Buchhandlung Matussek 1988) ist eine wichtige Quelle. Über das Gespräch in Pacific Palisades unterrichtet S. 52 ff.; in Manns Tb findet es (unter diesem Datum) nur kurz Erwähnung.

Er sprach auch technische Schwierigkeiten an, wie die Fahrten „in überfüllten, heißen Zügen, […] dazu fehlten ihm ganz einfach die Kräfte, die physischen sowohl wie die psychischen, die Spannkraft lasse nach." – Kolb ließ nicht locker: Das Kuratorium des Goethepreises beschloss, den Dichter im Goethejahr in der Paulskirche auszuzeichnen, und das war ja etwas anderes als ein bloßer Vortrag im Palmengarten. Es bat den Prorektor der Universität, Walter Hallstein[16], der 1948/49 an der Washingtoner Georgetown University lehrte, via Böhm, seinen Nachfolger als Rektor der Hochschule, bei Thomas Mann vorzufühlen, ob er zur Annahme des Preises bereit sei. Die zwischen den zwei Professoren – zu den verschiedensten Themen und stets unter starkem Zeitdruck – geführte umfangreiche Korrespondenz findet sich im Nachlass Hallsteins beim Bundesarchiv.

II.

Böhm schrieb Hallstein dieserhalb am 10.3.1949[17]:

Wir haben kürzlich die entscheidende Sitzung im Kuratorium gehabt. Die Entscheidung fiel für Thomas Mann. Es ist aber beschlossen worden, bei Thomas Mann zunächst einmal zu sondieren, ob er geneigt ist, den Preis anzunehmen, und ob er es möglich machen kann, persönlich zur Feier nach Frankfurt zu kommen und hier zu sprechen. […] Am besten wäre es natürlich, wenn Sie persönlich nach Californien fahren und Thomas Mann aufsuchen könnten. Das ist nun aber natürlich eine sehr weite und teuere Reise. Der Oberbürgermeister meint deshalb, Sie könnten vielleicht Thomas Mann telefonisch erreichen. […] Wir glauben nun, daß Thomas Mann den Preis annehmen wird, rechnen aber damit, daß er die weite Reise nicht machen wird. Für den Fall, daß er nicht persönlich kommt, wird Grimme[18] die Festrede halten. Dies nur zu Ihrer persönlichen Information. Der Wunsch geht dahin, daß Thomas Mann selbst kommt. Sie wissen, daß die Person von Thomas Mann z. Zt. lebhaft umstritten ist. Es muß damit gerechnet werden, daß bei Bekanntwerden in der Presse Opposition gemacht wird und dabei Gehässigkeiten vorfallen. Wir fürchten, daß derartige Vorfälle vielleicht wieder Thomas Mann verbittern und seine Entscheidung beeinflussen könnten. Wir möchten aber glauben, daß Thomas Mann zu seinen Freunden halten und sich nicht von seinen Feinden kopfscheu machen lassen sollte. Die Lage für seine Freunde würde nicht beneidenswert sein,

[16] 1901–1982. 1930–1941 Ordinarius in Rostock für Privat- und Gesellschaftsrecht, dann an der Universität Frankfurt, 1946–1948 deren Rektor. 1948/49 Georgetown University. September 1950 bis März 1951 Leiter der Dienststelle für Auswärtige Angelegenheiten im Bundeskanzleramt, 1951–1958 Staatssekretär im Auswärtigen Amt, 1958–1967 Präsident der EWG-Kommission, 1969–1972 Bundestagsabgeordneter (CDU).

[17] Bundesarchiv N 1266/1853.

[18] Adolf Grimme (1889–1963) war 1930–1932 preußischer Kultusminister (SPD), nach 1933 als religiöser Sozialist im Widerstand, 1942–1945 Zuchthaus. 1945–1948 Kultusminister von Niedersachsen, 1948–1955 Generaldirektor des Nordwestdeutschen Rundfunks.

wenn von seiner Seite etwas Abruptes geschehen würde. Ich für meine Person würde aber durchaus verstehen können, wenn bei Thomas Mann ein Gefühl der Gekränktheit obwalten würde. Wir sind deshalb auch der Meinung, daß unsere Entscheidung ganz unabhängig von der etwaigen Reaktion Thomas Manns getroffen worden ist und daß es sein gutes Recht ist, nach seinem eigenen Gefühl zu reagieren. Am unerfreulichsten sind, wie immer, auch hier unsere Politiker, und namentlich die Politiker der beiden großen Parteien. Sie haben Angst vor dem wiedererwachenden Nationalismus und möchten ihre eigene Haut in Sicherheit bringen. Ich würde mich sehr freuen, wenn die Sache erfreulich verliefe, und wäre Ihnen herzlich dankbar, wenn Sie das Ihre dazu beitragen könnten, um eine optimale Wendung herbeizuführen.

Hallstein erwog zunächst, sich mit Thomas Mann in Kalifornien zu treffen[19]: „Den Auftrag […] hoffe ich baldigst erfüllen zu können. Es läuft gerade ein Projekt einer Vortragsreise […] für mich. Den Ausgang möchte ich abwarten, ehe ich an ihn schreibe; denn natürlich ist es um vieles besser, die Sache mündlich zu besprechen." Doch ergab sich dann beim Aufenthalt Manns in Washington anlässlich seines Vortrags über *Goethe und die Demokratie* in der Library of Congress, dem auch Hallstein beiwohnte, am 2./3. Mai 1949 die Gelegenheit zu Gesprächen im Haus des dortigen Gastgebers. Er informierte Böhm darüber am 5.5.1949[20], was, da auch im Hinblick auf den Tenor von Manns Frankfurter Rede instruktiv und bisher offenbar neu, im wesentlichen ungekürzt (und annotiert) zitiert sei:

Heute schreibe ich Ihnen hauptsächlich, um über den Verlauf meiner Besprechungen mit Th. M. Zu berichten. Daß er beide Ersuchen (Preis und Festrede) schließlich angenommen hat, habe ich Kolb schon am Dienstag telegraphiert. Bitte informieren Sie Kolb über das Wesentliche der folgenden Mitteilungen. […] Keine Schwierigkeiten machte die Annahme des Preises. M. fand, daß man in Frankfurt mutig gewesen sei, als man sich dazu entschloß, da er wisse, wie stark umstritten er politisch sei in Deutschland.[21] (Ich konnte nicht umhin anzumerken, daß er, wenn es ihm darauf ankomme, mehr Zeichen einer solchen Haltung in Frankfurt finden könne.) Dagegen wollte er an den Besuch in Frankfurt und die Rede dort zunächst nicht heran. Die Argumentation war im wesentlichen eine doppelte: Es sei unnötig zu erscheinen und zu sprechen; das wesentliche, das sein Verhältnis zum deutschen Volk ergebe und bestimme, sei sein Werk, und das sei allen zugänglich, vor allem Deutschland und die Deutschen und der Dr. Faustus. Außerdem sei er darüber unterrichtet, wie stark der Nationalismus in Deutschland wieder sei, und wie gerade seine Person zu einer nationalistischen Propaganda antithetisch benutzt werde. Er las mir einen jüngst empfangenen Brief vor, dessen Verfasser er mir nicht nannte, den ich aber mit Sicherheit als Bermann-Fischer glaube

[19] Brief an Böhm vom 29.3.1949, Bundesarchiv N 1266/1853.

[20] Ebd.

[21] M. notierte am 30. 3. 1949 im Tb aufgrund eines Briefs von Sohn Klaus: „Böse Vorgänge in Frankfurt um den Goethe-Preis, worüber von Bermann Näheres zu hören."

identifizieren zu können.[22] Darin war einläßlich aufgeführt, daß es zwar Unsinn sei, von einem erwachenden Nazismus zu sprechen, daß aber nationalistische Tendenzen unverkennbar seien. Es werde zweifellos zu Demonstrationen, wenn nicht zu Schlimmerem kommen (was offenbar als Attentatsgefahr verstanden wurde und wohl auch so verstanden werden mußte). Dr. Veit (unser Freund)[23] habe ihm, dem Briefschreiber, gesagt, Dr. Pünder[24] habe ausgesprochen, wenn man M. den Preis gebe und er es wage zu kommen, so werde er, Pü., selbst eine Demonstration organisieren (Pü war in diesem Zusammenhang als der künftige Außenminister der Westregierung bezeichnet). Er erinnerte daran, wie stark die Erregung eines solchen Erlebnisses wie einer Rede in Frf auf ihn wirken werde, der ‚gute' Unruh[25] sei ohnmächtig geworden, und er selbst habe Toscanini bei seinem ersten Auftreten in Italien erlebt (oder davon gehört), wie er totenbleich vor Erregung gewesen sei.

Er sei selbst ja ein alter Mann. (SO wirkt er nun ganz und gar nicht; ich, der ich ihn nie gesprochen, nur einmal als Bonner Student habe reden hören[26], war überrascht, einen weltmännisch sicheren Mann anzutreffen, der ein Geschäft geschäftlich kühl diskutiert, nicht ohne dabei von der habichtartigen Intelligenz seiner Frau beständig Notiz zu nehmen, die bei allen Unterhaltungen zugegen war und in entscheidenden Gesprächssituationen sicher zuschlug, gescheit und energisch.) Wir kamen an diesem ersten Vormittag zu keinem Einverständnis, und ich war nicht befriedigt von dem Stand der Dinge. Ich schlug deshalb vor, das Gespräch am nächsten Tage fortzusetzen, was bereitwillig akzeptiert wurde. Ich schalte hier eine für Sie persönlich bestimmte Bemerkung ein. Ich war nicht ganz glücklich, als ich den Auftrag empfing, weil ich mir nicht sicher war, ob ich den zugrundeliegenden Beschluß gebilligt haben würde.[27] Ich habe

[22] In den Br III findet sich kein Hinweis auf ein solches Schreiben seines Verlegers.

[23] Gemeint ist wohl der SPD-Politiker Hermann Veit (1897–1973), u. a. Oberbürgermeister von Karlsruhe, Wirtschaftsminister von Baden-Württemberg und 1949–1953 MdB, damals Mitglied des Wirtschaftsrats der Bizone.

[24] Hermann Pünder (1888–1976), 1926–1932 Staatssekretär der Reichskanzlei, 1944/45 in Dachau und Buchenwald inhaftiert, 1945–1948 Oberbürgermeister von Köln, 1947–1949 Oberdirektor (Vorsitzender des Verwaltungsrats) des Wirtschaftsrats der Bizone, 1949–1957 CDU-Bundestagsabgeordneter.

[25] Der expressionistische Schriftsteller Fritz von Unruh (1885–1970), der Deutschland 1935 verlassen musste, kehrte 1948 zur Entgegennahme des Goethepreises zum ersten Mal aus der Emigration zurück und hielt in der Frankfurter Paulskirche aus diesem Anlass eine Rede „An die Deutschen", bei der er zweimal vorübergehend das Bewusstsein verlor.

[26] Offenbar am 15.11.1920, als M. im Rahmen einer „Rheintournee" in Bonn vor großem Publikum einen Vortrag hielt. Zur Entgegennahme der am 3.8.1919 verliehenen Ehrendoktorwürde der dortigen Universität war er persönlich nicht gekommen. Diese feierte M. im November 1929 auf dem Weg nach Stockholm zur Entgegennahme des Nobelpreises wiederum mit einem Festakt, doch musste sie ihm den Dr. h. c. nach seiner Ausbürgerung im November 1936 aberkennen. Die Erneuerung erfolgte im Januar 1947. Zu einer Zeremonie wie 1929, worüber mit ihm 1955 korrespondiert wurde, kam es nicht mehr. Vgl. Paul Egon Hübinger: Thomas Mann, die Universität Bonn und die Zeitgeschichte. Drei Kapitel deutscher Vergangenheit aus dem Leben des Dichters 1905–1955, München: Oldenbourg 1974. Vgl. weiter Ralf Forsbach: „Gott helfe unserem verdüsterten und mißbrauchten Lande" – Thomas Mann und die Universität Bonn, in: Joachim Scholtysek/Christian Studt (Hrsg.): Universitäten und Studenten im Dritten Reich. Bejahung, Anpassung, Widerstand, Berlin: LIT-Verlag 2008, S. 41–52.

[27] Die Korrespondenz ergibt keine näheren Hinweise. Die zögerliche Einstellung einer Per-

aber, wie der Erfolg beweisen mag, bei der Durchführung des Auftrags keiner anderen Erwägung als der Raum gegeben, daß ich zu erreichen hatte, worum ich gebeten war – nicht nur aus selbstverständlicher Loyalität gegenüber meinen Auftraggebern, sondern aus der Erwägung, daß, nachdem der Entschluß gefaßt war, der ganze historische Vorgang ein Erfolg sein müsse aus Gründen innerdeutscher sowohl wie äußerer Rücksichten (nicht nur in Nordamerika, sondern auch in den lateinischen Ländern, wie ich gerade auf meiner Reise feststellen konnte, genießt M. eine außergewöhnliche Reputation; sie steht in diesen Teilen des Auslandes in einem umgekehrten Verhältnis zu der Zahl der Menschen, die seine Werke wirklich gelesen haben). Es ist daher auch kein Zweifel, daß ernsthafte Zwischenfälle psychologisch außerordentlich schrecken würden – in einer Welt, die ohnedies nur äußerst zögernd versucht, zu Deutschland eine Art von Vertrauen zurückzugewinnen. (Auf dies letzte hat übrigens M. selbst in berechtigtem Selbstbewußtsein hingewesen.)

Bei der Fortsetzung der Unterhaltung habe ich im wesentlichen geltend gemacht: Es könne M. nicht erlaubt sein, sich auf das literarische Feld zurückzuziehen, nachdem er sich in die politische Diskussion politisch handelnd eingemischt habe. Die dadurch entstandene Situation spiegele sich in den gegen ihn erhobenen Vorwürfen, die nach meiner Kenntnis in zweierlei Tadel zusammenlaufe: Er habe sich nicht darauf beschränkt, Kritik zu üben (was jedermann natürlich gefunden haben würde), sondern er habe, besonders dadurch, daß er es beharrlich abgelehnt habe, nach Deutschland zu kommen, obwohl er in Europa war, die Deutschen als ein Volk behandelt, mit denen er das Gespräch ablehne; das aber werde als verletzend empfunden. Und er habe sich von Generalisierungen nicht ferngehalten; man bringe vor, daß er als Antinazi begonnen und als Deutschenfeind geendet habe, sodaß er in den Augen mancher als ein Werkzeug einer Gruppe in Amerika gelte, die im Sinne Morgenthaus kulturelle Demontage betreibe – ein anderer Drew Pearson, auf einer höheren Ebene (D. P. ist ein bekannter Kolumnist, der sehr gegen Deutschland hetzt, u. zwar besonders in der Washington Post. Herr Eugene Meyer[28], der Eigentümer dieser Zeitung, war der Gastgeber M's hier, in dessen Haus die Unterredung stattfand; er hatte kurz vorher das Zimmer verlassen.) Das sei die Situation, der zu begegnen sei, und sie werde durch die Neigung unserer Berufspolitiker weiter illustriert, sich im Punkte Nationalismus keine Blöße zu geben. Sie werde erschwert durch den Umstand, daß die nationale Opposition im Begriffe sei, sich zu integrieren, nachdem sie bisher nur untergrund vorhanden gewesen sei; es sei nur natürlich, daß man dabei von geeigneten Angriffsobjekten einen nützlichen Gebrauch mache – wozu M's politisches Bild gehöre. In einer solchen Lage gebe es freilich nach meiner eingewurzelten Überzeugung nur eines: nämlich zu kämpfen, ja ein offener Austrag, wie er durch M's Erscheinen in Deutschland herausgefordert werde, könne zur Bereinigung des Bildes nur erwünscht sein. Wenn dabei Demonstrationen zu befürchten seien, so sei diese Furcht doch kein kommensurabler Einwand gegen die Gründe höherer Ordnung, die für sein Erscheinen sprächen.

sönlichkeit wie Hallstein, der sich für die NS-Zeit nichts vorzuwerfen brauchte, ist bezeichnend für die dem Dichter gegenüber in Deutschland noch gehegten Vorbehalte, die im Hinblick auf seine Rückkehr so relevant waren und die sich nicht, wie Böhm das wahrhaben wollte (s. u.), auf „Politiker" beschränkten.

[28] Dessen einflussreiche Frau Agnes war den Manns, als sie 1937 in die USA kamen, als Mäzenatin sehr behilflich gewesen, und sie hatte auch die Gastprofessur in Princeton vermittelt; M. empfand sie im Alter als aufdringlich und hielt zu ihr Distanz.

Auf die Frage, welchen tieferen Sinn denn sein Auftreten haben solle, habe ich nicht gezögert zu antworten, daß es freilich sinnvoll nur sei, wenn es als eine Heimkehr in der ganzen Bedeutung dieses Wortes aufgefaßt werden könne. Auf die Frage, ob ich glaube, daß ein Vortrag in der Linie des am Montag (in schlechtem Englisch) hier gehaltenen ‚Goethe und die Demokratie' ansprechen werde, habe ich etwas leichthin erwidert, daß er jedenfalls mit einer Empfehlung so verstandener Demokratie bei den Deutschen keinerlei Schwierigkeiten haben werde. (Sie werden mir zustimmen, wenn Sie den Vortrag[29] lesen: es ist das alte Lied – stark vergröbert – der Leidensbereitschaft des hochgezüchteten Aristokraten contra den lebensbejahenden ordinär-robusten Demokraten, mit welch letzterem der Olympier in fröhlichem Einklang gezeigt wird.) Ich habe hinzugefügt, daß zwei Dinge unter allen Umständen vermieden werden müßten: jede Äußerung persönlicher Empfindlichkeit, und der erhobene Zeigefinger, den kein gesundes Volk drei Jahre lang ertrage.

Danach kamen nur noch technische Einwände. M's wollten nach seinem Vortrag in Zürich (Juni) eine Zeitlang in den Bergen bleiben, dann aber Ende Juli Heinrich zuliebe zurückkehren. Zwischendurch wurde erörtert, ob es eine in diesem zeitlichen Sinne vermittelnde Lösung gebe: daß er etwa vorher komme und die Beleihung mit dem Preis von der großen Feier getrennt werde. Ich habe entgegengehalten, daß ich nicht ermächtigt sei, eine solche Vereinbarung zu treffen. Ich hielte es nicht für wahrscheinlich, daß man darauf eingehe, weil die Preisverleihung nach der Tradition am Geburtstag stattfinde. Auch werde eine solche Lösung der Mißdeutung ausgesetzt sein, daß man das öffentliche Auftreten bewußt vermeiden wolle. Und schließlich nehme sie dem ganzen Vorgang seinen Glanz – und hier habe ich nun ein schwelgerisches Bild von dem äußeren Vorgang gemalt, dessen Farben und Linien der Erinnerung an die Paulskirchenfeier vom 18. Mai 1948 entnommen waren, mit den Mitgliedern der deutschen Regierungen (einschließlich des Herrn Oberdirektors[30]) inmitten – nicht ganz umsonst gemalt, wie ich den Eindruck hatte. Ein paar Blicke der Verständigung zwischen dem Ehepaar, ‚was meinst Du – was meinst Du'. Dann sagte M. zu, mit der sympathischen Zusammenfassung des Arguments: ‚Ich habe das Gefühl, daß ich mich nicht drücken darf, nachdem man sich in Frankfurt zu diesem Schritt entschlossen hat.' Überhaupt hat er mir am zweiten Tag viel besser gefallen als am ersten, er war klarer und wesentlicher. Gegenseitiger Glückwunsch, und ein paar gesellschaftliche Freundlichkeiten. Es stellte sich heraus, daß man recht gut wußte, mit wem man gesprochen hatte. Ich hatte die Tochter Elisabeth – es ist wohl die jüngste – in Chicago bei einem der Dinners zu Tisch geführt, eine besonders reizende junge Frau, die Gattin Borgeses[31] (der hoffentlich mit einem der nächsten Chicagoer

[29] Thomas Mann: Goethe und die Demokratie, Oxford: Claredon 1949. M. redet dort, ähnlich wie dann in Frankfurt, einem „europäischen Deutschland" das Wort – „das ist zugleich das im weitesten Sinn des Wortes ‚demokratische' Deutschland" (S. 4).

[30] Gemeint war Hermann Pünder.

[31] Elisabeth Mann Borgese (1918–2002) war das fünfte – und dem Vater liebste – der sechs Kinder von Thomas und Katia Mann. Sie folgte den Eltern 1933 in die Schweiz und dann die USA und heiratete 1939 in Princeton den 1931 aus dem faschistischen Italien ausgewanderten Schriftsteller Giuseppe Antonio Borgese, der an der Universität Chicago lehrte. Die vielseitige Frau, die als Konzertpianistin ausgebildet war, engagierte sich vor allem in maritimen Umweltfragen (Meeresverschmutzung, Überfischung usw.), war 1970 das einzige weibliche Gründungsmitglied des Club of Rome, und ihr Sachbuch Das Drama der Meere wurde in 13 Sprachen übersetzt. In Deutschland

Schübe[32] nach Frankfurt kommt); und der Familiennachrichtendienst scheint vorzüglich zu funktionieren.

Nun ist freilich wohl nicht alles getan. Es scheint mir wichtig, daß die deutsche Öffentlichkeit irgendwie in einer verbindenden Weise über die Grenzen der von M. geführten Angriffe aufgeklärt wird, daß also der Rede, er habe sich von uns losgesagt, entgegengetreten wird (er selbst hat sich mir gegenüber dagegen sehr verwahrt). Und weiter, daß deutlich wird, daß das Ausland sicher sehr böse auf irgendwelche demonstrativen Belästigungen reagieren würde. Ich kann von hier aus nicht beurteilen, was man tun kann, aber ich meine, der Ausschuß sollte sich damit einmal ernstlich beschäftigen. Vielleicht kann in einem der Magazine etwas geschrieben werden.

Der anschauliche Bericht über das historische Gespräch in zwei Etappen wirft Licht auf viele Facetten der mit Thomas Manns Rückkehr verknüpften Fragen, und er trägt dazu bei, dessen damalige Einstellung gegenüber seiner alten Heimat zu klären. Es war ein Glücksfall, daß eine so gebildete und bedeutende Persönlichkeit wie Hallstein, der 1951 Adenauers Staatssekretär des Auswärtigen Amts und dann 1958 erster Präsident der EWG-Kommission werden sollte, mit der Sondierung betraut werden konnte. Nicht zuletzt imponiert, daß er kein Blatt vor den Mund nahm und sich nicht scheute, auch unbequeme Wahrheiten zu sagen, denen Mann und Katia nicht widersprachen. Wieso Klaus Harpprecht ihn als „ein wenig schüchtern“[33] kennzeichnet, ist unerfindlich.

Inwieweit er für den positiven Ausgang entscheidend war, muss offen bleiben, doch spricht manches dafür, dass er durchaus Einfluss auszuüben vermochte, wobei er die eigene Rolle begreiflicherweise in seinem Bericht nicht zu kurz kommen ließ. Mitte März hatte Mann notiert[34]: „Deutschland, dessentwegen aber meine Entschlüsse noch sehr in der Schwebe.“ Und kurz vor dem offenbar bereits verabredeten Gespräch, dessen Thema er kannte[35]: „Viel denken an das Bevorstehende. Es muß abrollen, und man muß seinen Mann stehen. Wäre nur nicht die deutsche Frage. Wünsche mich auch in Washington noch nicht wegen Frankfurt zu entscheiden. Ungeschickt, daß der Vortrag sich für Deutschland nicht eignet. Vielleicht in der Schweiz Neues zu entwerfen ?“ Nach dem Treffen finden sich im Tagebuch die Eintragungen[36]: „Gestern vormittag Prof. Hallstein empfangen, wegen Frankfurt unentschieden“; spä-

wurde sie 2001 durch den Dokumentar-Spielfilm Heinrich Breloers Die Manns – ein Jahrhundertroman bekannt.

[32] Die Kooperation der Universitäten Frankfurt und Chicago war ein von Hallstein und Böhm mit Nachdruck betriebenes Projekt, um die geistige Wiedereingliederung Deutschlands in die freie Welt voranzubringen.

[33] So Harpprecht in seinem monumentalen Standardwerk Thomas Mann. Eine Biographie, Reinbeck bei Hamburg: Rowohlt 1995, S. 1714.

[34] Tb, 12.3.1949

[35] Tb, 26.4.1949

[36] Tb, 3.5.1949

ter „Heute 9 Uhr auf ½11 Uhr neuer einstündiger Besuch von Hallstein, bei dem es zur Entscheidung kam, daß ich trotz des Zeitverlustes am 28. August an der Frankfurter Goethe-Feier teilnehmen und den Preis entgegennehmen werde. Unzufriedenheit Erikas mit dem Entschluß. Sie zu versöhnen mir herzlich angelegen." Auf die Unterredungen geht er auch in einem Brief an den Münchner Illustrator und Bühnenbildner Emil Preetorius, damals Präsident der Bayerischen Akademie der Schönen Künste, ein[37]: Die Preisverleihung „will erstens – in diesem Jahr – etwas Besonderes sagen und stellt zweitens, aus Gründen, die ich nicht weiter zu nennen brauche, eine recht tapfere Handlung dar, auf die ich entsprechend reagieren muß. Die dringende Einladung, den Preis am 28. August im Rahmen einer offiziellen Feier persönlich an Ort und Stelle entgegenzunehmen, konnte ich nicht ausschlagen."

Böhm an seinen Briefpartner[38]:

Gestern ist Ihr Telegramm angekommen über die Zusage von Thomas Mann. Ich freue mich ganz außerordentlich darüber, daß Thomas Mann auch die Festrede halten wird. Heute vormittag habe ich mit dem Oberbürgermeister gesprochen; die Wahl von Thomas Mann als Goethe-Preisträger wird am kommenden Dienstag wohl der Öffentlichkeit bekanntgegeben werden. Es ist anzunehmen, daß diese Entscheidung auf Widerspruch stoßen wird. Die einzelnen Mitglieder des Preiskuratoriums, darunter auch ich, sind vor der Sitzung ziemlich unverblümt unter Druck gesetzt worden. Dieser Druck ist, wie ich mich überzeugt habe, organisiert und geht fast ausschließlich von der erlauchten Partei aus, der ich selber angehöre. Und hier ist Herr Pünder der Rufer im Streit; und Handbreite hinter ihm Erich Köhler[39] und dann mit Pferdelänge Abstand die übrige prominente Meute. Das Motiv ist natürlich, daß sich die Herren vor der deutschen Öffentlichkeit als die Gralsritter der deutschen Ehre aufspielen wollen. Es spielt dabei weniger ihr eigenes Gefühl eine Rolle – Sie wissen ja, wie ausgekocht und gleichgültig diese alten Sünder sind – , sondern ganz einfach die Überlegung, daß in der Zeit von 1922 bis 1933 Hitler das Rennen mit der nationalen Parole und mit Hilfe der Behauptung gemacht hat, das Zentrum und die Sozialdemokratie seien würdelose Vaterlandsverräter. Daraus haben SPD und CDU die Lehre gezogen, daß sie es diesmal selber mit der nationalen Parole schaffen wollen. In Sachen Thomas Mann beteiligt sich zwar die SPD, soviel ich sehe, nicht an der Agitation, hält sich aber in nervöser Angst zurück und distanziert sich wo sie kann. Das ganze Bild ist äußerst kläglich.

[37] 15.5.1949, Br III, S. 88 f.

[38] 6.5.1949, Bundesarchiv N 1266/1853.

[39] 1892–1958. Ab 1933, da mit einer Jüdin verheiratet, diskriminiert. 1945 Mitgründer der CDU, 1946–1949 Fraktionsvorsitzender im hessischen Landtag, 1949–1957 im Bundestag, 1949/50 dessen erster Präsident. In seinem Brief an Böhm vom 25.2.1949 (Archiv für Christlich-Demokratische Politik, Nachlaß Böhm 01–200 –007/9.2) heißt es, bei einer „kleineren Herrengesellschaft" (wobei u. a. Pünder und Ferdinand Friedensburg genannt werden) hätten alle Beteiligten mit ihm darin übereingestimmt, „daß Herr Thomas Mann nach seinem provokatorischen, teilweise geradezu als dünkelhaft anzusehenden Auftreten gegenüber unserem Volke in den letzten drei Jahren jeden moralischen Anspruch auf Verleihung dieses Preises verwirkt hat."

Ich habe den Herren Köhler und Petersen, die mich einzuschüchtern versuchten, mit aller wünschenswerten Deutlichkeit geantwortet und die Bitte an sie gerichtet, sie möchten mir die Verlautbarungen mitteilen, die sie bei Thomas Mann beanstandeten, da diejenigen Artikel von ihm, die ich bisher im Wortlaut gelesen hätte, durchaus meinen Beifall gefunden hätten. Natürlich bin ich ohne Antwort geblieben, denn die Herren haben überhaupt keine Zeile gelesen, beteiligen sich aber munter an dem Rummel. Ich bin überzeugt, sobald in der Öffentlichkeit bekannt wird, daß Thomas Mann nach Frankfurt kommt, wird das ganze Kulissengetöse mit einem Schlag verstummen. Ich bin Ihnen sehr dankbar, daß Sie so erfolgreich operiert haben. Ich habe vor der Kuratoriumssitzung den Dr. Faustus sehr gründlich gelesen und finde den Roman nicht nur bewundernswert, sondern auch ergreifend. Ich bin in vielen Dingen ganz anderer Ansicht als Thomas Mann; vor allem ist mein Weltgefühl anders. Aber mit welcher Gewissenhaftigkeit ringt Thomas Mann mit den Problemen unserer Zeit, wie schwer macht er es sich und wie ernst nimmt er all diese Fragen. Wenn dann einer dieser Parteimatadore wie Erich Köhler aufkreuzen und erklären, Thomas Mann habe sich die moralische Achtung der Deutschen verscherzt, dann steigt in mir doch die Galle hoch und ich möchte wahrhaftig wissen, woher diese Herren die Dreistigkeit nehmen, sich ein solches Urteil anzumaßen.

Immerhin hatten die infragestehenden Opponenten, wie gezeigt, hinsichtlich der NS-Zeit saubere Westen, und sie waren damals sogar diskriminiert oder verfolgt worden. Drei Wochen darauf konnte Böhm nach Washington berichten[40], Kolb habe auf seinen dringenden Rat die Presse von der Preisverleihung sofort informiert. Die Aufnahme in der Öffentlichkeit sei, wie beigefügte Zeitungsausschnitte belegten, bisher „durchaus freundlich" und auch die ablehnenden Stimmen „in einem sehr ruhigen und fairen Ton gehalten" gewesen. „Ich glaube, daß meine Vermutung durchaus richtig war, daß nämlich im Publikum selbst kaum eine irgendwie nennenswerte Animosität gegen Thomas Mann besteht. Die Diskussion […] dürfte vielmehr nur eine verhältnismäßig kleine Schicht von literarisch Interessierten und Politikern beschäftigt haben. Die Politiker insbesondere wissen ja bekanntlich über die Stimmung im Volk überhaupt nicht Bescheid. Sie hegen bloß Vermutungen und Befürchtungen und haben Angst, daß ihnen irgendein Ereignis, wie etwa die Preisverleihung an Thomas Mann bei den Wahlen Verlegenheit bereiten könnte." Das war zu einer Zeit, als die Meinungsforschung in Deutschland – das Instituts für Demoskopie Allensbach war von Elisabeth und Peter Noelle-Neumann erst 1947 gegründet worden – noch in den Kinderschuhen steckte.

[40] 24.5.1949, Bundesarchiv N 1266/1656.

III.

Während die eigentliche Preisverleihung mit der Laudatio Kolbs[41] am Geburtstag Goethes am 28.August 1949 stattfand, hielt Thomas Mann seine Rede, wie er es beim Oberbürgermeister Mitte Juni in Zürich[42] erbeten hatte, angesichts des Selbstmords von Klaus in Cannes bereits am 25. Juli, d. h. gut einen Monat vorher. Das war aber – trotz Hallsteins Argument, ein abweichender Termin „nehme […] dem ganzen Vorgang seinen Glanz" – nicht wesentlich. Schon weil die Ansprache in der Paulskirche mit dem ersten Besuch des berühmten Dichters in der alten Heimat seit 1933 zusammenfiel, wurde es, weit über Frankfurt hinaus, ein herausragendes Ereignis. Näheres über den Ablauf der historischen Heimkehr verdanken wir vor allem dem Bericht des Schweizer „Gentleman-Chauffeurs" Motschan, der die Manns in seinem amerikanischen Luxusauto von Vulpera im Unterengadin über Zürich nach Basel an den Schlafwagenzug brachte und sie anderntags zur Paulskirche (und später weiter durch Deutschland) fuhr.[43] [44] Kolb holte das Ehepaar am 24.7.1949 vom Bahnhof ab und brachte es gleich zum Gästehaus der Stadt in Schönberg (Taunus), wo die Manns im selben Zimmer wohnten, in dem Ricarda Huch vor knapp zwei Jahren gestorben war[45]. An der von einem Streichquartett und dem Vortrag von Goethegedichten begleiteten nachmittäglichen Zeremonie[46] in der im Vorjahr wiederaufgebauten Paulskirche, bei der Kolb den Gast begrüßte, nahmen u. a. Verleger Gottfried Bermann Fischer und dessen deutscher Partner Peter Suhrkamp sowie Golo Mann teil, der dann im Jahr 1985 mit dem – ab 1949 nur noch alle drei Jahre verliehenen – Goethepreis ausgezeichnet wurde.

[41] Abgedruckt in: Thomas Mann im Urteil seiner Zeit. Dokumente 1891–1955, hrsg. von Klaus Schröter, 2. Aufl., Hamburg: Hamburg 2000, S. 388–394.

[42] 15.6.1949, Tb S. 69: „Im Hotel gegen 4 der Frankfurter Oberbürgermeister. Mit ihm und K. lange in der Halle. Verständnis für meinen Wunsch. Bestimmung des 25. Juli. Sehr gegen Weimar. […] Seine Korpulenz, krankhafte Folge des Lagers." Im selben Eintrag heißt es, er habe dem Bürgermeister von Nürnberg (dortige T. M.-Gesellschaft) einen Besuch in Aussicht gestellt; dieser erfolgte dann am 30.7.1949 auf der Fahrt von München nach Bayreuth. Zum Schluss ist die Rede von einem „beschwörenden Brief aus Lübeck (Dr. Horstmann), doch auch dorthin zu kommen. Aufzählung der festlichen Veranstaltungen. ‚Ausflug nach Schwartau und Travemünde'"; Studienrat Siegfried Horstmann war Leiter des Lübecker TM-Archivs. Doch kam es zur Aussöhnung mit der Vaterstadt (Ehrenbürgerschaft, Besuch des Katharineums usw.) – nach einem kurzen inoffiziellen Aufenthalt im Juni 1953 – erst am 20.5.1955.

[43] Motschan (zit. Anm. 15), S. 67–143.

[44] Vgl. auch Harpprecht (zit. Anm. 33), S. 1730–1742.

[45] So Der Spiegel am 28.7.1949. Dort wird auch berichtet, daß Horstmann namens der Travestadt eine Marzipantorte präsentierte.

[46] Faksimiliertes Programm bei Motschan (zit. Anm. 15), S. 76.

Die *Ansprache im Goethejahr*[47], die sogleich bei Suhrkamp unter diesem Titel als Büchlein erschien, weist Thomas Mann als den „Zauberer" aus, dem es nicht schwerfiel, ein skeptisches Publikum in seinen Bann zu ziehen. Sie war in der Ruhe der Berge während der vorangegangenen Wochen fertiggestellt worden und unterschied sich grundlegend von den bisher und danach mehrfach in Amerika und Europa (am 29.7.1949 auch in München) gehaltenen Vorträgen zum Thema *Goethe und die Demokratie*. In Frankfurt – und eine Woche später in Weimar[48] – ging es darum, mittels der Rede überzeugend mit einem Land Frieden zu schließen, das auch Mann und den Seinen bitteres Unrecht zugefügt hatte, und glaubwürdig darzutun, warum er sich so lange von ihm abkehren musste. In einem Brief aus Zürich an Hans Carossa vom 22.6.1949[49] heißt es: „Das deutsche Verhalten zu mir hat, in Haß und Verlangen, einen sonderbar hysterischen Charakter angenommen. Ich verspreche mir von meinem Besuch Beruhigung im Sinne der Ernüchterung. An Herzlichkeit wird es ganz unwillkürlich meinen Worten nicht fehlen." Der größere, erste Teil der Rede war diesem auch emotional so schwierigen Unterfangen[50] gewidmet und hatte mit Goethe nur am Rande zu tun, doch war der in Frankfurt geborene und aus Weimar strahlende Olympier mehr als bloßes Vehikel hierfür, bot er sich doch als bestmögliche Verkörperung des Deutschen, aber gleichzeitig des über die Enge der Nation weit hinaus wirkenden Weltbürgers an. An Carossa dazu: „Das große gebändigte Deutschtum Goethes ist ein Thema, das viele Möglichkeiten der Verständigung und Versöhnung bietet." Es ist eine sehr poetische Rede, wodurch das ihr anhaftende Pathos gemildert wird.

[47] Thomas Mann, Ansprache im Goethejahr. Gehalten am 25. Juli 1949 in der Paulskirche zu Frankfurt am Main. In Thomas Mann: Über mich selbst. Autobiographische Schriften, Frankfurt: Fischer 1994, S. 449–465, allerdings mit gravierenden Druckfehlern. Die angeführten Seitenzahlen beziehen sich auf diese Ausgabe. Text ebenfalls, mit Fotos, bei Motschan (zit. Anm. 15), S. 77–94.

[48] In Weimar mit einem längeren Vorspann, in dem Mann auf die Gründe seines dortigen Besuchs einging und in dem er, Bezug nehmend auf den Zwiespalt zwischen Ost und West, unter stürmischem Beifall erklärte: „Über all diesen Unterschieden, lassen Sie mich das aussprechen, muß die Erkenntnis stehen, daß gewisse schwer erkämpfte und unveräußerliche Errungenschaften der Menschheit, daß Freiheit, Recht und die Würde des Individuums dabei nicht untergehen dürfen, sondern daß sie, sei es auch in gebundener Form, bedingt durch verstärkte soziale Verpflichtung, aufgenommen, heilig bewahrt und in die Zukunft überführt werden müssen"; zitiert nach Heinz-Winfried Sabais, Thomas Mann in Weimar. Ein Bericht, in: Jahrbuch der Gesellschaft Hessischer Literaturfreunde 1982, S. 94–120, hier: S. 110. (Vgl. auch die Ausführungen von Wahl, S. 99 ff.)

[49] Tb, 22.6.1949. Nicht in Br III.

[50] Noch am Tag seiner Abreise, am 23.7.1949, hatte Mann im Tb (S. 428) vermerkt: „Gefühl, als ob es in den Krieg ginge." Motschan (zit. Anm. 15) berichtet, der Dichter habe ihn nach der Rede, zurück im Gästehaus, bei einem Glas Bier unter vier Augen gefragt: „‚Was glauben Sie, junger Schweizer-Freund, wieviel Blut wohl an all' den Händen klebt, die ich heute habe drücken müssen, wieviel?' Die Vorstellung der blutverklebten Hände sollte Thomas Mann, ich kann es bezeugen, noch während all' der Tage, die er in deutschen Landen zu verbringen hatte, verfolgen" (S. 95).

M. unterstreicht gleich am Anfang, man würde es „als unnatürlich empfinden, wenn ich […] nun einfach, als handelte es sich um nichts anderes, einen der obligatorischen Goethe-Vorträge begänne, wie sie in diesen Tagen, diesem ganzen Jahr überall in der Welt gehalten werden." Das habe er „drüben in seiner neuen Heimat", dann in England, Schweden und der Schweiz getan, womit *Goethe und die Demokratie* gemeint war. Und er betont – subtil-manieristisch wie eh und je – :

„Hier und heute, in dieser seltsamen Lebensstunde, voller beklommener Traumhaftigkeit, kann ich es nicht. Zuviel des Persönlichen – und des mehr als Persönlichen auch wieder – drängt sich vor den historisch-festlichen Gegenstand und verlangt zuerst nach dem Wort, dem die Zeit überbrückenden, das das Einst mit dem Jetzt verbinden, der Entfremdung wehren, die Verschiedenheit der Erlebnisweisen versöhnen möchte.

Damit war bereits, ähnlich der Exposition im Hauptsatz der klassischen Sonate, viel gesagt. Wie ihm zumute sei beim „Wiedersehen mit dem Altvertraut-Vergangenen, das mir nach sechzehn von Geschehen überfüllten Jahren wieder Gegenwart und Wirklichkeit wird", wolle er gar nicht anzudeuten versuchen. „Die Erschütterung wird mir zuteil", der auch Emigranten vor ihm ausgesetzt gewesen seien; er erwähnt, wie Hallstein gegenüber, Toscanini und Unruh, doch gedenke er bei seiner „kleinen Allokution" auf den Beinen zu bleiben. „Aber glauben Sie nicht, daß ich darum der erregenden Phantastik und Abenteuerlichkeit der Stunde und der Tragik, die ihr beigemischt ist, weniger zugänglich bin als jene Schicksalsgenossen." Dann bringt er mit Bezug auf seine neue Heimatlosigkeit – gleichsam in der Durchführung, um die Metapher fortzuführen – ein weiteres Thema ein, den „Rausch – was für ein zweideutig deutsches Wort ! Wie mischten sich darin Begeisterung mit Entgeistung, das Höchste mit dem Niedrigsten, das Glück der Enthemmung, das Elend der Vernunftlosigkeit". In anderen Sprachen heiße es Intoxikation. „Vergiftet schien mir Deutschland. Wildfremd geworden über Nacht und verfratzt, bot es mir keine Stätte und Atemluft mehr" (S. 449 f.) Das sind Bilder von tiefer dichterischer Kraft.

Er beschwört „die Monate des Wanderlebens von Land zu Land, in tiefer Verstörung, im Gefühl der Entwurzelung", den „Verlust von Herd, Heim und Habe". Geblieben sei auch in Amerika – das wird zu einem Leitmotiv – „der Wille zum Beharren, die aktive Treue zur deutschen Sprache, dieser wahren und unverlierbaren Heimat, die ich mit mir ins Exil genommen und aus der kein Machthaber mich vertreiben konnte." Nie sei es ihm, wie von manchen erwartet, ja gefordert, in den Sinn gekommen

eine Arbeit gleich auf englisch herzustellen, da es ein deutsches Publikum für sie ja doch nicht gab. […] Im Gegenteil wurde mir mein Tun gerade in diesen Jahren mehr

und mehr zum bewußten Sprachwerk, zur versuchenden Lust, alle Register des herrlichen Orgelwerks unserer Sprache zu ziehen. […] Fern von Deutschland, nach der tiefsten Zäsur, die das Jahr 1933 bezeichnet, baute sich mir so ein zweites Lebenswerk auf.

Das alles, ein neues Thema,

trotz dem brennenden Affekt, zu dem ich mir die längere Zeit meines Lebens die Fähigkeit kaum zugetraut und den ich ohne das deutsche Unheil gewiß nie kennengelernt hätte: Den Affekt des Hasses.[51] Ja, meine Zuhörer, ich habe die ruchlosen Verderber Deutschlands und Europas gehaßt, mit unbedingtem, mit tödlichem Haß, dessen ich mich nicht zu schämen hatte, auf den ich stolz sein durfte, und eben die Tiefe dieses Hasses mag den Gedanken verzeihlich erscheinen lassen, den ich nicht los wurde, daß, wenn er vom deutschen Bürgertum, vom deutschen Volk wahrhaft und durchgehend geteilt worden wäre, es mit Deutschland nicht hätte zu kommen brauchen, wohin es gekommen ist.

Er habe, „wie gewiß mancher von Ihnen hier", nie am Ausgang des Krieges gezweifelt, an dem mehrere seiner Kinder, „seltsames Spiel des Zufalls", in amerikanischer Uniform teilgenommen hätten.

Und dann: „Ich selbst nahm an ihm teil mit den vielen Aufrufen über den britischen Sender[52], deren gefahrvolles Abhören, das weiß ich, in Deutschland nicht selten war." Wer sie aber gehört oder gar im Zusammenhang gelesen habe,

der weiß, daß ich nicht, wie böse Unwissenheit mir vorwirft, aus sicherer Ferne mein Vaterland, Deutschland, damit beschimpft, verraten und verleugnet habe, sondern daß jeder Schimpf, jedes heiße Wort des Zornes und des Abscheus damit nur den machthabenden Verführern und ihren Untaten galt; […] eingegeben […] von dem Entsetzen vor dem Abgrund, den sie aufrissen zwischen Deutschland und der übrigen Welt, von dem sicheren Vorwissen, wohin es mit Deutschland kommen müsse, wenn diese Menschenart Herr bliebe über das Land; eingegeben freilich auch von dem Wunsch, den Deutschen, die ähnlich empfanden wie ich, einer bangenden, von Hitlers Falschsiegen erschreckten Welt und im Grunde mir selbst Mut zuzusprechen, uns allen die Versicherung zu geben, daß diese Siege nichts zu bedeuten hätten, daß dieses vor Gott und den Menschen unmögliche Regime nicht bestehen könne, daß ihm […] ein schändlicher Untergang unfehlbar vorgezeichnet sei, – und, glauben Sie mir ! – ich habe ergreifende Beweise dafür: Dieser Zuspruch hat vielen, vielen verstörten und leidenden Seelen über

[51] Hierzu im bereits zitierten Brief an Reisiger vom 9.3.1949 (zit. Anm. 12): „Die Perspektive, die Art des Erlebens war so verschieden. Meine Geburtstagsfreude über die Landung in Frankreich etwa, und wie brennend ich den Untergang jener Höllenbrut wünschte, mein Haß überhaupt, der einzige wirkliche tödliche Haß, den ich in meinem Leben gekannt habe, und den man in Deutschland nicht gekannt hat, sonst hätte der Unfug nicht dauern können, – es ist doch über das alles die Verständigung schwer" (S. 84).

[52] Vgl. Thomas Mann, Deutsche Hörer ! Fünfundfünfzig Radiosendungen nach Deutschland, Stockholm 1945, Leipzig: Insel 1975.

die ganze Welt hin Trost und Kraft und Glauben gebracht, auch in Deutschland, das weiß ich.

M. fügt, wohlverpackt, eine wesentliche Einsicht hinzu:

Wenn allein in Deutschland daneben der Vorwurf der Preisgabe meines Vaterlandes laut wurde und noch heute laut wird, so erklärt sich das aus dem Konflikt, der so gut der meine wie der gleichfühlenden Menschen in Deutschland war: Dem Konflikt, daß ja, wie die Dinge lagen, der Untergang des Nazi-Regimes gleichbedeutend war mit der nationalen Katastrophe, dem Sturz, der Erniedrigung und der Zerreißung Deutschlands.

Er verteidigt sich gegen den Vorwurf, er habe

keine Ahnung gehabt von der Gewalt des Terrors, von der Hilflosigkeit eines Volkes vor dem lähmenden, lückenlosen und nicht einmal Märtyrertum zulassenden Unterdrückungssystem des totalitären Staates; unwissend und erfahrungslos, und in bequemster Lebenslage, hätte ich der Tragödie meines Volkes von weitem zugesehen und ins Blaue hinein darüber geschwätzt. ‚Er kann sagen', schrieb jemand, frei nach Goethe, ‚er kann sagen, er sei nicht dabei gewesen.' Nicht doch, ich bin dabei gewesen.

Als Beleg wird das „Schmerzensbuch von ‚Doktor Faustus'" angeführt – „Emigrantenliteratur. Aber das Werk eines Emigranten, der mit allem, was ihm an Erlebnisfähigkeit gegeben war, die deutsche Not geteilt hat." Gerade so hatte Böhm das Werk Hallstein gegenüber gewertet. „Ich weiß, daß der Emigrant in Deutschland wenig gilt, – er hat noch nie viel gegolten in einem von politischen Abenteurern heimgesuchten Lande" (mit welchem Halbsatz wieder ein versöhnlicher Akzent gesetzt wird). Daran anknüpfend kommt Mann auf einen – auch von Hallstein in Washington thematisierten – Vorwurf zu sprechen, der ihm von seinen Kritikern in Deutschland häufig gemacht wurde, etwa von Manfred Hausmann, Walter von Molo und Frank Thiess (die sich, von ihm argwöhnisch beurteilt, gern zur „inneren Emigration" rechneten), nämlich daß er nach Kriegsende so lange gezögert habe, zurückzukommen: „Es versteht sich wohl, daß diese Ablehnung eines jeden, der sich lossagte, nicht wenig beitrug zu der Scheu, die mich vier Jahre nach der Vollendung des Unheils von Deutschland ferngehalten hat." Doch auch sonst möge sich diese Bedenklichkeit erklären: „Man zögert, die Grenze eines Landes wieder zu überschreiten, das einem durch lange Jahre ein Alpdruck war, von dessen Fahne, wo sie sich im Auslande zeigte, man mit Grauen den Blick wandte und wo, wäre man dorthin verschleppt worden, ein elender Tod einem sicher gewesen wäre. Dergleichen wirkt nach, es ist nicht so leicht aus dem Blute zu bringen. […] Dies alles trägt bei zu der Scheu, die mich fesselte, und die mit Unversöhnlichkeit, feindseliger Überheblichkeit und bösen Wünschen so gar nichts zu tun hatte" (S. 450–454).

Selbstbewusst zitiert er, auf sein Leitmotiv zurückkommend, August von Platens Verse über Deutschland aus der Fremde in Italien:

Ich lieb' es drum in keinem Sinne minder,
Da stets ich mich in seinem Dienst verzehre,
Doch wär' ich gern das fernste seiner Kinder.
Geschieht's, daß je den innern Schatz ich mehre,
So bleibt der Fund, wenn längst dahin der Finder,
Ein sichres Eigentum der deutschen Ehre.

„Der deutschen Ehre ist in langen Jahren nicht viel Zuträgliches geschehen", und verglichen damit sei „selbst das, was ich draußen hervorbringen konnte, beinahe viel, und wenn die Welt sich seiner annahm, es war doch unverwechselbar, unübersetzbar deutsch, und es war niedergelegt zu den Füßen des Volkes, in dessen Sprache es geschrieben war." Das hätten offenbar auch diejenigen gefühlt, die ihn in diesem besonders festlichen Jahr mit dem Goethepreis auszeichneten. Er sei hier, um seinen „tiefgefühlten Dank" dafür auszusprechen, und er freue sich „sogar des materiellen Teils dieser Ehrung, weil ich ihn nutzen kann, um hier im Lande unverdiente Not, die Bedürftigkeit des Verdienstes in dieser harten Zeit zu lindern."[53]

Doch reiche der Streit um ihn an Bedeutung weit hinaus über „diese gleichgültige Person, dies eben nur bemühte und gewiß von anderen übertroffene Werk. […] Das ist nicht

Literaturkritik, es ist der Zwist zwischen zwei Ideen in Deutschland, eine Auseinandersetzung, nur anläßlich meiner, über die geistige und moralische Zukunft dieses Landes." Er bezieht sich auf den Brief eines deutschen Studenten in Zürich, demzufolge „auch in der jungen Generation […] Kräfte am Werk sind, die ihre höchste Aufgabe darin sehen, den noch Abseitsstehenden die Binde eines engen Nationalismus und einer krankhaften Selbstbemitleidung von den Augen zu nehmen", und der hinzugefügt habe, „der Weg der Deutschen zu einem echten Europäertum" sei „mit der Gerechtigkeit und dem Verständnis, das man einmal in Deutschland Ihrer Person und Ihrem Werk widerfahren läßt, aufs engste verknüpft." Und:

Will es denn das Schicksal, daß unsere Existenz symbolisch wird, so haben wir uns diesem Schicksal zu stellen. Nun also, ich stelle mich, der Freundschaft, dem Haß. […] Willkommen oder nicht, ich hätte es als einen Flecken in meinem Leben empfunden,

[53] Die 10 000 DM stellte Mann einem Hilfsfonds für notleidende Schriftsteller zur Verfügung. Das Preisgeld des in Ostberlin eigens anläßlich des Besuchs in Weimar gestifteten – und nur einmal verliehenen – Goethe-Nationalpreises in Höhe von 20 000 DM (Ost) bestimmte der Dichter zum Wiederaufbau der dortigen Herderkirche; vgl. Sabais (zit. Anm. 48), S. 101 und 113 ff.

wenn ich dem Genius Goethes nur auswärts gehuldigt und auch dabei Deutschland gemieden hätte.

Es folgt nun eine Analyse, die für die jetzige Lage sowohl wie für die künftige Entwicklung nur partiell richtig war:

Klar muß ich mir darüber sein, […] daß die Umstände der Genesung Deutschlands, seinem Weg nach Europa weit eher entgegen sind, als daß sie ihn begünstigen. Trümmer umgeben mich, welche die nationale Katastrophe sinnfällig zurückgelassen[54], ich finde das Land zerrissen und aufgeteilt in Zonen der Siegermächte, und ich verstehe nur zu wohl den patriotischen Gram, die bittere Ungeduld, aus der, laut oder leise, das Wort ‚Fremdherrschaft' bricht. […] Was nun ist, schmerzt und reizt und lastet doch schwer genug, und die Sehnsucht, es möchte enden, wäre keinem Volke auf Erden fremd. Eines Tages muß und wird es enden.

Zur Gänze trifft die Standortbestimmung indes für die psychologischen und politischen Implikationen der deutschen Teilung zu, und das gab dem Redner willkommene Gelegenheit, die bevorstehende Reise nach Weimar[55], die längst bekannt war und gegen die sich bereits Einwände formierten, – mit einigem Pathos – zu rechtfertigen:

Mir aber, wie ich hier stehe, gilt es schon heute nicht. Ich kenne keine Zonen. Mein Besuch gilt Deutschland selbst, Deutschland als Ganzem und keinem Besatzungsgebiet. Wer sollte die Einheit Deutschlands gewährleisten und darstellen, wenn nicht ein unabhängiger Schriftsteller, dessen wahre Heimat, wie ich sagte, die freie, von Besatzungen unberührte deutsche Sprache ist. Gewähren Sie, meine Zuhörer, dem Gast aus Kalifornien diese Repräsentation und lassen Sie ihn den Augenblick unbekümmert vorwegnehmen, den Goethes Faust seinen letzt-höchsten nennt: den Augenblick, wo der Mensch, wo auch der Deutsche ‚auf freiem Grund mit freiem Volke steht' !" (S. 454 ff.)

Zum Publikum gehörten auch der Oberbürgermeister und der – den dortigen Machthabern gegenüber sehr kritisch eingestellte – Sekretär des Goethe-Ausschusses von Weimar, Heinz-Winfried Sabais, die mit Thomas Mann im Gästehaus Schönberg Einzelheiten der Fahrt dorthin vereinbart hatten.

Überleitend zum Goethe gewidmeten letzten Drittel der Rede – der Coda sozusagen, um im Bild der Sonate zu bleiben – bekennt M., sich erneut mit

[54] Motschan (zit. Anm. 15) berichtet, Mann habe sich am 27.7.1949 bei einer Besichtigungsfahrt in Stuttgart „amüsiert und gleichzeitig beeindruckt" gezeigt von einem großen Gelände mit der Aufschrift „Trümmerverwertungsanlage", über welche Wortschöpfung er erfreut gewesen sei: „Wie deutsch, ach wie sehr deutsch dies doch alles ist" (S. 105).

[55] Auch die berühmte Rede zum hundertfünfzigsten Todestag Schillers hielt M. sowohl im Stuttgarter Staatstheater (8.5.1955) als auch im Nationaltheater Weimar (14.5.1955). Im Juli des gleichen Jahres wiederholte er sie – auf deutsch – in Amsterdam und im Haag.

seinen deutschen Zuhörern identifizierend, er komme als „ein armer, leidender Mensch, der sich mit den Problemen dieser in Geburtswehen des Neuen, in Umwälzungen und qualvollen Anpassungsnöten liegenden Zeit herumschlägt wie irgendeiner von Ihnen." Bemerkenswerterweise erwähnt er dabei seinen „verstorbenen Sohn, […] Opfer dieser Krisenzeit"[56]. Schwärmerisch: Goethe,

> der wunderbare Mensch, den vor zweihundert Jahren ein junges deutsches Weib gebar und dessen leuchtender Lebensbogen nicht nur am deutschen Himmel steht, sondern überall auf Erden staunendes Schauen auf sich zieht. […] Preis dem achtzehnten Jahrhundert, das den ‚großen Mann' deutscher Nation, den Übermenschen, dieses eine Mal in höchster, weltgewinnender Liebenswürdigkeit hervorbrachte, als Dichter und Weisen, als Lebensfreund, Friedenshelden, als Gesegneten der Natur und des Geistes, als Liebling der Menschheit – so ist man zu sagen versucht angesichts der reinen und einmütigen Sympathie, mit der buchstäblich die ganze bewohnte Erde die hohe Wiederkehr seiner Epiphanie begeht. Ich brauche dies Wort, das die Ankunft, Herniederkunft, das Erscheinen eines Gottes auf Erden bedeutet, denn noch einmal: etwas Göttliches war es mit ihm, dem ironisch-liebevoll, kühl-majestätisch, endgültig Allumfassenden seines Wesens – und etwas Dämonisches doch auch in dunkler Getriebenheit, naturelbischer Vieldeutigkeit, vitalem Magnetismus, in Geist aufflammender Lebensgewalt, die seit Jugendtagen bis ins hohe Alter ausgegangen sein muß von seiner zuletzt übergroßen, nivellierenden, zu staunender Unterwürfigkeit nötigenden ‚Persönlichkeit'

Dann, stärker differenzierend:

> Wir wollen auch nicht die populäre und schon abgeschmackte Unterscheidung mitmachen zwischen einem ‚bösen' und einem ‚guten' Deutschland und das erhabene Geburtstagskind als den Repräsentanten des ‚guten' propagandistisch herausstellen.[57] Großes Deutschtum hat von Gutheit so viel, wie Größe überhaupt davon haben mag, aber das böse Deutschland ist immer auch in ihm, und den Helden des Tages sehen wir, glaube ich, in wahrem Licht, wenn wir einen Ausbruch großen Deutschtums, eine Erscheinung deutscher Gewaltigkeit in ihm sehen – allerdings die sublimste, humanisierteste, gebändigtste Abwandlung davon – es ist ein Wunder ! […] Was wir von Vorstellungen von Harmonie, glücklicher Ausgewogenheit und Klassizität mit Goethes Namen verbinden, war nichts leichthin Gegebenes, sondern eine gewaltige Leistung, das Werk von Charakterkräften, durch welche dämonisch-gefährliche und möglicherweise zerstörerische Anlagen überwunden, genützt, verklärt, versittlicht wurden, zum Guten und Lebensdienlichen gewendet und gezwungen.

[56] Klaus Mann (geb. 1906) hatte sich am 21.5.1949 das Leben genommen. Ansonsten sprach M. Dritten gegenüber selten darüber.

[57] Im Mandatsgebiet Palästina kam es im Herbst 1945 anläßlich der Preisverleihung an einen Übersetzer des Faust ins Hebräische bei der jüdischen Gemeinschaft zu Auseinandersetzungen darüber, daß es „den Deutschen absolut verboten werden [müsse], sich auf das Erbe großer Menschen ihrer Sprache zu berufen, dessen sie sich unwürdig erwiesen" hätten; vgl. Niels Hansen: Aus dem Schatten der Katastrophe. Die deutsch-israelischen Beziehungen in der Ära Konrad Adenauer und David Ben Gurion, Düsseldorf: Droste 2002, S. 512 f.

Nicht verwunderlich, wird die „ungeheure Dialektik seiner Natur", die „tausendfache Lebendigkeit des Proteus" am Pakt zwischen Faust und Mephistopheles verdeutlicht. „Ist das ein Teufelspakt ? Bekenntnis zum Nichts ? Es ist höchste Lebensbereitschaft, der höchste, opferwillige und freilich auch zum Hinnehmen von Opfern willige Anspruch auf Menschheitsrepräsentanz, höchster Humanismus. Ohne jene oft treulose Ubiquität hätte er nie eine Vereinigung des Urbanen und des Dämonischen vollendet, wie sie in so gewinnender Größe kein zweites Mal vorgekommen ist in der Geschichte der Gesittung. Das Deutsch-Volkhafte und das Mediterran-Europäische in vollkommen zwangloser und einleuchtender Synthese." Und, ganz zum Schluss: „Das ‚gute Deutschland', das ist die Kraft, gesegnet durchs Musische, gesittete Größe. So konnte ein Deutscher musterhaft werden, Vorbild und Vollender seines Volkes nicht nur, sondern der Menschheit, zu deren Selbst er sein Selbst erweiterte" (S. 456–465). Thomas Mann, unverwechselbar.

Das war eine wahrhaft große Rede, und sie gehört gewiß zu den bleibenden Zeugnissen der geistigen Auseinandersetzung mit der Katastrophe. Würdig und in ihrer etwas koketten Mischung von Selbstbewußtsein und Bescheidenheit bezeichnend für den berühmten Mann. Sein Ziel, mit der alten Heimat Frieden zu machen, hat er erreicht. Wie es Hallstein in Washington angeraten hatte, unterblieben „jede Äußerung persönlicher Empfindlichkeit und der erhobene Zeigefinger". Er baute, ohne sich etwas zu vergeben oder Wesentliches unter den Tisch zu kehren, seinen Hörern – immer wieder auch in eher beiläufigen Aussagen, z. B. dahin, dass man in Deutschland BBC gehört habe – bewusst Brücken, so dass diese sich mit vielem zu identifizieren vermochten und nie das Gefühl zu haben brauchten, als „kollektivschuldig" betrachtet zu werden, welcher Topos damals eine so wichtige Rolle spielte. Nicht die gleiche Bedeutung mag dem letzten, ganz Goethe gewidmetem Teil der Ansprache zukommen. Aber auch da hatte Thomas Mann, der wie kaum ein anderer mit diesem seinen Vorbild vertraut war, im Goethejahr Gültiges zu sagen. Und hier durften sich das deutsche Publikum ebenfalls positiv angesprochen fühlen. So nimmt der starke Applaus nicht wunder. Entsprechend Böhms Vorhersage blieben Gegendemonstrationen aus.

IV.

Franz Böhm hielt, vier Tage vor dem Geburtstag des Dichters, die zweite Rede[58] – als Rektor der Johann Wolfgang Goethe-Universität zur Eröffnung

[58] 24.8.1949, Text in: Goethe und die Wissenschaft (Frankfurter Universitätsreden, Heft 4), Frankfurt 1951, S. 7–22 sowie in Ernst-Joachim Mestmäcker (Hrsg.): Franz Böhm, Reden und Schriften. Über die Ordnung einer freien Gesellschaft, einer freien Wirtschaft und über die Wie-

eines von ihr anläßlich des Jubiläums ausgerichteten Internationalen Gelehrtenkongresses. Das Symposium[59], das ein Vorbereitungsausschuß sorgfältig organisiert hatte, war dem Thema *Goethe und die Wissenschaften* gewidmet, und an ihm nahmen 80 ausländische und 35 deutsche Wissenschaftler teil. Zehn Vorträge[60] gaben dort Gelegenheit zu einem Diskurs auf hohem Niveau. Der Kongreß klang aus mit dem Festakt am 28. August 1949 in der Paulskirche, bei dem der Oberbürgermeister die formelle Verleihung des Goethepreises vornahm. Böhm: „Wenn man sich seiner Beziehungen zu Goethe bewußt werden will, so ist das, wie wenn man seinen Beziehungen zur Luft und zum Licht, zu den Elementen, in denen wir leben, nachgehen wollte." Er fährt dann fort: „Welche Bewandtnis […], so fragen wir uns in banger Verzweiflung, hat es mit der Geschichtsmächtigkeit dieses unvergleichlichen Daseins und Wirkens ?" Der Kongreß habe gezeigt, „daß nicht nur das Böse Böses, sondern auch das Gute, wo immer es auf Erden in einem großen Menschen Gestalt wird, fortzeugend Gutes wirkt, auch in der Geschichte. […] Sie haben, zum Teil von fernher, ein Land aufgesucht, das in den Augen der Welt wenig mehr mit der Heimat Goethes gemein zu haben scheint."

> Sie tagen in einer Stadt, die in Trümmern liegt und die niemals wieder den Anblick bieten wird, den Goethes Augen gesehen haben. Das Geburtshaus Goethes selbst ist vom Erdboden verschwunden; was heute dort steht, ist eine symbolische Gedenkstätte […]. Das Volk, das Sie besuchen, hat eine veritable Passion hinter sich, was sein äußeres Schicksal und was seine Seele betrifft. […] Niemand von uns weiß, wie es und sein Gemeinwesen aussehen werden, was sich aus dem Chaos des Zusammenbruchs, aus der sozialen und politischen Katastrophe, aus der neuen Völkerwanderung herauskristallisieren wird. Sie haben einen Boden betreten, der eine vulkanische Eruption von böser Glut und Strömen von Schlamm erlebt hat, einen Boden, der sich noch nicht wieder beruhigt hat, von dem Sie nicht wissen, ob er Sie, ob er uns tragen wird.

Und den ausländischen Wissenschaftlern wird dafür gedankt, dass sie trotzdem gekommen seien und uns „viele herzbewegende Beweise der Freundschaft und des Vertrauens erzeigt" hätten. Er glaube, dass die Wissenschaft beim Phänomen Goethe dann die reichsten Früchte trage, wenn es um Erscheinungen des „nüchternen Alltags" gehe.

dergutmachung, Karlsruhe: Müller 1960, S. 269–280 (worauf sich die angegebenen Seitenzahlen beziehen).

[59] Vgl. dazu Notker Hammerstein: Die Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main. Von der Stiftungsuniversität zur staatlichen Hochschule, Metzner: Neuwied und Frankfurt 1989, S. 760–763 (Der Goethe-Kongreß 1949).

[60] In der Aula referierten vom 24. bis 27. August Fachgelehrte aus Deutschland, England, Nordirland, den Niederlanden, der Schweiz und den USA, worüber nachmittags diskutiert wurde. Den Abschlußvortrag hielt Rudolf Alexander Schröder. – Ende 1949 nahm Böhm auf Einladung des Istituto Italiano degli Studi Germanici in Rom an einer Goethe-Feier auf dem Kapitol teil.

Je mehr wir uns aber jenen Bezirken nähern, […] denen sich jeder von uns nur mit dem Gefühl der Verehrung und der frommen Scheu nähert, desto mehr scheint das Rüstzeug des spezifisch wissenschaftlichen Fragens und Denkens uns im Stich lassen zu wollen. Hier tritt dann aber ein anders geartetes, ich möchte sagen ahnend erkennendes Vermögen der menschlichen Seele in seine Rechte, jenes intuitive, schauende Erfassen […] des Dichters.

So habe man sich „darauf geeinigt, an diesem wichtigen Tag den Platz auf der bekränzten Lehrkanzel dem Dichter abzutreten."

Für Böhm lag es schon angesichts der Anwesenheit der Vertreter von nicht weniger als fünfzig ausländischen Universitäten aus vier Kontinenten nahe, kaum vier Jahre nach dem Ende der Apokalypse in der zerstörten Stadt auf den Stellenwert des großen Mannes in der Diktatur einzugehen. Seine Rede war, wie eingangs erläutert, ganz anders angelegt als die knapp einen Monat zuvor von Thomas Mann gehaltene, die anlässlich seiner erstmaligen Rückkehr nach Deutschland vor allem darauf abgezielt hatte, sich mit der alten Heimat auszusöhnen. Die Reden lassen sich wertend allenfalls partiell vergleichen, d. h. hinsichtlich des letzten Teils derjenigen Manns, der, abgelöst von seiner Person, dem Genius Goethes in Verbindung mit Deutschland gewidmet war. Sie unterscheiden sich zudem grundlegend dadurch, dass sie zum einen eben von einem Dichter, zum anderen von einem Wissenschaftler – einem Juristen zudem und keinem Philologen – gehalten wurden. Die Differenzierungsanalyse ließe sich unter den verschiedensten Gesichtspunkten (etwa Lebensalter, „innere" und „äußere" Emigration, historische Vertiefung jenseits der Zäsur von 1933, Rezeption) ausweiten, doch soll es dabei sein Bewenden haben. Lassen wir jetzt Böhm selbst zu Wort kommen.

Er beginnt mit Bezug auf *Dichtung und Wahrheit*:

Vielleicht werden Sie denken: dieses, was wir hier sehen, das ist die Wahrheit, die deutsche Wahrheit, die Wahrheit des Menschen; Goethe aber, das war die Dichtung, das Wunder, das Märchen. Es werden traurige, leidvolle Gedanken sein, die Sie bewegen, anklagende Gedanken vielleicht – und niemand von uns hat das Herz, mit Ihnen um solcher Gedanken willen zu rechten" (S. 270).

Wenn Goethe für die Deutschen nie das geworden sei, was Homer den Griechen, Dante den Italienern bedeutete, so liege das daran, dass

unser Volk, jedenfalls seit Beginn der Neuzeit, ununterbrochen durch geistige Kämpfe bis auf die Wurzeln in sich gespalten war. […] Luther war in katholischen Landen gehaßt, an Bismarck denken große Teile unserer katholischen Mitbürger, vor allem aber die Sozialisten nur mit tiefem Groll. Marx wurde nicht nur vom Großbürgertum, sondern auch von christlichen und kleinbürgerlichen, auch von bäuerlichen Schichten leidenschaftlich verabscheut.

Goethe aber, der sich ideologischen Parteinahmen mit fühlbarer Distanz entzog, habe in solchen Meinungsstreit gleichsam nicht einbezogen werden können. Sein Einfluß auf die Deutschen sei „viel größer, als wir alle wissen. Aber es ist das ein Einfluß, der uns sozusagen heimlich erreicht und gebildet hat, ohne daß wir ihn immer gesucht hätten, etwa so, wie uns die Sonne oder der Frühling auch in der Fabrik, im Laboratorium, im Büro erreichen und bilden." Jedoch: „In unseren nationalen Daseinsstil ist Goethe nicht eingegangen." Wir könnten uns nicht als ein von Goethe geprägtes und geleitetes Volk bezeichnen; indes könne das keine Nation tun, „Goethe gehört der Menschheit an. […] Es gibt kein von Goethe geprägtes Volk, es gibt nur von Goethe geprägte Menschen" (S. 271 ff.).

Man könne freilich häufig hören, dies sei in Deutschland bis zur Mitte des letzten Jahrhundert anders gewesen, doch dann habe sich „sozusagen ein Massenabfall vom Geist Goethes" vollzogen, diesem sei der Geist Preußens gegenübergestellt worden. Und es bestehe weithin die Meinung, „als führe ein gradliniger Weg von den Schlesischen Kriegen über Bismarck[61] zum Dritten Reich Adolf Hitlers." Wenn man denn annehme, daß eine neue Hinwendung zu Goethe hilfreich (gewesen) wäre, so stelle sich die Frage: Sei ein Volk, dessen Angehörige zu einem wesentlichen Teil eine Prägung durch Goethe erfahren habe, „gegen eine Entwicklung gefeit, die zum totalitären Terrorstaat, zum Despotismus einer auf Gewalt gegründeten Fanatikerpartei führt ?" Dies sei zu verneinen.

Es hat in Deutschland zahllose Menschen gegeben, darunter viele, die niemals eine Zeile von Goethe gelesen haben, die den Nationalsozialismus schon in seinen ersten Lebensregungen aufs tiefste verabscheut haben und die sich auch während seiner Herrschaft keinen einzigen Tag von seinen hochtönenden Parolen und seinen äußeren Erfolgen haben blenden lassen. Diese Menschen haben unsagbar gelitten, und das Entsetzen zittert in ihnen nach.

Frage man sie heute, was sie hätten tun sollen, um das Emporkommen Hitlers zu verhindern oder die Macht seines Regimes zu erschüttern, so würden sie eingestehen müssen, daß sie es nicht wüßten.

Wir können in die Katakomben gehen; das ist alles, was wir vermögen. Nicht wenigen Deutschen ist es tatsächlich gelungen, in der Zeit der Hitlerherrschaft ihre eigene Seele zu retten und ihre Hand rein zu halten von Mord, Raub, Terror, Erpressung, Denunziation, Machtgier, Stellenjägerei, Niedertracht und Gemeinheit. Aber ihr Volk vor der

[61] Böhm teilte diese Meinung in der Tat nicht. Seine zunehmend kritische Einstellung zu Bismarck erläuterte er in einem Brief an Bundespräsident Heuss, der ihm den Aufsatz *Das Bismarck-Bild im Wandel* zugesandt hatte: 26.1.1952, BArch, NL Heuss, N 1221/114.

Überwältigung zu retten, das ist ihnen nicht gelungen […] Wir Deutsche würden es wahrscheinlich auch dann nicht vermocht haben, […] wenn der Geist Goethes in uns viel mächtiger gewesen wäre, als er es war.

Denn zu keiner Zeit sei der Terrorismus darauf angewiesen, die Mehrheit der Mitglieder einer Nation hinter sich zu wissen. Es genügt eine entschlossene Minderheit von Menschen, die sich kraft Geblüts auf die Gewalt und die blutige Technik der Gewalt verstehen." Solche Menschen seien zu allen Zeiten und in jedem Volk vorhanden. „Wenn sie aber einmal die Zügel der Herrschaft ergriffen haben, dann bestimmen sie das Gesicht der Nation ausschließlich und allein, dann lassen sie alles, was in dem beherrschten Volk an Menschentum und liebenswerten, tüchtigen Eigenschaften nach wie vor vorhanden ist und auch noch vorhanden bleibt, einfach unter der Decke verschwinden." Diese seien zwar dem Terror gegenüber nicht zur Hilflosigkeit verbannt, doch glaube er nicht, dass „individuelle Menschenbildung, mag sie auch einen noch so großen Prozentsatz der Mitglieder einer Nation umfassen, für sich allein die Fähigkeit erzeugt, im praktisch-politischen Kampf mit entschlossenen Gruppen von Anhängern der Gewalt zu bestehen." Böhm konnte ja ein Lied darüber singen.

Und wenn ich auch davon überzeugt bin, daß Hitler in freiheitlichen Völkern keinen günstigen Nährboden gefunden haben und auf einen sehr viel entschiedeneren Widerstand gestoßen sein würde, so glaube ich doch nie und nimmer, daß in diesen Völkern mehr gute und weniger schlechte Menschen leben oder daß bei ihnen Goethe eine größere Bildungsmacht ist als bei uns und daß dies der Grund ist, warum sie sich einem Hitler gegenüber als widerstandsfähiger erwiesen haben würden. Der wahre Grund ist vielmehr der, daß diese Völker in politisch freiheitlichen Formen leben und daß ihnen diese Formen zur zweiten Natur geworden sind. […] Das aber hat mit Goethe, mit dem Sinn seines Daseins, dem Inhalt seines Werks, dem Beispiel seines Lebens nichts, gar nicht zu tun" (S. 273 ff.).

Wenn von Goethe kein Weg zum Nationalsozialismus führe, so auch keiner zum Schutz gegen diesen.

Ein Volk, das sich nicht in gewissen Phasen seiner Geschichte für die Freiheit entschieden, nicht das Risiko der Freiheit auf sich genommen und sodann Generationen hindurch in freiheitlichen Formen gelebt hat, weiß so wenig, was Freiheit bedeutet, wie etwa die Leipziger wissen, wie guter Kaffee schmeckt. Das spekulative Denken neigt eher dazu, Herrschaft und Gehorsam für die Grundlagen eines geordneten Gemeinwesens zu halten, und das moralische und religiöse Denken hält mehr von dieser Unterordnung und von spartanischer Askese als von Freiheit und dem perikleischen Athen.

Daraus leite sich das Grundgefühl „politisch Lied – ein garstig Lied" ab, dem „die erlauchtesten Geister der Menschheit gehuldigt [hätten], auch Goethe." Es

entstehe „eine Bildungsschicht, die zur Machtlosigkeit verurteilt ist, wenn die Befugnisse der Obrigkeit in die Hände von Menschen oder Gruppen geraten, die nicht mehr gesonnen sind, sich selbst zu bändigen. Nicht nur ihre Unerfahrenheit in Fragen des öffentlichen Machtkampfs, auch ihr Weltbild, ihr Respekt vor der Obrigkeit, ihr Abscheu gegen Rebellion, Widerstand, Anarchie und Masse, gegen Unmaß jeder Art macht sie zu wirksamer Gegenwehr unfähig. So findet der Schrecken in dem kultivierten Einzelgänger, und sei er in Millionen von Einzelgängern vorhanden, keinen Gegenspieler. Hat sich die Tyrannei aber einmal in den Sattel gesetzt, dann tritt die Eigengesetzlichkeit der Gewalt in ihre Rechte."

Das alles bezieht Böhm auf Deutschland: „Was sich in den letzten Jahren und Jahrzehnten bei uns in Deutschland zugetragen hat, das war nicht zuletzt auch der Schiffbruch des tragischen Irrtums einer Bildungsidee, die das Vorhandensein einer schützenden politischen Mauer voraussetzte und die Verteidigung dieser Mauer Kräften anvertraute, die von Geschützen unabhängig waren. Nicht weil wir von Goethe abfielen, sondern weil wir an jenem großen abendländischen Unterfangen, dessen Beginn durch die Magna Charta gekennzeichnet ist, einen so auffallend geringen Anteil genommen haben, weil wir ein mehr auf Ordnung als auf Freiheit erpichtes, dem gezähmten Obrigkeitsgedanken zugeneigtes, in Gehegen und Reservaten lebendes Volk bildungsfreudiger Privatleute mit gering entwickeltem innenpolitischen Interesse und ausgeprägtem außenpolitischen Kollektivgeltungsbedürfnis waren, ein Volk, das sich der Ungeordnetheit seines parlamentarischen Zustandes in der Weimarer Republik vor der Welt schämte – deshalb sind wir eine so leichte Beute schändlicher Gewalt geworden."

Böhm, dessen wissenschaftliches und politisches Lebenswerk der organischen Verbindung von Ordnung und Freiheit gewidmet war, appelliert abschließend an die Deutschen, „die gefährliche Trennung von Politik und individueller Kultur" zu überwinden und

> Eigenschaften [zu] entwickeln, die sich nur durch selbsttätige Teilnahme am öffentlichen Leben erwerben lassen. Dasjenige Volk der Deutschen, von dem wir hoffen, daß es durch die Tat dazu beitragen wird, die Zerstörung wieder zu heilen, die durch uns über die Welt gekommen ist, dieses Volk ist ein möglicherweise in der Bildung begriffenes Volk der Zukunft. Sollte sich aber dieses Volk heranbilden, sollten wir es vermögen, die doppelte Moral im persönlich-kulturellen und im politischen Bereich aus dem Geist und aus der Wahrheit zu überwinden, dann, dies ist meine Überzeugung, werden wir in einem Klima leben, in dem die Menschen, die Goethe huldigen und ihn lieben, ihre wahre soziale und politische Heimat finden werden" (S. 276–280).

Hier traf sich Franz Böhm mit Thomas Mann, und insofern sprachen beide in ihren Reden im Goethejahr als kosmopolitische, freiheitliche Patrioten. Wahre

Patrioten lieben ihr Land nicht nur, weil sie sich seinen kulturellen Werten und Traditionen, wie sie nicht zuletzt in der Sprache zum Ausdruck kommen, geistig und gefühlsmäßig verbunden und verpflichtet fühlen, sondern auch weil sie gesonnen sind, seine Schwächen, Mängel und Fehler im Rückblick auf die Geschichte kritisch zu erkennen und zu würdigen. Der Dichter und der um zwei Jahrzehnte jüngere Wissenschaftler mussten nach 1933 unter dem diktatorischen Regime Deutschlands persönlich schwer leiden, und beide litten sie innerlich zutiefst an dieser Verirrung ihres Vaterlands. Sie haben in den fatalen zwölf Jahren unter persönlichen Opfern, jeder auf seine Weise drinnen und draußen, dagegen angekämpft, und sie haben sich nach dem Ende der Katastrophe mit deren Ursachen und Wirkungen immer wieder leidenschaftlich auseinandergesetzt. Der Herausforderung, die problembefrachtete Thematik zum Jubiläum Goethes im Widerschein des großen Mannes und seines Weltbürgertums erläuternd darzulegen, sind sie, jeweils aus ihrer Sicht, voll gerecht geworden. Reden wahrhafter, wahrhaftiger Patrioten.

Ehrhard Bahr

„Nach Westwood zum Haarschneiden."

Zur externen und internen Topographie des kalifornischen Exils von Thomas Mann

Europäische und amerikanische Kritiker und Biographen sind stets daran interessiert gewesen, Thomas Mann in seinem kalifornischen Exil in der Nähe von Hollywood anzusiedeln. Doch lebte er so weit von der Filmmetropole entfernt, wie es in Los Angeles nur möglich war, nämlich in dem Villenvorort Pacific Palisades, ungefähr eine Autostunde nordwestlich vom Stadtzentrum entfernt, wie man in der *Entstehung des Doktor Faustus* nachlesen kann (XI, 145). Dem Einfluß der Kulturindustrie Hollywoods war man sowieso ausgesetzt, ob man nun in Los Angeles oder Peoria, dem amerikanischen Buxtehude, lebte, doch reizt es die Kritiker und Biographen – wohl um des ironischen Kontrastes willen –, den europäisch gebildeten Schriftsteller und Nobelpreisträger so nah wie möglich in Beziehung zum Zentrum der amerikanischen Massenkultur zu setzen.

Der Stadtteil Hollywood, gegründet 1887 von Methodisten und Alkoholgegnern, war bereits 1903 eingemeindet und 1910 endgültig mit der Stadt Los Angeles verbunden worden, um die Wasserversorgung des Vororts sicherzustellen. Erst in den zwanziger Jahren siedelten sich die Filmstudios an, die Hollywood zum Ruhm einer internationalen Metropole der modernen Unterhaltungsindustrie verhalfen. Doch bereits in den vierziger Jahren setzte der Exodus der Filmstudios ein, die in anderen Vororten der Stadt Los Angeles bessere Grundstückspreise und günstigere Produktionsbedingungen vorfanden.

Im Vergleich dazu war Pacific Palisades, rund 45 km vom Zentrum entfernt, eine verhältnismäßig späte Gründung aus den zwanziger Jahren, die sich um 1940 zum bevorzugten Wohnort von Künstlern, Schriftstellern, Architekten und Schauspielern entwickelt hatte. Ähnlich wie Hollywood war der Vorort 1922 von Methodisten gegründet und dann von Grundstücksmaklern erschlossen worden. Die Familie Mann lebte im südlichen Teil von Pacific Palisades, der südlich direkt an Brentwood anschließt, wo u. a. Arnold Schönberg und Theodor W. Adorno wohnten. Die Manns hatten zuerst ein Haus in Brentwood gemietet (441 North Rockingham Avenue, Juli–Oktober 1940) und dann

ein Haus in Pacific Palisades (740 Amalfi Drive, April 1941–Februar 1942), bis sie schließlich das für sie neugebaute Haus mit der Adresse 1550 San Remo Drive bezogen. Dort lebten sie vom Februar 1942 bis Juni 1952. Die Grundstücke in diesem Teil von Pacific Palisades waren mit Straßennamen der italienischen Riviera wie Amalfi Drive, Capri Drive, D Este Drive, Sorrento Drive von den Grundstücksmaklern vermarktet worden. In den vierziger Jahren galt Pacific Palisades als die Riviera von Los Angeles.[1] Doch bis heute hat der Ort trotz der Luxusvillen den Charakter des Kleinstädtischen, wenn nicht sogar des Ländlichen, bewahrt.

Westwood Village, das ungefähr auf einem Drittel des Weges zwischen Pacific Palisades und dem Stadtzentrum liegt, war um 1925 erschlossen und 1929 als Stadtteil für den nahgelegenen Campus der staatlichen University of California, Los Angeles, abgekürzt UCLA, einem Ableger der staatlichen University of California, Berkeley, vorgesehen worden. In den vierziger Jahren wies dieser Stadtteil Geschäfte, Restaurants, zwei Uraufführungskinos, Banken, Notariate und ein Kaufhaus auf, das die umliegenden Vororte versorgte. Mit der Ausnahme von städtischen und staatlichen Behörden fanden die Einwohner von West-Los Angeles hier die Waren und Dienstleistungen vor, die in den anderen Vororten nicht vorhanden waren und ihnen damit die einstündige Autofahrt ins Zentrum von Los Angeles ersparten. Wenn es im Tagebuch heißt, dass Katia „in der Stadt war" (z. B. Tb, 22.7.1941), bezieht sich der Hinweis auf das Zentrum von Los Angeles (auf Englisch „downtown").

Thomas Mann setzte in Los Angeles seine Konzertbesuche fort, wie er es von München gewohnt war, zumal sein Freund Bruno Walter oft als Gastdirigent verpflichtet war. Für Konzertbesuche in der Hollywood Bowl, einer Freiluft-Konzert-Arena, wo das Los Angeles Philharmonic Orchestra im Sommer konzertierte, musste man mindestens eine einstündige Autofahrt veranschlagen, da es damals –mit Ausnahme des Pasadena Freeway und des Hollywood Freeway, die 1940 eröffnet wurden – noch keine Stadtautobahnen gab. Schon bei der Anfahrt zur Hollywood Bowl gab es Verkehrsstauungen – „schrecklicher Traffik" schrieb Mann in seinem Tagebuch vom 30. 8. 1940. Ferner heißt es : „Die Menschenmassen machen das Unternehmen anstrengend" (Tb, 9.8.1940). Nach dem Konzert musste man lang auf den Wagen warten. Auf einer der Rückfahrten von einem Konzert in der Hollywood Bowl im Juli 1943 ging ihnen das Benzin aus, und das Ehepaar musste „von freundlichen Leuten" nach Hause gebracht werden (Tb, 8.7.1943). Rund zwei Wochen später hielt Thomas Mann in seinem Tagebuch fest, dass ihn die

[1] Siehe dazu Heinrich Wefing: Weimar am Pazifik, Pacific Palisades: Wege deutschsprachiger Schriftsteller ins kalifornische Exil 1932–1941, hrsg. von Edition DAH, Hamburg: marebuchverlag 2006, S. 30–35.

Rückfahrt von einem Tschaikowsky- und Wagner-Konzert in der Hollywood Bowl ermüdete: „Enerviert von der Fahrt und von Park-Schwierigkeiten“ (Tb, 29.7.1943). Da die Manns anschließend oft mit Freunden dinierten, wurde es immer sehr spät. Sie kehrten oft erst gegen 1:00 Uhr nachts zurück. Im Winter fanden die Konzerte des Los Angeles Philharmonic Orchestra im Philharmonic Auditorium statt, das sich am Pershing Square in unmittelbarer Nähe der Stadtmitte befand und ebenfalls eine einstündige Autofahrt von Pacific Palisades entfernt war.

Bei den Autofahrten in die Stadt sind außerdem die zahlreichen politischen Veranstaltungen zu erwähnen, an denen Thomas Mann teilnahm. Während er sich in der Schweiz politische Zurückhaltung auferlegen mußte, um nicht seine Aufenthaltsgenehmigung zu gefährden, war seine öffentliche Stellungnahme zum Zeitgeschehen in den Vereinigten Staaten bis zum Ende des Weltkriegs 1945 sehr gefragt. Bei seinen Verpflichtungen handelte sich um Vorträge sowie Teilnahme an Partei- und Protestversammlungen und Fund-Raising-Veranstaltungen, die meistens in Hotels in Beverly Hills und der Stadtmitte stattfanden. Mann wurde außerdem von jüdischen Vereinen und Institutionen eingeladen, um gegen Judenverfolgung und –genozid in Europa zu protestieren. Er unterstützte die Demokratische Partei unter Präsident Roosevelt und später die Progressive Partei unter der Führung von Henry A. Wallace,[2] der als Vertreter einer dritten Partei neben den Demokraten und Republikanern keine Chancen im Wahlkampf 1948 gegen Harry S. Truman besaß. Für seine Radio-Botschaften nach Deutschland zwischen 1940 und 1945, die später unter dem Titel *Deutsche Hörer!* veröffentlicht wurden, musste Mann zur Plattenaufnahme zum Studio der National Broadcasting Company (NBC) fahren. Die Platten wurden per Luftpost nach London geschickt und von der British Broadcasting Corporation (BBC) nach Europa gesendet.

Bei den zahlreichen Eisenbahnreisen, die Thomas Mann und seine Frau Katia nach Chicago, New York und Washington unternahmen – oft zu Vortragszwecken, – mussten sie bei Ab- und Rückreise ebenfalls mit einer mindestens einstündigen Autofahrt rechnen, denn der Hauptbahnhof, der Union Passenger Terminal, befand sich ebenfalls in unmittelbarer Nähe des Stadtzentrums. Diese Autofahrten wurden sorgfältig vorbereitet, da Gepäck aufgege-

[2] Henry A. Wallace (1888–1965) war Vizepräsident unter Roosevelt von 1940–1944. In der folgenden Wahlperiode wurde er durch Harry S. Truman ersetzt, doch gehörte er als Secretary of Commerce weiterhin der Regierung an. Da er für eine friedliche Koexistenz mit der Sowjetunion plädierte, mußte er 1946 zurücktreten. In den Präsidentschaftswahlen von 1948 war er Kandidat der Progressive Party, doch erhielt er nur knapp über eine Million Stimmen. Der Wahlkampf spielte sich hauptsächlich zwischen Truman und Thomas E. Dewey, dem Kandidaten der Republikanischen Partei, ab. Truman gewann die Wahlen von 1948.

ben bzw. abgeholt und der Fahrplan abgestimmt werden musste, um längere Wartezeiten am Bahnhof zu vermeiden.

Der nicht-eingemeindete Stadtteil Santa Monica, der westlich von Westwood direkt am Pazifischen Ozean liegt, spielte eine wichtige Rolle bei Thomas Manns Spaziergängen auf der Promenade entlang der Steilküste, von der man einen Fernblick auf die gesamte Bucht von Santa Monica hat. Außerdem lebte Heinrich Mann nach dem Selbstmord seiner Frau Nelly in einer Apartement-Wohnung in der Montana Avenue in Santa Monica und wurde zu Besuchen im Hause Mann von dort abgeholt. Ferner wählte Thomas Mann zu besonderen Gelegenheiten, wie z. B. dem Besuch von Agnes E. Meyer im März/April 1942, gern das Restaurant des Hotels Miramar, das an der Seepromenade lag. Sonst kam Santa Monica nur zur Pediküre und für gelegentliche Ankäufe von Möbelstücken in Frage.

Es ist vielleicht überraschend, dass der Name des Vororts Westwood so oft in Thomas Manns Tagebüchern auftaucht, doch war es der nächstgelegene Stadtteil, der sowohl Geschäfte und Dienstleistungsbetriebe, als auch Gelegenheit zu Konzert- und Kinobesuchen aufwies. So wurde Thomas Mann zum Haarschneiden nach Westwood gefahren, denn hier gab es einen Friseursalon, der seinen Wünschen entsprach. Es gab dort auch „Oel-Shampooing u. Massage", wie er schreibt (Tb, 19.5.1941). Es handelte sich dabei um eine Autofahrt von rund 10 km auf dem Sunset Boulevard in südöstlicher Richtung mit südlichem Abbieger nach Westwood. Den Friseur-Salon, genannt Oakley's Barber Shop, gibt es noch heute, allerdings nicht mehr auf derselben Straße (damals Broxton Avenue, jetzt Gayley Avenue), und der Besitzer, Larry Oakley (1927–2008), vermeinte, sich an Thomas Mann zu erinnern. Andere illustre Kunden waren Humphrey Bogart, Gary Cooper, Bing Crosby, Howard Hughes und George Temple, der Vater von Shirley Temple. Im Jahr 1941 war Larry Oakley erst vierzehn Jahre alt und nur zum Auffegen angestellt, doch bald erlernte er das Handwerk seines Vaters und mag auch Thomas Mann bedient haben.[3]

Der Thomas Mann-Forschung sind die stereotypen Ankündigungen „Nach Westwood zum Haarschneiden" in sechswöchigem Abstand aus den Tagebüchern von 1941 bis 1952 bekannt. Bei der Ortsbezeichnung „Westwood" ist allerdings Vorsicht angebracht, denn sie kann sich auch auf die University of California, Los Angeles (UCLA), auf einen Konzert-Besuch in der Royce Hall, dem Auditorium Maximum der Universität, oder auf einen Kaufhaus-

[3] Siehe Bob Pool: Business Still Hair After all these Years: A Barbershop, the Oldest Concern in Westwood Village, Survives Close Shaves by Restyling Itself, in: Los Angeles Times, 4. Oktober 2004, S. B1 u. B8, Valerie Nelson: Larry Oakley, 1927–2008: Well–known Barber Drew Famous to Westwood Shop, in: Los Angeles Times, 1. July 2008, S. B7. Im Tagebuch vom 28.1.1952 ist allerdings die Rede von „‚Jim', der mich seit 10 Jahren bedient."

oder Kino-Besuch in dem nahgelegenen Stadtteil beziehen. Es ist bekannt, dass Thomas Mann ein begeisterter Kinobesucher war. Der Großteil seiner Kinobesuche fand in Westwood statt. Außerdem erhielt er zahlreiche Einladungen zu Veranstaltungen der University of California, wo er u. a. auch öffentliche Vorträge hielt: im Oktober 1943 über *The Exiled Writer's Relation to His Homeland* (deutsche Übers. XIII, 191–199), im Juli 1945 *Germany and the Germans* (deutsche Übers. XI, 1126–1148) und im Dezember 1945 über *Dostoevsky – in Moderation* (deutsche Übers. IX, 656–674).[4]

Wir haben Westwood als Titel für unsere Darstellung gewählt, weil der Name dieses Vororts vielleicht am besten zum Verständnis von Los Angeles als Autostadt beiträgt und zeigt, wie Thomas Mann bei kleinen und größeren Besorgungen sowie bei Kino- und Konzertbesuchen und anderen Veranstaltungen einerseits in die Hektik des Autoverkehrs eingebunden war, andererseits dringend der Zurückgezogenheit seines Arbeitszimmers in Pacific Palisades bedurfte. Westwood bildete sozusagen den Angelpunkt zwischen der externen und internen Topographie des kalifornischen Exils von Thomas Mann.

Bis Ende der vierziger Jahre gab es ein ausgedehntes und zuverlässiges Verkehrssystem öffentlicher Verkehrsmittel von elektrischen Schnell- und Straßenbahnen sowie Omnibussen. Die Pacific Electric Railway Company versorgte die Außenbezirke der Stadt mit einer elektrischen Schnellbahn, und die Los Angeles Railway Company bediente den Personenverkehr der Innenstadt mit der elektrischen Straßenbahn. Pacific Palisades war nur mit dem Omnibus zu erreichen, da die Verkehrslinien der elektrischen Schnell- und Straßenbahnen von Ost nach West verliefen und den Villenvorort im Norden nicht miteinbegriffen.[5] Das bedeutete für die Bewohner von Pacific Palisades, wenn sie nicht im Zentrum lebten, daß sie selbst für die geringste Besorgung auf das Automobil angewiesen waren. Der Weg vom Haus der Familie Mann am San Remo Drive bis zu dem kleinen Geschäftsviertel von Pacific Palisades beträgt fast vier Kilometer, und der Sunset Boulevard weist als Verbindungsstraße in diesem Bereich bis heute teilweise keinerlei Bürgersteige auf und ist für Fußgänger völlig ungeeignet. Zu jedem Spaziergang, der nicht in unmittelbarer Nähe des San Remo Drive stattfand, mußte Thomas Mann mit dem Auto gefahren werden. Er ließ sich gern im Auto fahren. Wie Erika Mann berichtete, übertrug sich „das Gefühl wohliger Geborgenheit, das ihn ankam, sobald

[4] Die Thomas Mann Chronik, hrsg. von Gert Heine und Paul Schommer, Frankfurt/Main: Klostermann 2004, verschafft einen guten Überblick.

[5] Siehe Leonard Pitt und Dale Pitt: Los Angeles A to Z: An Encyclopedia of the City and the County, Berkeley: University of California Press 1997, S. 373–375. Es ist charakteristisch für Los Angeles, dass die elektrische Eisenbahn der Pacific Electric Railway Company zur Erschließung des Grundstückmarktes eingeführt und von einer Privatgesellschaft betrieben wurde.

der Wagen sich in Bewegung setzte, […] sehr angenehm auf den Fahrer, dem er kindlich vertraute."[6] Manns beliebte Ausflugsziele in der näheren Umgebung waren der Will Rogers State Park, dessen Eingang am Sunset Boulevard, nicht weit vom San Remo Drive entfernt, lag, sowie der Pacific Palisades Park und die Corona del Mar-Straße, von deren Steilufer man einen wunderbaren Ausblick auf den Pazifischen Ozean hat. Wenn das Auto nicht zur Verfügung stand, machte Thomas Mann seinen Spaziergang oft zum „alten Haus" (z. B. Tb, 1.9.1943). Damit war das Haus am Amalfi Drive gemeint.

Das Automobil beherrschte bereits damals die Stadt, wie es das Buch von Anton Wagner über Los Angeles als Zweimillionenstadt beweist, das 1935 in einem angesehenen Verlag in Leipzig erschienen war.[7] Der Verfasser war Wirtschaftsgeograph und hielt sich zwischen 1932 und 1933 sechs Monate in der Stadt auf. Dabei lieferte er ein instruktives Bild vom Verkehrswesen der Stadt. Unabhängig von dem bestehenden Netz der elektrischen Schnell- und Straßenbahn wurde schon damals dem Automobil die Hauptrolle in der Erschließung der Stadtlandschaft zugeschrieben. Bereits in den dreißiger Jahren wurde Los Angeles stärker als die übrigen Städte der Vereinigten Staaten von diesem Verkehrsmittel beherrscht. Nach der Statistik kam praktisch auf jede Familie in Los Angeles ein Auto. „Jedes neuere Haus hat eine Garage," stellte Wagner fest. Der Verfasser war überwältigt von den geparkten Automengen, die er auf den unbebauten Grundstücken in der Nähe des Stadtzentrums vorfand.[8] Während seines Aufenthalts in Los Angeles von 1941 bis 1952 hat Thomas Mann den Umschlag der Stadt von der „Autopia" zur Auto-Dystopie erlebt.[9] Seine Irritation spiegelte sich nicht nur in den Tagebuchnotizen zu den Autofahrten zur Hollywood Bowl wider, sondern ganz besonders in dem unwilligen Stoßseufzer nach einem Konzert unter Eugene Ormandy im Shrine Auditorium, das südlich vom Stadtzentrum liegt. Er sei nur gekommen, weil Ormandy ihn sehr verehrte:

> Verehrt er mich, so sollte er nicht erwarten, daß ich vom Lande eine Stunde weit hinfahre, um im Gedränge seiner Musikparade beizuwohnen. […] Das Loskommen vom Parkplatz. Die Heimfahrt. Gegen 12 Uhr zu Hause. Es war vollbracht. (Tb, 18.5.1948)

[6] Erika Mann: Das letzte Jahr: Bericht über meinen Vater, Berlin: Aufbau 1956, S. 10–11.

[7] Anton Wagner: Los Angeles: Werden, Leben und Gestalt einer Zweimillionenstadt in Südkalifornien, Leipzig: Bibliographisches Institut 1935.

[8] Ebda., S. 223–224.

[9] Der Begriff „Autopia" stammt von Reyner Banham, der ihn in seinem Buch Los Angeles: The Architecture of Four Ecologies, Baltimore: Penguin Books 1973, S. 213–222, in positivem Sinne verwendete. Selbst das Trauma des Schwarzen Mittwochs vom 8. September 1943, als Los Angeles zum ersten Mal vom Smog flächendeckend eingehüllt wurde, hielt Banham nicht von seiner positiven Interpretation ab. Thomas Mann hat Schwarzen Mittwoch in seinem Tagebuch nicht wahrgenommen. Offensichtlich waren Santa Monica und Palisades aufgrund der Ozeanbrise vom Smog verschont geblieben.

Ende der vierziger Jahre wurde das bewährte System der elektrischen Schnell- und Straßenbahnen auf Druck der Automobil-, Öl- und Autoreifenindustrie abgeschafft, und ein Netz von Stadtautobahnen entwickelt. Die ersten Stadtautobahnen wurden 1940 begonnen und in den fünfziger Jahren fertiggestellt, wie z. B. der Pasadena Freeway (1940–1953) und der Hollywood Freeway (1940–1948).[10] Für die Bewohner von Pacific Palisades brachten diese Stadtautobahnen keine Erleichterung, da der Vorort bis heute nicht an das Netz angeschlossen ist. Dieses Netz ist jetzt nicht mehr den Verkehrsanforderungen der Stadt gewachsen, so dass man für wichtige Verkehrsverbindungen die elektrische Schnellbahn wieder eingeführt hat. Außerdem befindet sich ein Untergrundbahnsystem im Bau mit mehreren Linien, die bereits in Betrieb genommen sind.

Doch damit ist das Thema der externen Topographie des Exils für Thomas Mann in Los Angeles nicht erschöpft. Es ist wichtig daran festzuhalten, dass fast alle der bekannten Exilschriftsteller in Los Angeles, wie zum Beispiel Bertolt Brecht, Lion Feuchtwanger, Thomas und Heinrich Mann, Franz Werfel, im Westen und Nordwesten der Stadt lebten: in Beverly Hills, Brentwood, Santa Monica und Pacific Palisades. Wegen der kühlen Ozeanbrise gehörten die genannten Stadtteile zu den bevorzugten Wohngegenden. Ähnlich wie in den Metropolen Europas lagen die besseren Viertel von Los Angeles im Westen. Hollywood war eine Ausnahme; es war der Stadtteil mit den größten Gegensätzen (und ist es heute noch): arm und reich lebten dort auf engem Raum nebeneinander, doch streng getrennt durch den Sunset Boulevard, nördlich davon die Wohlhabenden, südlich davon die Arbeitslosen und Wohlfahrtsempfänger. Brecht hat mit seinen „Hollywood Elegien“ darauf aufmerksam gemacht:

Das Dorf Hollywood ist entworfen nach den Vorstellungen
Die man hierorts vom Himmel hat. Hierorts
Hat man ausgerechnet, daß Gott
Himmel und Hölle benötigend, nicht zwei
Etablissements zu entwerfen brauchte, sondern
Nur ein einziges, nämlich den Himmel. Dieser
Dient für die Unbemittelten, Erfolglosen
Als Hölle. (GBA 12, 115) [11]

Alfred Döblin lebte in diesem Stadtteil für „die Unbemittelten, Erfolglosen“, nachdem sein Vertrag als Drehbuchautor bei Metro-Goldwyn-Mayer abgelau-

[10] Siehe Los Angeles A-Z (zit. Anm. 5), S. 159.

[11] Brecht wird mit der Abkürzung GBA und der Angabe von Band- und Seitenzahl nach der Großen kommentierten Berliner und Frankfurter Ausgabe, hrsg. von Werner Hecht u. a. in 30 Bänden, Frankfurt/Main: Suhrkamp 1988–2000, zitiert.

fen war und er sich mitsamt seiner Familie sehr einschränken musste, da er auf die finanzielle Unterstützung durch Freunde und den European Film Fund, den die deutschsprachigen Exilanten als private Hilfsorganisation für Kollegen ohne Einkommen gegründet hatten, angewiesen war.

Die Exilschriftsteller kamen mit den Minoritäten selten in Berührung, höchstens wenn diese ihnen als Hausangestellte oder Gärtner dienten. Die Familie Schönberg hatte einen japanischen Gärnter, und die Manns beschäftigten 1942 ein „schwarze[s] couple," dessen „Ausscheiden" der Hausherr mit Bedauern im Tagebuch verzeichnete (TB, 1.8.1942). Die ghetto-ähnlichen Wohngebiete der Afro-Amerikaner, Mexikaner, Japaner und Chinesen befanden sich im Nordosten, Osten und Süden der Stadt. In der Nähe des Stadtzentrums gab es sowohl eine Chinesenstadt (China Town) als auch ein Little Tokyo, das nach dem Angriff auf Pearl Harbor bald verwaiste. Nach Kriegseintritt der Vereinigten Staaten wurde die gesamte Bevölkerung japanischer Abstammung an der Westküste, ob sie amerikanische Staatsbürger waren oder nicht, im Jahr 1942 in Internierungslager mit Stacheldraht und Wachttürmen evakuiert. Mit Ausnahme von Brecht nahm kaum einer der Exilschriftsteller von dem Freiheitsentzug der japanisch-amerikanischen Bevölkerung Notiz. Das lag zum Teil daran, dass Brecht und seine Familie von diesem Sonderbefehl des Präsidenten persönlich betroffen waren. Deutsche und Italiener, die nicht die amerikanische Staatsangehörigkeit besaßen, fielen darunter. Sie wurden als „enemy aliens" eingestuft. Der Sonderbefehl des Präsidenten gab den Militärbehörden an der Westküste die Vollmacht, Teile der Zivilbevölkerung wegen Spionagegefahr aus kriegswichtigen Gebieten zu evakieren und zu internieren. Ludwig Marcuse suchte Thomas Mann zu einer Solidaritätserklärung zu bewegen und bat ihn darum, sich auch als „enemy alien" einstufen zu lassen. Mann und sein Bruder Heinrich waren nicht von von der Internierung betroffen, weil sie 1936 tschechische Pässe erhalten hatten. Ebenso waren Friedrich Torberg und Alfred Polgar vor der Internierung verschont, da Österreicher als erste Opfer des Nazi-Imperialismus galten. Thomas Mann lehnte eine Protestaktion zugunsten der deutschen und italienischen „enemy aliens" in einem Brief vom 27. März 1942 ab (Br. II, 250–252).[12] Doch wandte er sich zusammen mit Albert Einstein, Arturo Toscanini und Bruno Walter in einem Telegramm an Präsident Roosevelt mit der Bitte um Erleichterung des „enemy alien-Status" für erklärte Gegner des Nationalsozialismus (Br II, 236–237). Vor einem Kongress-Komitee, dem sog. Tolan-Komitee, das im März 1942 in Los Angeles tagte, setzte er sich zusammen mit Bruno Frank dafür ein, dass deutsche und

[12] Siehe ferner Ludwig Marcuse: Mein Zwanzigstes Jahrhundert: Auf dem Weg zu einer Autobiographie, München: List 1970, S. 286–288.

italienische Immigranten vor einer ähnlichen Internierung wie die Amerikaner japanischer Abstammung bewahrt wurden.[13] Für Deutsche und Italiener wurde eine Sperrstunde von 20:00–6:00 Uhr angeordnet, und ihre Bewegungsfreiheit wurde auf den Berufsverkehr oder fünf Meilen beschränkt. Für weitere Reisen, wie z. B. nach New York oder Chicago, musste eine Sondergenehmigung beantragt werden.

Brecht ist vielleicht der einzige Exilschriftsteller in Los Angeles, der auf die Internierung von 1942 literarisch reagiert hat mit zwei Gedichten, die seine Solidarität mit den betroffenen Amerikaner japanischer Abstammung bezeugen: *Das Fischgerät* und *Immer wieder*. Die Internierung stellte eine Verletzung der Bill of Rights, des Grundgesetzes der amerikanischen Verfassung, und der allgemeinen Bürgerrechte dar, da ein großer Prozentsatz der Internierten die amerikanische Staatsbürgerschaft besaß.

Es gab noch einen zweiten Fall von eklatanter Diskriminierung in Los Angeles, zu dem allerdings keinerlei Reaktion von Seiten der Exilanten erfolgte. Es handelte sich um die Ausschreitungen des Militärs gegen junge mexikanische Einwanderer bei den sogenannten „Zoot Suit Riots“ im Juni 1943, bei denen amerikanische Soldaten mit Unterstützung der Polizei sog. Chicanos, d. h. Einwanderer aus Mexiko, aber auch Afro-Amerikaner, als angebliche Drückeberger vom Kriegsdienst auf offener Straße misshandelten. Die sogenannten „Zoot Suits“ waren eine besondere Bekleidung der männlichen Jugendlichen aus den Ghettos der mexikanischen Einwanderer, die ihre hispanische Herkunft mit langen Jacketts und weiten Hosen demonstrativ zur Schau stellten. Die Straßenunruhen wurden nach drei Tagen beendet, sobald das Militär Ausgehverbot erhielt. Glücklicherweise waren keinerlei Todesopfer zu beklagen.[14] Thomas Mann nahm in einem Brief an Agnes E. Meyer vom 27. August 1943 kurz Bezug auf das Zoot-Suiters-Phänomen, das sie in einem Buch mit dem Titel *America's Home Front*, das auf ihre Reportagen in der Washington Post zurückging, beschrieben hatte. Er betonte als schönsten Zug des Buches das „Mütterlich-Gütige und Begütigende“ (BrAM 511, 986).

Für die deutschsprachige Exilliteratur in Los Angeles ist es von Bedeutung, dass sie im Westen der Stadt entstand. Sie wäre wahrscheinlich anders ausgefallen, wenn sie unter den Lebensbedingungen im Osten der Stadt, in den Wohnvierteln der Minoritäten, der Arbeiter und Immigranten aus Mexiko, oder südlich vom Zentrum, in Watts, dem Wohnviertel der Afro-Amerikaner, verfasst

[13] Siehe Erich A. Frey: Thomas Mann and His Friends before the Tolan Committee (1942), in: Exile: The Writer's Experience, hrsg. von John M. Spalek und Robert F. Bell, Chapel Hill: University of North Carolina Press 1982, S. 203–217.

[14] Siehe Kevin Starr: 1943: Zoot Suit, Embattled Dreams: California in War and Peace, Oxford: Oxford University Press 2002, S. 96–122.

worden wäre. Bei Brecht lässt sich feststellen, dass er Los Angeles erst zu einer negativen Utopie umfunktionieren musste, um dichterisch produktiv sein zu können:

Nachdenkend, wie ich höre, über die Hölle
Fand mein Bruder Shelley, sie sei ein Ort
Gleichend ungefähr der Stadt London. Ich
Der ich nicht in London lebe, sondern in Los Angeles
Finde, nachdenkend über die Hölle, sie muß
Noch mehr Los Angeles gleichen. (GBA 15, 46)

Los Angeles als „Schauhaus des easy going" (GBA 27, 10) konnte ihm angesichts der Kriegsgräuel des Zweiten Weltkriegs nicht als Ort der dichterischen Produktion dienen. Doch als imaginierte Hölle gab die Stadt ihm die Möglichkeit, den Anblick der Natur und die Mußestunden im Garten mit der verlogenen Arbeitswelt der Filmagenten und den gräulichen Kriegsnachrichten aus der Sowjetunion dialektisch in Verbindung zu bringen, wie es das kurze Gedicht *Sommer 1942* beweist:

Tag für Tag
Sehe ich die Feigenbäume im Garten
Die rosigen Gesichter der Händler, die Lügen kaufen
Die Schachfiguren auf dem Tisch in der Ecke
Und die Zeitungen mit den Nachrichten
Von den Blutbädern in der Union. (GBA 15, 74)

In diesen beiden Gedichten kommt die Notwendigkeit der internen Topographie des Brechtschen Exils zum Ausdruck. Diese interne Topographie reflektierte nicht unbedingt die äussere Realität, wie sie zum Beispiel in den viel zitierten *Hollywood-Elegien* zum Ausdruck kam, sondern spielte eine wichtige Rolle bei der Identitätskonstruktion des Schriftstellers im Exil und stellte eine wichtige Bedingung zur literarischen Produktion dar.[15]

Für Thomas Mann ist ebenfalls eine interne Topographie des Exils anzusetzen, die die Voraussetzungen für sein literarisches Schaffen bildete. Dazu gehörte an erster Stelle der eigene Hausbesitz. Mann gehörte zu den ganz wenigen Exilschrifstellern, die sich während ihres Aufenthalts in Los Angeles ein eigenes Haus bauen ließen. Die übrigen lebten in gemieteten oder mit Anzahlung und Hypothek gekauften Häusern. Doch Thomas Mann fühlte sich als „hartnäckiger Villenbesitzer", wie ihn sein guter Freund Hermann Kesten in

[15] Siehe dazu mein Kapitel über Brechts kalifornische Lyrik in Weimar on the Pacific: German Exile Culture in Los Angeles and the Crisis of Modernism, Berkeley: University of California Press 2007, S. 79–104.

seinem Buch *Meine Freunde die Poeten* genannt hatte (XI, 527), und so kam ihm und seiner Arbeit das neue Haus, das die Familie Mann im Februar 1942 bezog, zu Gute. Er führte den Hausbau auf seinen „‚hanseatischen‘ Wunsch nach einer würdigen und gewissermaßen repräsentativen Existenz in festem, persönlichen Lebensrahmen“ zurück (BrAM 265).[16] Typisch für diese Aussage ist der Hinweis auf die Repräsentanz, die Thomas Mann für seine geistige Lebensform als notwendig erachtete. Wie er in seinem Brief an den Dekan der Philosophischen Fakultät der Universität Bonn im Januar 1937 schrieb, war er „eher zum Repräsentanten […] als zum Märtyrer“ geboren (XII, 787). Das Exil stand dieser Lebensform entgegen, doch Thomas Mann hatte das Glück, sich der Gewalt des Martyriums zu entziehen. In diesem Sinne ist der Hausbau ein Versuch, seine „künstlerische Arbeit tagtäglich durchzusetzen“ (XII, 792) und sich auch im Exil eine „repräsentative Existenz“ zu erarbeiten. Es ist bezeichnend, dass Erika Mann den Umzug in das neue Heim am San Remo Drive 1550 im Februar 1942 mit den folgenden Worten im Briefwechsel hervorhob: „Erstmalig seit der Emigration besaß T. M. sein eigenes Haus mit eigner Einrichtung“ (Br II, 659). Erika Mann hat in ihren Erinnerungen festgehalten, welche Bedeutung die Bücher, Bilder und Möbel besaßen, die die Familie von München über Küsnacht und Princeton nach Pacific Palisades mit Hilfe von Freunden retten konnte. Dabei spielte besonders der Münchner Schreibtisch eine zentrale Rolle. Wie Manns Tochter es erklärte, indem sie einen Satz ihres Vater bei der Ankunft in New York für die ganze Familie in Anspruch nahm: „Deutschland ist weit weg, und das Land liegt in Dunkelheit gehüllt. Aber wo wir sind, da ist Deutschland, und wir sind da zuhause, wo der Schreibtisch steht.“[17]

Der Hausbau war nicht problemlos und wurde sogar zu einem Zeitpunkt aus finanziellen und politischen Gründen aufgeschoben, aber wurde dann doch durchgeführt, obwohl die Vereinigten Staaten inzwischen in den Krieg eingetreten waren und es einen Baustop für Privathäuser gab. Der Architekt war J. R. Davidson, Immigrant aus Deutschland seit 1924; die Innenausstattung besorgte Paul Huldschinsky, ein Freund der Familie Mann aus der Münchner Zeit, der sich seit 1939 in Los Angeles im Exil befand. Das Haus mit zwanzig Zimmern und Doppelgarage war verhältnismäßig modern, doch entsprach es keineswegs dem internationalen modernen Stil der dreißiger Jahre, so dass der Architekt es nicht zu seinen besten Bauten zählte. Er nannte es einmal „auf

[16] Thomas Mann – Agnes E. Meyer: Briefwechsel 1937–1955, hrsg. von Hans Rudolf Vaget, Frankfurt/Main: Fischer 1992, wird mit der Abkürzung BrAM und Seitenangabe zitiert.

[17] Erika Mann: Thomas Mann und seine Familie, Mein Vater, der Zauberer, hrsg. von Irmela von der Lühe und Uwe Naumann, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1996, S. 260.

nostalgische Weise deutsch."[18] Doch Thomas Mann hielt sein Arbeitszimmer in Pacific Palisades für das wohl „schönste, das [er] je hatte," wie er seiner Tochter Erika gleich nach dem Einzug schrieb. Dabei verband er seine neue externe Topographie sogleich mit der internen seines Werkes: „Die Bibliothek nimmt sich unvergleichlich besser darin aus, als in Princeton, und bei der strahlenden Doppelaussicht durch die Venetian blinds, sollte der Joseph mir eigentlich von der Hand gehen" (Br II, 242). Später im Rückblick aus der Schweiz krampfte sich ihm das Herz zusammen beim Anblick von Photographien seines Lieblingshauses, wie er schrieb: „Das Haus war so ganz das meine. Dies hier mag ich nicht" (Tb, 12.3.1953). Heinrich Wefing hat den Hausbau im Detail beschrieben, und man braucht seinen Ausführungen nichts hinzuzufügen.[19]

Bei der internen Topographie spielten besonders die Werke, an denen Thomas Mann gerade arbeitete, eine entscheidende Rolle. Er saß damals am vierten Band des Josephsromans, *Joseph der Ernährer*. Der Kauf des Grundstücks wurde besonders durch die sieben Palmen motiviert, die sich dort befanden und Mann an das biblische Ägypten und Kanaan erinnerten. An Ida Herz schrieb er am 4. Oktober 1940, dass die Familie für den Winter nach Princeton zurückkehren werde:

> Aber wir haben hier ein Grundstück mit 7 Palmen und einer Menge lemon trees gekauft und werden wahrscheinlich bauen. Man hört zwar manchmal, daß man hier faul und schlaff wird; aber ich bin wohl sowieso ausgeschrieben. Und wenn nicht, so hat man hier Aegypten und Palästina auf einmal, was doch für den Joseph gut sein muß. (DüD II, 229)

Dieser Brief war von Brentwood geschrieben, einem Vorort von Los Angeles, südlich von Pacific Palisades gelegen, wo die Familie Mann einen Teil des Sommers und den Frühherbst 1940 verbrachte. Anfang Oktober kehrte die Familie nach Princeton zurück, und Mitte März 1941 erfolgte die Auflösung des Haushalts in Princeton. Am 8. April 1941 bezog die Familie in ein gemietetes Haus am Amalfi Drive 520 in Pacific Palisades. Bei der Grundsteinlegung am 7. Juli 1941 nahm die Presse teil. Der *Aufbau* in New York veröffentlichte am 15. August 1941 ein Photo davon mit dem Text, dass die Villa „nach einer Gruppe hoher Palmen den Namen ‚Seven Palms' führen" werde. An Agnes E.

[18] Zitiert nach Heinrich Wefing: Das Haus des Zauberers: Thomas Manns Villa in Pacific Palisades, in: Sinn und Form, Jg. 2004, H. 56, Berlin: Aufbau, S. 566.

[19] Heinrich Wefing: Das Haus des Zauberers: Thomas Manns Villa in Pacific Palisades, in: Sinn und Form, Jg. 2004, H. 56, Berlin: Aufbau, S. 562–569; ders.: Das Haus des Zauberers: Julius R. Davidsson, Paul Huldschinsky und Thomas Manns Villa in Pacific Palisades / ‚We are at Home Wherever the Desk Stands': Thomas Manns Residence in Pacific Palisades, in: Building Paradise: Exile Architecture in California, hrsg. von Mechthild Borries-Knopp, Berlin: Villa Aurora 2004, S. 48–101.

Meyer schrieb Thomas Mann wenige Wochen später, daß in Kürze „das Bild von Seven Palms House sich schon ungefähr abzeichnen“ werde, „wenn auch nur skelettartig“ (BrAM 304). Die Kommentare verweisen darauf, dass Mann daran gedacht hatte, sein Haus in Anlehnung an den Namen der Meyerschen Besitzung „Seven Springs Farm“ in Mount Kisco im Staat New York zu benennen, doch im Zusammenhang mit der zunehmenden Distanzierung von seiner Briefpartnerin mag er vielleicht davon Abstand genommen haben. Auf jeden Fall erfolgte der lang erwartete Einzug in das neuerbaute Haus am San Remo Drive 1550 schließlich am 5. Februar 1942. Es ist bezeichnend, dass ein Berufsphotograph in dieser Zeit eine Serie von Photos herstellte, auf denen Thomas Mann stets mit Palmen im Hintergrund zu sehen ist. Außerdem befand sich in unmittelbarer Nähe seines Hauses eine Palmenallee auf dem D Este Drive, die den Prozessionspfaden ägyptischer Tempel vergleichbar war. In einem Brief an Samuel Singer schrieb Thomas Mann am 12. Mai 1941, dass er sich auf den Schlußband des Josephsromans konzentriere „– was ich am besten hier tue, wo die Palmenreihen sehr anheimelnd an ägyptische Tempelhallen erinnern. Es ist reizend hier,– Blumen, Bläue, und die leichten Winde wehen‘“ (DüD II, 235).

Die Übersiedlung nach Los Angeles war unternommen worden, damit Thomas Mann sich der Vollendung seiner schriftstellerischen Arbeiten widmen konnte. Tatsächlich konnte er am 4. Januar 1943, wie er im Tagebuch vermerkte, „genau bis zum Lunch-Zeichen die letzten Zeilen von *Joseph der Ernährer* und damit von *Joseph und seine Brüder*“ schreiben. Im Vorwort zur amerikanischen Ausgabe von *Joseph und seine Brüder* in einem Band schrieb er, dass das Buch „dem ägyptischen so ähnliche[n] kalifornische[n] Himmel“ viel zu verdanken habe (XI, 679; siehe auch XI, 662). Darunter hob er besonders die Heiterkeit hervor:

> Denn während es an Ängstlichen nicht fehlte, die in Erwartung japanischer Angriffe die Westküste flohen, hatten wir im Gegenteil, den letzten Augenblick nutzend, da zu bauen noch möglich war, vertrauensvoll unser Haus in die Hügel von Santa Monica gestellt. „Joseph der Ernährer“ ist der Teil des Werkes, der vom ersten bis zum letzten Wort in Amerika geschrieben wurde, und es ist wohl kein Zweifel, daß er vom Geiste des Landes dies und das abbekommen hat. (XI, 679).

Julia Schöll hat im Einzelnen dargestellt, wie das Ägypten Thomas Manns im vierten Band „immer deutlicher die Zeichen seines amerikanischen Gastlandes“ annahm.[20] Dazu gehörten besonders die Anspielungen auf Präsident Roosevelt und den New Deal: „Ist es die Maske doch eines amerikanischen

[20] Julia Schöll: Joseph im Exil: Zur Identitätskonstruktion in Thomas Manns Exil-Tagebüchern und Briefen sowie im Roman „Joseph und seine Brüder“, Würzburg: Königshausen & Neumann 2004, S. 305. Siehe auch Bernd-Jürgen Fischer: Handbuch zu Thomas Manns Josephsromanen, Tübingen: Francke 2002, S. 9–10.

Hermes und hochgewandten Boten der Klugheit, dessen New Deal sich in Josephs magischer Wirtschaftsadministration unverkennbar widerspiegelt" (XI, 680). Dazu hätte es nicht des Umzugs nach Pacific Palisades bedurft. Doch wenn man die Tagebuchaufzeichnungen und Korrespondenz verfolgt, so gibt es zahlreiche Hinweise, wie die intern konstruierte Topographie eines Ägypten und Kanaan mit Palmen die Romanproduktion begleitete und beförderte.

Während sich die anschließende Arbeit an der Novelle *Das Gesetz* besonders gut in die Ägypten-Sinai-Topographie einfügen ließ, – sie stellte gleichsam eine Fortsetzung der Arbeit am Josephsroman dar –, so bedurfte es beim *Doktor Faustus* einer Umfunktionierung der internen Topographie der schriftstellerischen Arbeit. Laut Tagebuch fasste Thomas Mann den Gedanken an den alten Plan am 14. März 1943, und am 17. März holte er den 3-Zeilenplan hervor. Im Tagebuch vom 23. Mai 1943 hielt Thomas Mann fest: „Begann vormittags *Dr. Faust* zu schreiben." Doch erst in einem Brief vom 20. Oktober 1944 an Erich von Kahler nahm Thomas Mann die Goethe-Weimar-Analogie auf:

> „Der Fortgang des Faust!" Wie das klingt! Alsob Zelter oder Humboldt nach Weimar schriebe. Ich habe wirklich in mich hineingelacht. Aber es hat ja sein Mythisch-Reizvolles so gefragt zu werden, und etwas vom Faust hat alles bessere Deutsche. (Br II, 397).

Bis zu diesem Datum hatte Mann in seinem Briefwechsel diese neue Analogie seiner internen Topographie verheimlicht oder, wie er schrieb, „durch die lateinische Namensendung [des Protagonisten Dr. Faustus] etwas zu vertuschen" gesucht (Br, II, 397). In seiner Korrespondenz hatte er meistens von dem Plan zu einem Künstler- oder Musikerroman gesprochen „aus der Schicksalsgegend Maupassant, Nietzsche, Hugo Wolf" (Br II, 309), von „einer Art von moderner Teufelsverschreibungsgeschichte" (DüD III, 9), doch nicht von Goethes *Faust* oder Weimar.

Man wird in der Folgezeit keine weiteren Zeugnisse von ähnlicher Beweiskraft wie den Brief an Erich von Kahler finden. Das liegt zum Teil daran, dass andere Themen im *Doktor Faustus* wie das „Deutsch-Altstädtische," das „Deutsch-Musikalische" (Br II, 575–576) und Nietzsches „Krankheitstragödie" (DüD III, 136) die Sicht auf Goethe verstellten. Mann stimmte sogar mit einem seiner Kritiker überein, der geschrieben hatte, dass er den „ungoethischsten aller Fauste gedichtet" habe (DüD III, 135). Jedoch darf man darüber nicht vergessen, dass Goethe – auch wenn er nicht erwähnt wird – für Tho-

mas Mann seit Jahrzehnten das Lebensmuster darstellte.[21] An Erich von Kahler schrieb er im Januar 1944, dass es ihm gelungen sei sein „späteres Leben mehr nach Goethe'schem Muster auszubauen“ (Br II, 348). So ist es auch nicht zu verleugnen, dass trotz der gegenteiligen Äußerungen Manns der Goethesche *Faust* zu den Tiefenschichten des Romans gehört. Hans Rudolf Vaget hat von der „diskreten Anwesenheit“ des Goetheschen Werks gesprochen und gezeigt, wie der Esmeralda-Tolna-Komplex zur Möglichkeit der Gnade für Leverkühn im Sinne des Goetheschen Vorbilds wirksam wird, allerdings mit der für den *Doktor Faustus* typischen Ambivalenz.[22]

Thomas Mann wollte seinen Lebensabend in Los Angeles beschließen. In einem Vortrag, den er an der University of California, Los Angeles im Oktober 1943 hielt, hatte er erklärt, dass es in seinem Fall für eine Rückkehr nach Europa „zu spät“ geworden sei:

> Ich sage mir, daß in meinem Alter nicht viel daran liegt, an welchem Ort man sein im Wesentlichen schon festgelegtes, in einem gewissen Sinn schon historisches Lebenswerk zu Ende führt. Auch bin ich im Begriff, amerikanischer Bürger zu werden, wie meine Söhne, die in der Armee dienen, und meine hier geborenen, hier aufwachsenden Enkelkinder es sind, und mein attachment an dieses Land ist soweit fortgeschritten, daß es aller Dankbarkeit zuwiderliefe, mich gänzlich von ihm zu trennen. (XIII, 197)

Fast ein Jahr später, im Juni 1944, erhielten Thomas Mann und seine Frau die amerikanische Staatsbürgerschaft, die sie auch nie wieder aufgegeben haben. Doch die Welle des Anti-Kommunismus, die die Vereinigten Staaten in den vierziger und fünfziger Jahren erfaßte und zu Rechtsverletzungen durch das House Un-American Activities Committee (HUAC) und Senator Joseph R. McCarthy führte, trug zu einer Änderung der Lebenspläne bei, da auch Thomas Mann und seine Familie nicht von Verdächtigungen verschont blieben.

Die Tatsachen sind bekannt: im April 1949 veröffentlichte die Zeitschrift Life einen Bildbericht über die internationale Friedenskonferenz in New York mit Photos von Einstein und Mann als „fellow travellers of Communism.“ Manns Reise nach Weimar im Goethe-Jahr 1949 erregte weiteren Verdacht. Im März 1950 wurde ihm vom Direktor der Library of Congress mitgeteilt, dass sein jährlicher Vortrag in Washington zum Zeitpunkt nicht tragbar sei. Seine Unterschrift unter den Stockholmer Appell gegen Atomwaffen im sel-

[21] Siehe meinen Aufsatz Goethe in Hollywood: Thomas Mann in Exile in Los Angeles, in: Gert Sautermeister u. Frank Baron (Hrsg.): Goethe im Exil: Deutsch-Amerikanische Perspektiven. Bielefeld: Aisthesis Verlag 2002, S. 125–139.

[22] Hans R. Vaget: Thomas Mann und James Joyce: Zur Frage des Modernismus im „Doktor Faustus.“ in: TM Jb 2, 1989, 121–150, bes. 136, 146. Siehe ferner Heinz Gockel: Faust im „Faustus,“ in: TM Jb 1, 1988, 133–148.

ben Jahr löste Kontroversen in der internationalen Presse aus. Im Januar 1951 unterzeichnete er ein Dokument des American Peace Crusade, aber zog auf Anraten seines Verlegers Alfred A. Knopf seine Unterschrift zurück. Schließlich gelang es dem Journalisten Eugene Tillinger, der eine Hetzkampagne gegen den Schriftsteller führte, dass sein Artikel *Thomas Mann and the Commissar* in den Congressional Record-House vom 18. Juni 1951 aufgenommen wurde.[23] An sich hatte ein solcher Eintrag wenig zu bedeuten, aber als Pressemeldung wirkte er doch alarmierend. Schwerwiegender war die Absetzung des Vortrags an der Library of Congress, von der man als führender Bibliothek des Landes erwartet hätte, dass sie für die Redefreiheit des Schriftstellers eingetreten wäre. Die Library of Congress erstattete jedoch keine Pressemeldung, so dass der Vorgang eine private Angelegenheit blieb (BrAM 732–736, 1076–1078).

Man hat von einer „Verfemung" Thomas Manns gesprochen.[24] Es war keine konzertierte Aktion. Die Angriffe kamen von verschiedenen Seiten, doch sie hatten einen kumulativen Effekt. Thomas Mann und seiner Familie wurde der Aufenthalt in den Vereinigten Staaten verleidet. Erika Mann, die ihrem Vater als Mitarbeiterin unentbehrlich geworden war, mußte befürchten, dass ihr die Wiedereinreise verweigert würde. Es ist nicht verwunderlich, dass sich um diese Zeit die Aussagen in Manns Briefen und im Tagebuch vermehrten, die von der Sehnsucht sprechen, „in der Schweiz zu sterben und dort, nicht hier, begraben sein".[25]

Es war ein „langer Abschied," wie Ruprecht Wimmer mit Recht gesagt hat.[26] Im Januar 1952 entschlossen sich die Manns zum Hausverkauf. Wer mit der externen und internen Topographie des Mannschen Exils in Kalifornien

[23] Zu den einzelnen Ereignissen siehe Heine/Schommer: Thomas Mann Chronik (zit. Anm. 4), S. 446, 458, 470, 483–484, 488. Zu Eugene Tillinger siehe auch Hermann Kurzke: Thomas Mann: Das Leben als Kunstwerk, München: Beck 1999, S. 546–548. Dieser kurze Überblick enthält nicht sämtliche Daten, an denen Thomas Mann von seinem Recht der freien Meinungsäußerung Gebrauch machte und mit der öffentlichen Meinung in Konflikt geriet. Bereits 1947 hatte er sich gegen das Verfahren des House Un-American Activities Committee (HUAC) ausgesprochen.

[24] Heine/Schommer: Thomas Mann Chronik (zit. Anm. 4), S. 483. Die Verfemung Thomas Manns ist nicht mit seiner Überwachung durch das Federal Bureau of Investigation (FBI) während des 2. Weltkriegs zu verwechseln. Er nahm keine Notiz davon. Doch später ergaben sich Überschneidungen. So lag z. B. dem leitenden Bibliothekar der Library of Congress 1950 bei der Absage des Vortrags *Meine Zeit* vermutlich ein FBI-Dossier vor (BrAM 1077). Siehe dazu Hans R. Vaget: Vorzeitiger Antifaschismus und andere unamerikanische Umtriebe: Aus den geheimen Akten des FBI über Thomas Mann, in: Horizonte: Festschrift für Herbert Lehnert zum 65. Geburtstag, hrsg. von Hannelore Mundt u. a., Tübingen: Niemeyer 1990, S. 173–204.

[25] Tb, 4.5.1951; siehe ferner Tb, 6.6.1952; Brief an Adorno vom 19.4.1952 in Tb IX (1951–52), S. 629

[26] Ruprecht Wimmer: Thomas Manns langer Abschied von Amerika, in: Thomas Mann, die Deutschen und die Politik, hrsg. von Heinrich Oberreuter und Ruprecht Wimmer, München: Akademischer Verlag 2008, S. 59–82.

vertraut ist, kann sich vorstellen, wie „bedrückend und aufregend“ es für ihn war, als der Grundstücksmakler am Garteneingang das Zeichen anbrachte, dass Haus und Grundstück zum Verkauf standen (Tb, 11.2.1952), denn für Mann bedeutete das Zeichen zugleich die Emigration aus den USA. Ohne großes Gepäck und ohne Pressemeldung reisten die Manns ab. Am 24. Juni 1952 flogen Katia und Thomas Mann von Los Angeles nach Chicago, am 26. Juni erfolgte der Weiterflug nach New York und am 29. Juni der Abflug nach Zürich. Es folgten Unruhe und ein Wanderleben von Hotel zu Hotel, bis man ein gemietetes Haus in Erlenbach bei Zürich fand. Das Haus erwies sich aber als zu klein, und Thomas Mann fand seine Arbeitsenergie während der ersten zwei Jahre stark beeinträchtigt. Es war schwer für ihn, sich in Europa wieder einzuleben. Er hat mindestens ein Jahr an produktiver Arbeit verloren.

Endlich erfolgte der Ankauf des Hauses in Kilchberg, Alte Landstraße 39. Am 15. April 1954 zog er in das Haus ein, das er als seine „definitiv letzte Adresse“ bezeichnete.[27] Für die Wahl des letzten Wohnorts erwähnte er eine topographische Konstellation, die auch für sein Haus in Pacific Palisades so wichtig gewesen war: die Nähe zum „Ländlichen“ und der „bequeme[…] Kontakt mit der Stadt.“[28] Wie wichtig für Thomas Mann die alte Topographie war, lässt sich daraus ersehen, dass er das neue Haus mit dem „kalifornischen Sofa,“ in dessen Ecke er „große Teile des *Faustus* und des *Erwählten* schrieb,“ in Verbindung brachte.[29] Das Sofa, das nun in seinem neuen Arbeitszimmer in Kilchberg stand, stellte die topographische Kontinuität her. Die Rückkehr war eine Einkehr mit positiver Erinnerung an das Exil. In sein Tagebuch trug er ein: „Bewegend, vor und nach Tische wieder auf meinem Sofa aus P.[acific] P.[alisades] zu sitzen“ (Tb, 15.4.1954).

[27] Rückkehr, XI, 527–531, hier 527.

[28] Ebda., S. 527.

[29] Unveröffentlichter Brief an Kuno Fiedler, im Auszug abgedruckt bei Hans Bürgin und Hans-Otto Mayer (Hrsg.): Thomas Mann: Eine Chronik seines Lebens, Frankfurt/Main: Fischer 1974, S. 274.

Yahya Elsaghe

Die „Principe[ssa] X." und „diese Frauen –!"

Zur Bachofen-Rezeption in *Mario und der Zauberer*

Mario und der Zauberer. Ein tragisches Reiseerlebnis entstand im Sommer 1929, geht aber bekanntlich auf ein ‚Erlebnis' zurück, das den Manns bereits im Spätsommer 1926 an der ligurischen Küste in Forte dei Marmi widerfahren sein muß. Schon diese äußeren Daten, wenn man sie mit dem fiktionalen und essayistischen Werk des Autors abgleicht, sind bemerkenswert: Entstanden ist *Mario und der Zauberer* im Jahr eines zweihundertsten Geburtstags, zu dessen Feier, *Zu Lessings Gedächtnis*, Thomas Mann, neben seiner Rede für die Preußische Akademie der Künste, einen Zeitungsartikel verfaßt hatte; beziehungsweise, was die Chronologie seines *fiktionalen* Œuvres betrifft, zur selben Zeit, da er an den *Geschichten Jaakobs* arbeitete. Diese gelten in der Forschung als erste, ja die Josephsromane galten die längste Zeit als einzige Zeugnisse für Manns produktive Auseinandersetzung mit Johann Jakob Bachofen. Und dafür, daß er mit dessen Kulturtheorie damals schon sehr vertraut war, enthält gerade sein Artikel *Zu Lessings Gedächtnis* einen Beleg erster Güte, weil er sie darin kürzelhaft und als etwas selbstverständlich Verfügbares aufruft. Vom Titel „Wie die Alten den Tod gebildet" heißt es dort nämlich, er „kling[e], als sei er von Bachofen…" (X, 254)

Das zugrunde liegende „Reiseerlebnis" aber, an das der jetzige Unter- und der Haupttitel der Erstpublikation noch erinnern, fiel in die zweite Hälfte des Jahres, auf dessen Anfang ein Terminus post quem für Manns Bachofen-Rezeption datierbar ist. 1926 erschienen nicht weniger als drei größere Bachofen-Ausgaben, von denen Mann gleich zwei erwarb, eine davon sogar doppelt. Zuerst las er Bachofen in einer von Manfred Schröter besorgten Auswahl; oder genauer gesagt las er darin sehr wahrscheinlich vorerst nur *über* Bachofen, nämlich in Alfred Baeumlers „Einleitung" dazu. Auf diese Einleitung, und wieder genauer besehen eben *nur* auf sie, geht er in einem Exkurs der *Pariser Rechenschaft* eigens und ausführlich ein (15.1, 1159–1162). Wie wichtig ihm die Neuentdeckung Bachofens gewesen sein muß, scheint wohl schon eine leichte Deplaziertheit dieses Exkurses zu verraten. Der Exkurs ist nämlich einem Anachronismus geschuldet. Denn die eigentliche Pariser Reise, über die der Essay „Rechenschaft" ablegen soll, fiel schon in die ersten

Tage des Jahrs 1926, in dem Schröters Ausgabe erschien beziehungsweise erst noch erscheinen *sollte*.

Als jenes „Reiseerlebnis" ihm und den Seinen im Sommer 1926 widerfuhr, hatte Mann also bereits begonnen, sich jedenfalls mit Bachofens Kulturtheorie zu beschäftigen, vielleicht aber auch schon ihre produktiv-literarische Adaptierbarkeit zu erwägen; und daß er das Erlebnis immer schon mit ihr in Verbindung brachte oder auch immer schon vorhatte, es über sie novellistisch zu verwerten, ist damit prinzipiell möglich. Doch muß einem diese Möglichkeit prima vista ganz unplausibel vorkommen. In der Forschungsliteratur zur Novelle kam sie denn auch noch nie in Betracht. *Mario und der Zauberer*, dem autobiographischen Substrat der Novelle gemäß, handelt ja von der Gegenwart der Zwanzigerjahre. Bachofen aber hat eine Theorie vor allem der Ur- und Frühgeschichte formuliert, die in drei Stufen verlaufen sein soll (und dabei nur auf deren letzter historische Zeiten überhaupt erst berührt): vom ‚tellurisch'-dunklen oder ‚chthonisch'-‚aphroditischen' ‚Hetärismus' über das ‚lunarisch'-‚junonische' ‚Mutterrecht' zum ‚solarisch'-‚apollinischen' ‚Vaterrecht'.

Daß Mann ausgerechnet auf eine Konzeption prähistorischer Kulturstufen zurückgegriffen haben soll, um ein zeitspezifisches Phänomen der Zwanzigerjahre zu bearbeiten, erscheint also auf einen ersten Blick zugegebenermaßen völlig abstrus. Bei einem zweiten, einem näheren Blick auf Bachofens Texte und einem dritten auf die Lesespuren, die Mann in ihnen hinterlassen hat, erweist es sich aber, daß diese Texte zumindest das Potential solch einer Aktualisierung durchaus hätten. – Obwohl sie, was ihren Gegenstand betrifft, von der Gegenwart denkbar abgewandt zu sein scheinen, geben die Texte Bachofens doch deutlich zu erkennen, daß sie in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts entstanden sind. Ideengeschichtlich markieren sie die Bruchstelle zwischen dem modernen Fortschrittsglauben und der Geschichtsphilosophie noch des achtzehnten Jahrhunderts beziehungsweise schon der Antike. Die Vorstellung vom unaufhaltsamen „Fortschritt" zur ‚Paternität' antizipiert die linearen, wenn auch noch nicht die zukunftsoffenen Denkparadigmen der Moderne. Aber diese fortschrittsoptimistische Vorstellung kontaminiert Bachofen gelegentlich mit einem zyklischen Geschichtsmodell; und zwar gerade auch an solchen Stellen, die sich Mann wie zum Beispiel diese hier angestrichen hat:

> Das Ende der staatlichen Entwicklung gleicht dem Beginn des menschlichen Daseins. Die ursprüngliche Gleichheit aller kehrt zuletzt wieder. Das mütterlich-stoffliche Prinzip des Daseins eröffnet und schließt den Kreislauf der menschlichen Dinge.[1]

[1] Johann Jakob Bachofen: Der Mythus von Orient und Occident. Eine Metaphysik der alten Welt. Aus den Werken von J. J. Bachofen. Mit einer Einleitung von Alfred Baeumler, hrsg. v. Manfred Schröter, München: Beck 1926, S. 247 f. Vgl. Herodot I, 207, 2.

An dieser Stelle gerät Bachofens Theorie der Frühzeit unversehens zur Pro- oder zur Diagnose, entweder zu einer Prophetie vom „Ende der […] Entwicklung" oder dann zu einer Analyse bereits gegenwärtiger Zustände. Bachofens ‚Gendertheorie', und das hilft ihre Renaissance in den Zwanzigerjahren zu verstehen, wäre also durchaus aktualisierbar, und zwar weit über den Geschlechterdiskurs hinaus. Anschlußfähig wäre sie vor allem für den politischen Diskurs, wie schon das Wort von „der *staatlichen* Entwicklung" verrät und wie es Baeumler in seiner „Einleitung" geradezu vorexerziert, wo ihr Mann ja allererst begegnete. Und wie er ebenfalls schon bei dieser ersten Begegnung lernen konnte, ließe sie sich darüber hinaus auch in einen besonderen rassistischen, den heute ‚Orientalismus' genannten Diskurs einlesen. – Es gab also drei Aspekte, die es in den Zwanzigerjahren nahelegten, Bachofens Kulturtheorie auf die eigene Gegenwart sozusagen loszulassen: ‚race', ‚class' und ‚gender'; beziehungsweise, in der Reihenfolge der abnehmenden Offensichtlichkeit, mit der Mann bei der literarischen Bearbeitung seines „Reiseerlebnis[ses]" diese Theorie aufgriff: Geschlechterverhältnis, Gesellschaftshierarchie und ‚Orientalismus'.

Konstitutiv für diese literarische Bearbeitung und symptomatisch für die Insistenz ihres autobiographischen Substrats, aber vor allem auch bezeichnend für den Geltungsanspruch ihrer Zeitdiagnose ist schon die äußere Form der Erzählung. Wie nur wenige andere und wie zumindest keine der ‚großen', kanonisch gewordenen Novellen des Autors ist *Mario und der Zauberer* in ‚Ich-Form' geschrieben. Der Erzähler ist also zugleich Figur. Als solche wird er mit Merkmalen ausgestattet, die es näher legen als bei irgendeinem anderen Novellen- oder Romanerzähler des Gesamtwerks, ihn mit dem realen Autor zu identifizieren – abgesehen allenfalls nur von *Das Eisenbahnunglück* oder auch von *Herr und Hund* –: Ehemann, mehrfacher Familienvater und deutscher Bildungsbürger pur et dur (nach Ausweis zum Beispiel diverser musikalischer und literarischer Aperçus und vor allem seiner sehr gewählten, mit lateinischem und griechischem Lehngut angereicherten Sprache). Alles dagegen, was es einem erlaubte, fiktiven und realen Autor eindeutig auseinanderzuhalten, wie etwa Beruf oder Name (die Namen auch von Frau und Kindern), fällt unter die Leerstellen des Texts. Und wie verführerisch nahe es läge, diese Leerstellen eigenmächtig mit den Daten des realen Autors zu füllen, zeigt so deutlich wie nur denkbar die Verfilmung von 1994: „Bernhard Fuhr*mann* / ein deutscher Schriftsteller", verheiratet obendrein mit einer Frau, die, ganz anders zwar als Katia Mann, einen jüdisch markierten Vornamen trägt: „Rachel".

Noch weiter getrieben wird die ihrerseits fast schon ‚hypnotisch' starke Suggestion von Faktualität – und in eins damit eben auch der Verbindlichkeitsanspruch der vorgelegten Gesellschaftsanalyse – durch die sehr besondere

Kommunikationssituation, in die die Erzählerfigur integriert ist und die sich so weder im *Eisenbahnunglück* noch in *Herr und Hund* findet. Der anonyme Erzähler, dem man als solchem seine Fiktionalität also nicht mehr beweisen kann, richtet sich wiederholt direkt an eine intendierte Leser- oder Hörerschaft und verhält sich übrigens auch hierin wieder wie der Hypnotiseur und „Zauberer", von dem seine Erzählung hauptsächlich handelt – „Zauberer" war bekanntlich pro domo ein Name des realen Autors –: „Mögen Sie das? Mögen Sie es […]?" „[G]eben Sie es zu"! „Auch langweile ich Sie nicht […]." „Unfehlbar werden Sie mich fragen […], – und ich muß Ihnen die Antwort schuldig bleiben." (VIII, 664 f., 694)

Wann immer der ‚homodiegetische' Erzähler also sein Publikum anredet, dann in der Höflichkeitsform. Er vermeidet jeweils die Redeform, die in der fiktionalen Erzähltradition für solche Anreden vorgegeben wäre. Er erlaubt sich *nicht*, seinen ‚lieben' oder ‚geneigten' Leser zu duzen. Er nimmt diese Lizenz gerade *nicht* in Anspruch, die und *weil* sie als solche, als ‚*poetische* Lizenz', die Fiktionalität jedes Texts auswiese, der sich ihrer bediente; sondern er adressiert seine Hörer- oder Leserschaft mit dem realiter gehörigen An- und Abstand. Der Erzähler verhält sich damit genau so, wie es der reale Autor in einer faktualen Gesprächssituation täte.

Die Merkmale nun, die es ermöglichen, den fiktiven mit diesem realen Autor gleichzusetzen und seine Sozialdiagnose also desto ernster zu nehmen, konstituieren die Rolle, in der der Erzähler als *Figur* agiert oder auch *nicht* agiert, zu agieren versäumt. Die entsprechenden Verben stehen regelmäßig im *Plural* der ersten Person. Dabei läßt das Personalpronomen, „wir", ebenso regelmäßig supplieren, wer alles damit gemeint ist: entweder der Erzähler und seine Frau; oder dann der Erzähler, seine Frau und beider Kinder. Der Erzähler figuriert damit schon formal wesentlich als Mann und Ehemann, als Vater und Familienvater. Und in der bildungsbürgerlich gepflegten Sprache seiner Erzählung, in die ziemlich oft fremdsprachliche Zitate eingelassen sind und die so gegen die direkten Reden der Italiener abgesetzt wird, erscheint er natürlich immer schon als Deutscher, aber eben auch als Angehöriger eines ganz bestimmten und genau bestimmbaren Klassensegments.

Seine Merkmale stehen damit dem diametral gegenüber, wovon seine Erzählung handelt. Italien, als erstes und damals noch einziges faschistisches Land, steht oder stand jedenfalls 1926 respective 1929 in doch wohl offensichtlichem Gegensatz zur nationalen Identität des Erzählers, da in dessen ‚Vater'-land ja seinerzeit noch vergleichsweise sehr liberale Verhältnisse bestanden. Die faschistisch-nationalistische Massenbewegung steht in Gegensatz zur ‚meritokratisch' gehobenen Identität des Bildungsbürgers oder virtuell auch zu sozial distinkter Identität als solcher. Und in Gegensatz geraten

die italienischen Zustände vor allem auch zur Männlichkeit und Vaterschaft des Erzählers:

In *Mario und der Zauberer* erscheinen männliche Figuren, soweit es Italiener sind, nicht viel anders als später dann im *Doktor Faustus* oder in der *Betrogenen*. Sie sind „Angeber" (VIII, 669) und „donnaiuol[i]" (VIII, 679), Pantoffel- und *Frauen*helden, „große[ ] Feigling[e]" und schon dem Namen nach ‚Davonläufer': „Fuggièro!" (VIII, 665; ein sonst nirgends belegbarer und also desto deutlicher sprechender Vorname). Sie leiden an ‚Asthma', „ekelerregend[ ]" schlechter Haut, „akute[r] Unordnung des gastrischen Systems" (VIII, 665, 676, 678, 684). Sie sind „[w]ehleidig[ ]", „abscheulich[ ]", „empörend[ ]", „kriecherisch[ ]", „[k]orrupt[ ]" (VIII, 663, 665). Im „Grand Hôtel" „liebediener[n]" sie der Frau „ein[es] Principe X.", die glaubt, ein (deutsches) Kind könne „ihre Kleinen" „akustisch anstecken[ ]" (VIII, 661). Dem paranoiden „Aberglauben" der Hotel-„Nachbarin" beugt man sich anstandslos, auch nachdem ein „Diener der Wissenschaft […] jede Bedenklichkeit" „verneint" hat. Man getraut sich „wohl nicht einmal […], ihr von" dessen „Votum […] Mitteilung zu machen" (VIII, 661 f.).

Der Erzähler und die Seinen müssen folglich in eine „Casa Eleonora" (VIII, 694) umziehen, ohne dort indessen den im Hotel beobachtbaren Geschlechterverhältnissen zu entkommen. Als „Besitzerin" dieser Pension firmiert befremdlicherweise allein eine doch verheiratete Frau, verheiratet mit einem epithetis constantibus nur eben „stille[n] und kahle[n] Mann" (VIII, 662, 673, 700). Diese Allein-„Besitzerin", die ihren Gästen „eigenhändig die Suppe auffüllt[ ]" (VIII, 663) und an der damit etwas Mütterlich-Nährendes fixiert wird – genau wie an der Nella Manardi des *Doktor Faustus* (10.1, 312) –, hat ihre Pension „Eleonora" nach ihrer einstigen „Herr*in*" benannt. Mit dieser betreibt sie einen ausdrücklich so genannten „Kult", das heißt mit der Zeit „*vor* ihrer Verheiratung", der „große[n]" und „glückliche[n]" „*Epoche*" „ihres Lebens" (VIII, 662 f.): So sagt der Erzähler mit einem Wort, das *phylo*genetischen Zusammenhängen, wie Bachofen sie behandelt, eher angemessen wäre als einem einzelnen „Leben[ ]".

Die ‚kultisch' verehrte „Herrin", aber auch schon die Alleinbesitzerin der nach ihr benannten Pension bezeichnet einen nahezu diametralen Abstand von der je erbärmlichen Figur, die die Italien*er* hier so gut wie ausnahmslos machen. Das starke Gefälle zwischen der Imposanz weiblicher und der Kläglichkeit männlicher Figuren kann man ohne weiteres mit Bachofen interpretieren. Die Berechtigung und Richtigkeit solch einer Interpretation erweist insbesondere auch schon der konkrete Wortlaut des Texts. Wortwahl und Namengebung lassen sich immer wieder direkt oder mittelbar auf Bachofens Vorstellungsarsenal zurückführen. So wird Italien zum Faschismus, heißt es im Text: „erweckt[ ]"

(VIII, 676). Das Verb und seine Ableitungen nehmen beim späteren und späten Mann nicht von ungefähr gerne eine erotische Bedeutung an: so in den Josephsromanen oder im *Doktor Faustus*, in der *Betrogenen* und besonders häufig in der orientalisch-„indische[n] Legende" von den *Vertauschten Köpfen* (aber bezeichnenderweise noch nicht im *Zauberberg*, dessen Vollendung eben noch hart vor Manns Bachofen-Lektüre gefallen war und für den man eine solche immer wieder nur von neuem vorausgesetzt, doch nirgends nachgewiesen hat).

Die Belege dafür beziehen sich mit nur einer Ausnahme (V, 1139) auf die ‚erweckte' Sexualität immer einer Frau. Schon deswegen ist es mehr als nur eben wahrscheinlich, daß diese spätere Verwendungsweise unmittelbar auf Bachofens Sprachgebrauch zurückgeht. Bei Bachofen nämlich erscheinen die entsprechenden Vokabeln regelmäßig im Zusammenhang mit der ihm zutiefst unheimlichen, sozusagen wildgewordenen weiblichen Sexualität.[2]

Eine solche weiblich-promiske und weiblich-ehebrecherische Sexualität konnotiert zum Beispiel auch der bisher noch nicht befriedigend erklärte Vorname der mütterlich-nährenden Pensionswirtin, die mit der „Epoche" ihrer „Herrin" und ihrer Ledigkeit quasi kultischen Aufwand betreibt. Auf den Text, der einem das hierfür einschlägige Konnotat ihres Namens erschließt, weisen vielleicht schon einige Details ihrer Einführung, die für den Handlungsverlauf vollkommen entbehrlich wären. Die Haus-Herrin der „Pensione Eleonora" soll „in Florenz ein" noch „größeres Fremdenheim" betreiben (VIII, 662). Und „mit Vergnügen" hören der Erzähler und die Seinen „ihren in stakkiertem und klingendem Toskanisch vorgetragenen Erzählungen" zu (VIII, 663). Die Stadt – „Florenz" –; der Dialekt – „Toskanisch" –; aber auch die ‚vergnüglich'-orale, vor- oder protoliterarische Form, in der dieser ‚klingende' Dialekt zur Geltung kommt – „Erzählungen" –: all das gälte ebenso für das Korpus, von dem sich die Gattung der ‚Novelle' überhaupt erst herschreibt.

Mit dem Namen der toskanischen Pensionsbesitzerin, aber auch mit fast allen anderen Personennamen seiner Novelle, vom ersten („Cipolla" [VIII, 658]) bis zum letzten („Silvestra!" [VIII, 708]), griff Mann also gewissermaßen auf die Anfänge der Gattung zurück. Boccaccios *Decamerone* (oder genau genommen, wie teils bereits die Schreibungen verraten, A. G. Meißners Übersetzung von 1782) diente ihm hier wie anderwärts als wahre Fundgrube für italienische Namen. Aus dem *Dekameron* stammt schon der *Nach*name der Wirtin beziehungsweise der Name ihres ‚Mannes': „Angiolieri"[3] (und nicht

[2] Johann Jakob Bachofen: Gesammelte Werke, hrsg. v. Karl Meuli, Basel: Schwabe 1943–1967, z. B. Bd. 2, S. 25, 59, 88, 92, 96, 141, 154, 156, 165, 186, 401; Bd. 4, S. 83, 124 f., 193, 274.

[3] Giovanni Boccaccio: Das Decameron, München: Allgemeine Verlagsanstalt 1924, Bd. 3, S. 120.

„Angi*u*lieri";[4] so etwa auch „*Silvestra*"[5] statt „S*a*lvestra"[6]). Die intertextuelle Beziehung, in der dieser Nachname zum *Dekameron* steht, erschöpft sich auch bei ihm nicht einfach in der positivistisch-quellenkritischen Nachweisbarkeit seiner Herkunft; sondern auch er versieht seinen Träger mit einer spezifischen, hier sehr relevanten Konnotation. Man braucht dessen Eigenschaften nur einmal etwas näher an die Erzählung zu halten, in der Mann den Namen fand oder suchte: „Angiolieri" (oder eben „Angiulieri") heißt in der vierten Novelle des Neunten Tags ein notorischer Versager und ewig Düpierter, der obendrein seinen Vater leidenschaftlich haßt, ohne doch von ihm und seiner Unterstützung je loskommen zu können.

„Der arme Herr Angiolieri, still und kahl!", wird keines Vornamens gewürdigt (VIII, 700). Den Vornamen der *Frau* dagegen erfahren die Leser wie auch die Pensionsgäste zwar nachträglich, aber aus einer Szene, die gerade in dieser Nachträglichkeit ein desto grelleres Licht auf ihn wirft. Er wird gleichsam jählings genannt oder vielmehr gerufen: „‚Sofronia!' […] (wir hatten gar nicht gewußt, daß Frau Angiolieri Sofronia mit Vornamen hieß)" (VIII, 699). Den also auch den Erzähler leicht erstaunenden ‚Ruf'-namen artikuliert ‚Herr' Angiolieri „mit schwacher Stimme […] mehrmals", als die so Gerufene dem „Zauberer" und „Verführer" folgt; und zwar „[m]ondsüchtigen Ausdrucks", also im Zeichen einer ‚lunarischen' Irrationalität (VIII, 699). Der Vorname fällt mithin in einer Szene, in der „das Anrüchige" (VIII, 704) der „[o]kkulten" (VIII, 691) Veranstaltung patent sexuelle Gestalt anzunehmen droht. In dieser „zweideutig-unsauberen" (VIII, 691) Szene beginnt sich zwischen Angiolieri, „sein[em] Weib" (VIII, 699) und dem „Zauberer" eine Dreieckskonstellation aufzutun, wie sie Mann verschiedentlich auch im *Doktor Faustus* oder in der frivolen Erzählung von den *Vertauschten Köpfen* ausphantasierte. Vor allem aber liegt diese Konstellation, eine quasi ‚hetäristische' Polyandrie der Frau, in der Erzählung des *Dekameron* vor, der siebten des letzten Tags, aus der er den Namen einer solchen Frau auf *Sofronia* Angiolieri übertrug, – oder übrigens auch in der zweiten Erzählung des Siebenten Tags, in der er den Namen für Sofronia Angiolieris späte Widergängerin fand oder suchte, jene ihrerseits mütterliche Hauswirtin im Italien des *Doktor Faustus*, Nella Manardi, deren vollen Vornamen der Erzähler eigens aus dieser Rufform konjiziert: „– ich glaube, sie hieß Peronella –" (10.1, 309). Schon allein die Fundstelle als solche wäre hier bedeutsam. Denn der Siebente Tag „[e]nthält" nach dem Summar der Meißnerschen Übersetzung lauter „Erzählungen von den Ränken, welche Weiber zur

[4] Giovanni Boccaccio: Il Decameron, hrsg. v. Aldo Francesco, Bari: Laterza & Figli 1927 (= Scrittori d'Italia, Bd. 97/98), Bd. 2, S. 202.

[5] Boccaccio: Das Decameron (zit. Anm. 3), Bd. 2, S. 71; Manns Hervorhebung.

[6] Boccaccio: Il Decameron (zit. Anm. 4), Bd. 1, S. 321.

Befriedigung […] ihrer Lüste den Männern […] gespielt haben".[7] Dem entsprechend er-niedrigt hier ‚die' Frau, eben eine gewisse Peronella, ihren allzu gutmütigen Ehemann auf besonders unverfrorene Art, indem sie ihn nämlich vor sich herumkriechen läßt, während sie mit ihrem Liebhaber koitiert.

Daß auch der Name des „Zauberer[s]" selbst aus dem *Dekameron* stammt, wurde in der Forschung freilich schon seit längerem erwogen, neben der Gegenthese, daß Mann den Namen aus einem Roman seines Bruders habe, *Die kleine Stadt* von 1909, die auch sonst etliche Gemeinsamkeiten mit der Handlung und den Lokalia von *Mario und der Zauberer* aufweist. (Zum Beispiel gab es am Ort auch der „kleine[n] Stadt" ein Venus-Heiligtum.) Wenn schon hier eine Adlige namens Cipolla vorkommt, kann das natürlich kein Zufall sein. Es braucht aber auch nicht zu heißen, daß Thomas Mann den Namen von hier übernommen hat. Ebenso gut könnte Heinrich Mann hier aus derselben Quelle geschöpft haben wie sein Bruder, die dieser anderthalb Jahrzehnte später selbst halb und halb als solche preisgab (DüD II, 371 f.). Und so muß es in der Tat gewesen sein. Denn die ganze Kontroverse erübrigt sich, sobald man etwas genauer in die betreffende Novelle des *Dekameron* hineinsieht. Mit der Figur, die dort „Cipolla" heißt, weist Thomas Manns Hypnotiseur mehr spezifische Gemeinsamkeiten auf, als sich über *Die kleine Stadt* erklären ließen. In der zehnten Novelle des Sechsten Tags, also in fast unmittelbarer Nachbarschaft von jener Peronella, taucht der Name in einem Zusammenhang auf, der mit Manns Handlungsarrangement grob, aber eben doch offensichtlich übereinstimmt. „Cipolla" heißt dort ein ausgepichter Scharlatan, der auch dort eine ganze Menschenmenge hinters Licht führt; und zwar auch dort im Monat August (eine in *Mario und der Zauberer* eigens noch kommentierte Zeitangabe [VIII, 660]).

Die *Orts*namen dagegen scheint Mann nicht der Literatur entnommen zu haben. Der wichtigste Ortsname jedenfalls, „Torre di Venere", scheint nirgends sonst belegt zu sein. Mann hat ihn offenbar ‚frei' erfunden. Desto signifikanter ist seine appellativische Bedeutung. „[D]er Zauberer" selber bringt ihn zum Sprechen: „torregiano di Venere, […] Türmer der Venus", „‚venerazione' ‚vénération'", „den reizenden Mädchen von Torre di Venere…" (VIII, 684, 692, 706). Wenn Cipolla den Namen wiederholt auf die „Mädchen von Torre di Venere" bezieht, gegen deren „Liebling[e]" er „zu sticheln" nicht aufhören kann (VIII, 678), dann gibt das vermutlich einen zusätzlichen Hinweis auf die Stoß- oder ‚Stich'-richtung dieses Namens, auf dessen sexualsymbolische Suggestivität. Einer entsprechenden Interpretation des Namens, die es also auf die Bildlichkeit seiner Bedeutung abgesehen hat, seinen sozusagen weiblich-

[7] Boccaccio: Das Decameron (zit. Anm. 3), Bd. 2, S. 294.

verkehrten Phallizismus, scheint sich freilich schon die erste Seite der Novelle zu widersetzen. Denn die appellativische Bedeutung des Ortsnamens wird dort ausdrücklich zum Thema, aber eben auch zum Problem: „Torre di Venere, wo man sich übrigens nach dem Turm, dem es seinen Namen verdankt, längst vergebens umsieht […]." (VIII, 658)

Der Ort scheint seinen Namen somit gar nicht zu verdienen. Und insofern dürfte man prima facie zweifeln, ob sich die hierher lokalisierten Ereignisse im Namen und im Zeichen der Venus-Aphrodite überhaupt noch abspielen *können*. Doch näher besehen ist es gerade die beiläufig bemerkte Absurdität des Ortsnamens, die dazu berechtigt, seine appellativische Bedeutung mit der ‚aphroditisch'-‚hetäristischen' Artung dieser Ereignisse zusammenzubringen. In eins mit der Sinnlosigkeit des Ortsnamens konstatiert der Erzähler ja implicite auch dessen ehedem einmal gegebene Motiviertheit; und zwar um den Preis einer leichten Störung des fiktionalen Arrangements. (Denn wie will ein solcher Tourist überhaupt wissen, wonach „man" sich vor Ort „*längst* vergebens umsieht"?) Der Ort verdient seinen Namen zwar nicht, aber auch nicht *mehr*. Die Sinnlosigkeit seines Namens reflektiert nur dessen unvordenklich hohes Alter.

Der Name also, der den Ort mit der antiken Liebesgöttin in Verbindung bringt, muß aus einer vorhistorischen Zeit stammen, an deren Kultur keine einzige archäologische Spur mehr, sondern allein noch er selber erinnert. Diese Situation entspricht nun allerdings ganz genau dem Befund, mit dem sich Bachofen konfrontiert sah. Denn das seinerzeit Faszinierende der Bachofenschen Methode bestand gerade darin, Aussagen über die Geschlechterverhältnisse einer „längst" vergangenen Zeit zu wagen, von der eigentlich gar nichts mehr erhalten blieb und die sich deshalb nur noch spekulativ erschließen ließ. Ihre hauptsächlichen Anhaltspunkte aber fand Bachofens Spekulation nicht nur in Kult und Religion, in Mythen und Märchen, sondern auch in Eigennamen und deren appellativischen Bedeutungen.

Der Ort und was an ihm geschieht steht a limine und ex nomine unter der Herrschaft der Aphrodite. Oder vielmehr kommt er *wieder*, wie mutmaßlich bereits einmal in jener nur noch in seinem Namen erinnerten Vorzeit, unter die Herrschaft der Aphrodite und all dessen zu stehen, was sich nach Bachofens Vorstellungen mit ihr verbindet. Diese Vorstellungen scheinen nun insbesondere auch der Veranstaltung zugrunde zu liegen, an der „ganz Torre" (VIII, 673) zugegen ist. In dieser hat es „der Zauberer" nämlich vor allem auf die „autochthone Männlichkeit von Torre di Venere" (VIII, 672) abgesehen: ein selbst für Manns Bildungsprosa auffallend erlesenes Fremdwort. ‚Autochthon' findet sich im Gesamtwerk zuvor, vor *Mario und der Zauberer* und Manns Bachofen-Lektüre, nur noch einmal, und dort in botanisch-fachsprachlicher

Verwendung (VIII, 562). Das Wort wäre hier also einigermaßen interpretationsfähig. Interpretieren könnte man es seinerseits als Teil der ‚chthonisch'-‚aphroditischen' Isotopie des Texts; um so mehr, als das Simplex „chthonisch" samt seinen Ableitungen („Chthonismus", „das […] Chthonische", „das Mütterlich-Chthonische" und dergleichen) überhaupt erst seit der *Pariser Rechenschaft*, dann aber massiv in Manns aktiven Wortschatz eindrang.[8]

Cipolla nimmt seinen „autochthone[n]" Opfern ihre „Männlichkeit". Er erniedrigt ihre „Kräfte[]" (VIII, 700). Er bricht die „Versteifung[en]" ihres „moralische[n]" Bewußtseins (VIII, 700). Selbst einem „hoch und breit gebaut[en]" Herrn und „schnurrbärtig stattlichen Colonnello" entschieden „militärischen Ansehens" knickt er recht eigentlich die ‚Potenz': „Er schien zu wollen und nicht zu können […]." (VIII, 698) Und vor allem natürlich demütigt Cipolla in dessen sexueller, heterosexuell-männlicher Identität den ‚Prot'-agonisten, wie ihn der jetzige, hierin schon etwas merkwürdige Haupttitel der Novelle als solchen definiert. Sein Name, *Mario*, der so noch vor den eigentlichen Novellentext zu stehen kommt, stammt ausnahms- und sehr bezeichnenderweise nicht aus dem *Dekameron*; sondern dieser „antike[] Name" geht auf die „heroischen Überlieferungen des *Vater*landes" zurück (VIII, 706), von denen her er das Konnotat eines „tapfere[n] Krieger[s] und tüchtige[n] Feldherr[n]" mit sich führt[9] (welcher Italien von Jugurtha und damit gewissermaßen von Afrika befreite[10]). Gerade auch schon über dieses „heroische[]" Konnotat des Namens mokiert sich Cipolla, indem er Mario etwa, den Kellner, als „*Ritter* der Serviette" verspottet (VIII, 709); wobei am eh und je kontroversen Schluß der Novelle das so kassierte Konnotat vielleicht, aber vielleicht auch nicht oder nur halbwegs wieder zur Geltung gelangt. Denn Mario rächt sich zwar mit eigener, einer „ungewöhnlich[]" und ‚auffallend' „nob[]l[en]" „Hand" (VIII, 705, 711) und in einem an sich männlich-martialischen Akt. Dieser aber wird durch die Sexualsymbolik der Tötungsszene sonderbar verzweideutigt: Mario erschießt Cipolla „mit auseinandergerissenen Beinen" und mittels einer Waffe, deren Phallizität „fast" bis zur Travestie zurückgenommen erscheint: einer „*kleine[n]*, *stumpf*metallne[n], *kaum* pistolen*förmige[n]* Maschinerie" mit „fast nicht vorhandene[m] Lauf" (VIII, 711).

Cipolla seinerseits, mit seinem Buckel, seinem „Schnurrbärt*chen*", seinen

[8] 15.1, 1148; IX, 245; X, 261, 266 f., 273; XI, 175, 315, 698, 865, 877, 1143; XII, 659, 662, 773, 861.

[9] Meyers Konversations-Lexikon, 5. Aufl., Leipzig/Wien: Bibliographisches Institut 1895–1900, Bd. 11, S. 948, s. v. ‚Marius'.

[10] Vgl. Egon Schwarz: Thomas Manns „Mario und der Zauberer", in: Italo Michele Battafarano (Hrsg.): Italienische Reise, Reisen nach Italien, Gardolo di Trento: Reverdito 1988, S. 349–376, hier S. 351 f.

„schadhaft[en] […] Zähnen" und seiner nur „komödiantische[n] Ritterlichkeit" (VIII, 674 f., 700), ist weniger ein „Cavaliere" als die Karikatur eines solchen. Er rückt zuletzt selber auch noch in die „Rolle[ ]" eines „Mädchen[s]" ein, wenn er, „Cipoll*a*", sich von Mario „nahe dem Mund" küssen läßt (VIII, 691, 708, 710). Auch die Wortsemantik übrigens seines morphologisch-formal gewissermaßen ‚femininen' Namens, dessen durchsichtige Bedeutung schon bei Boccaccio thematisch wird, kann in diesem Kontext weiblich sexuiert werden. „Cipolla", von Bachofen her gelesen, verweist auf ein dezidiert weibliches Symbol, in dem „die finstere Naturseite […] vor[herrscht]": „Mit der […] Zwiebel verbindet sich zugleich die Idee des Muttertums und der Todesgedanke […]."[11]

Bei den Demütigungen der „autochthone[n] Männlichkeit" spielt „die Hauptrolle" in gewissem Sinn weniger Cipolla selber als vielmehr „dies beleidigende Symbol seiner Herrschaft", mit dem er, „unpassenderweise", ausstaffiert ist: „eine Reitpeitsche mit klauenartiger silberner Krücke", „die Reitpeitsche mit […] Klauengriff" (VIII, 675, 697). Diese meistens einfach nur so, zur Abwechslung auch „Fuchtel" und „Ledergerte" genannte „Reitpeitsche" bedenkt der Erzähler endlich mit einer ziemlich auffälligen Metapher: „Stab der Kirke" (VIII, 697, 703). Die Metapher, „Stab", deren Bildlichkeit die Elastizität einer ‚Peitsche' seltsam verfehlt, scheint der ‚Verstocktheit' der Schultradition und dem Beharrungsvermögen der altgriechisch-deutschen Übersetzungskonventionen geschuldet zu sein. In den einst weit verbreiteten *Sagen des klassischen Altertums*[12] zum Beispiel oder auch in einem *Lehrbuch der griechischen und römischen Mythologie […]*,[13] das Manns Mutter besaß und über das dieser mit den antiken Mythen allererst in Berührung kam (XIII, 129 f.), erscheint bei einer Paraphrase der Odyssee ein „Stab" oder „Zauberstab" der Kirke als eben habitualisierte Übersetzung von ῥάβδος (‚Rute', ‚Gerte', ‚Fuchtel').

Die (also eigentlich ohne Not) verunglückte Metapher, „*Stab* der Kirke", ist selbstverständlich von ihrer Erweiterung um ein possessives Genitivattribut her zu begreifen, „Stab *der Kirke*". Mit der zur einen Hälfte schiefen Formulierung hat es der Autor ganz offensichtlich auf deren andere, zweite Hälfte abgesehen, auf die Nennung des mythischen Namens. Dieser Name deutet auf den Archetyp einer ‚Zauberin' und ‚Hetäre'. In dieser Bedeutung,

[11] Johann Jakob Bachofen: Urreligion und antike Symbole. Systematisch angeordnete Auswahl aus seinen Werken, hrsg. v. Carl Albrecht Bernoulli, Leipzig: Reclam 1926, Bd. 2, S. 126; vgl. Bd. 1, S. 391 f. (von Mann unterstrichen).

[12] Gustav Schwab: Sagen des klassischen Altertums, Leipzig: Insel 1909, Bd. 2, S. 268.

[13] Friedrich Nösselt: Lehrbuch der griechischen und römischen Mythologie für höhere Töchterschulen und die Gebildeten des weiblichen Geschlechts, hrsg. v. Friedrich Kurts, Leipzig: Ernst Fleischer 1874, S. 403.

in der also libertäre Sexualität und magisch-hypnotische Praktiken zusammenkommen, ist der Name topisch abrufbar; so etwa bei Grimmelshausen oder im *Wilhelm Meister*. Der Name „der Kirke" zeigt schlechthin auf die ‚Mutter' aller Gynaikokratinnen, die die längste Zeit jeden der ihr begegnenden Männer ‚zur Sau gemacht' haben soll. Und die Gestalt einer so gearteten „Buhlerin" konnte Bachofens Aufmerksamkeit unmöglich entgehen. In einer Vergil-Interpretation beispielsweise hält Bachofen den intertextuell in der Tat interpretationsbedürftigen Umstand fest, daß Aeneas, obwohl er doch sonst über allerhand „Hetäre[n]" und „Königsfrau[en]" die Oberhand behielt, „Circes […] verführerische Wohnung" rundweg „gemieden" habe.[14]

Unter der Signatur der Kirke und der Aphrodite erscheint der Faschismus in *Mario und der Zauberer* als eine einzige, und zwar eine kollektive Effeminierung. Die Massenbewegung, die der Faschismus war, wird damit als solche einer eigenwilligen Deutung unterzogen. Diese beruht wahrscheinlich nicht primär, vielleicht auch gar nicht auf der Massenpsychologie Gustave Le Bons, die Mann vermutlich nicht aus erster Hand gekannt hat; und auch nur sekundär auf derjenigen Sigmund Freuds, die allerdings sehr schön erklärt, warum sich, wenn einer, dann ein Verliebter der Massensuggestion zu entziehen vermag.[15] Vielmehr scheint hier eben eine politische Aneignung der Bachofenschen Kulturtheorie vorzuliegen, wie sie Mann bekanntlich bereits in Baeumlers „Einleitung" vorgeführt fand und wie sie Bachofen mit seinen Spekulationen über die zyklische Verlaufsform „der staatlichen Entwicklung" selber schon anbahnte.

Den großen Kulturepochen, die er postulierte, setzte Bachofen bestimmte Staatsformen gleich. Das ‚Vaterrecht' identifizierte er mit steilen Gesellschaftshierarchien wie zum Beispiel dem römischen Kaisertum. Dem ‚Hetärismus' dagegen, mit seiner „allgemeine[n] Brüderlichkeit aller Menschen", ordnete er den „Fluch der Demokratie" zu.[16] Weiter als zur Demokratie reichte Bachofens politischer Horizont seinerzeit freilich noch nicht. Den Kommunismus, auf den seine Charakterisierung des ‚Hetärismus' als „*Abwesenheit jedes Eigentums*"[17] besonders hübsch gepaßt hätte, ließ Bachofen noch außer Acht. Und den viel jüngeren Faschismus konnte er natürlich erst recht nicht mehr im Auge haben. Die Frage, ob der italienische Faschismus oder *wie* er gegebenenfalls der Lehre von den drei Kulturstufen und ihren politischen Weite-

[14] Bachofen: Urreligion und antike Symbole, (zit. Anm. 11), Bd. 1, S. 210.

[15] Vgl. Regine Zeller: Cipolla und die Masse. Zu Thomas Manns Novelle „Mario und der Zauberer", St. Ingbert: Röhrig 2006 (= Mannheimer Studien zur Literatur- und Kulturwissenschaft, Bd. 40), S. 52, 81–83.

[16] Bachofen: Der Mythus von Orient und Occident (zit. Anm. 1), S. 15 (von Mann angestrichen); ders.: Urreligion und antike Symbole (zit. Anm. 11), Bd. 3, S. 37.

[17] Bachofen: Der Mythus von Orient und Occident, S. 284 (zit. Anm. 1); Manns Hervorhebung.

rungen integrierbar sei, stellte sich somit für Bachofen noch gar nicht – aber auch nur für Bachofen selber nicht. Einem politisch sensiblen Bachofen-*Leser* jedoch von 1929 oder 1926, der dieses jüngste Massenphänomen sogar vor Ort mit-‚erlebte', mußte sie sich fast von selbst aufdrängen. Und als eine einzige Antwort nun auf diese Frage läßt sich denn *Mario und der Zauberer* in der Tat lesen.

Die Masse ist hier „feminin" nicht nur in Le Bons diffus-metaphorischem Sinn (in dem dieser das Phänomen übrigens mehr den ‚lateinischen' Völkern als den ‚nordischen' zuordnete);[18] sondern ihre ‚Weiblichkeit' gestaltet sich in Torre di Venere als eine ‚hetäristische', prae- oder postpatriarchale. Obwohl es sich dabei um ein historisch jüngstes Phänomen oder gerade *weil* es sich also gewissermaßen um ein „Ende der staatlichen Entwicklung" handelt, läßt sich die faschistische ‚Erwecktheit' bequem über Bachofens Kategorien interpretieren, wie sie damals eben wieder verfügbar geworden waren. Die faschistische Massengesellschaft erscheint in *Mario und der Zauberer* als Erfüllung der Prognose, die Bachofen dem „menschlichen Dasein[]" stellte. In ihr scheint sich „de[r] Kreislauf der menschlichen Dinge" zu schließen. „Die ursprüngliche Gleichheit aller kehrt" mit ihr „wieder". Denn die Verweiblichung der Gesellschaft geht mit einer Einebnung ihrer Stratifikationen einher, von der eigentlich nur die Fürstin X. eine desto signifikantere Ausnahme bildet. Wie arrogant die ‚erweckten' Italiener sich auch über landesfremde und „nordische[]" (VIII, 664) Touristen überheben, stellen sie doch unter sich eine virtuell egalitäre Gemeinschaft dar: „inländische[] Mittelklasse", „menschliche[] Mediokrität", „bürgerliche[s] Kroppzeug" (VIII, 665).

An dem Ort, dessen Geräuschkulisse[19] „diese Frauen –!" (VIII, 665) bilden und ihre dem Erzähler unerträglich penetranten Stimmen (besonders die Mutter des Muttersöhnchens Fuggièro), scheint die soziale Binnendifferenzierung ‚eingemittet' zu werden. Dabei darf man diese virtuelle „Gleichheit aller" (aller *Italiener* und Italiener*innen*) gerade nicht als eine paradiesische verstehen, mißverstehen. Einem solchen an sich ja sehr naheliegenden Verständnis hat die eigens eingeschaltete Episode zuvorzukommen, in der sich die Italiener über die noch harmlos-unschuldige, eben quasi paradiesische Nacktheit eines deutschen Mädchens empören und sie von Staats wegen ahnden.

Auf dem Weg zu dem Saal, in dem Cipolla gastiert und zu dem sein Publikum „*pilgert[]*" wie zu einer Kultsätte – nota bene „im Dunkeln" –, gelangt

[18] Gustave Le Bon: Psychologie der Massen. Mit einer Einführung von Peter R. Hofstätter, Stuttgart: Kröner 1982, S. 22. Vgl. Zeller: Cipolla und die Masse (zit. Anm. 15), S. 33.

[19] Zur Verdrängung des Gesichts- durch andere, besonders ‚anrüchige' Sinne vgl. Yahya Elsaghe: Krankheit und Matriarchat. Thomas Manns „Betrogene" im Kontext, Berlin/New York: de Gruyter [im Druck].

man „vom Feudalen über das Bürgerliche ins Volkstümliche“ (VIII, 671). Der Weg dorthin durchkreuzt also oder transzendiert buchstäblich die wesentlichsten Gesellschaftsdifferenzen. Schon an seinem Anfang, im Bezirk des aber nur noch scheinbar „Feudalen“, ist ein „‚Palazzo‘“ „aus herrschaftlichen Zeiten“ „übrigens verkäuflich[]“ geworden (VIII, 671). Der denn auch nur zwischen Anführungszeichen so genannte „‚Palazzo‘“ hat demnach aufgehört, ‚feudal‘-„herrschaftliche[]“ Identität zu beglaubigen, wie sie die patrilineargenealogischen Vererbungsregeln ehedem garantierten.

Der Saal selbst sodann hat ansonsten jeweils zu „Cinema-Vorführungen gedient“ (VIII, 671). Er ist mithin eigentlich ein Ort egalitaristischer Massenkultur par ‚excellence‘. Dem entsprechend „beschränkt[]“ „sich“ „der Zuschauerraum“ auf ein „Parterre“ („zu ebener Erde“, wie es an ‚tellurisch‘-‚hetäristisch‘ einschlägigen Stellen des *Doktor Faustus* immer wieder heißt[20]): „Logen“ sind „keine […] vorhanden“ (VIII, 671 f.). Ganz handgreiflich werden damit, und zwar nach unten hin, auf tiefstem Niveau, die sozialen Unterschiede nivelliert, wie sie in der Loge der traditionellen Theaterarchitektur ihren sinnfälligen Ausdruck fänden.[21]

Markierungen gesellschaftlicher Distinktion tauchen allenfalls noch in der pervertierten Form ihrer Selbstparodie auf. Sie stehen gleichsam ihrerseits zwischen Anführungszeichen und unter dem Vorbehalt ihres bloß noch ironischen Zitats. Sie erscheinen im „törichte[n]“ (VIII, 663) Dünkel des hohen oder in den phantastischen, „komödiantische[n]“ Attributen des niederen Adels. Dessen Exponent, dessen Namen übrigens auch bei Heinrich Mann ein herabgekommenes Geschlecht trägt, bleibt mit seiner „*hervorgekehrt* ritterliche[n] Art“ (VIII, 686) hinter den schneidigen Ansprüchen seines Titels hoffnungslos zurück. Der angebliche „Cavaliere“ ist kurzum, so das mit „Kroppzeug“ verwandte Wort des Erzählers, ein „Krüppel[]“ (VIII, 675, 687). An seiner Nobilität läßt gerade seine „Humbugschärpe“ (VIII, 680) erheblichen Zweifel, die sie doch anzeigen zu sollen scheint. Und weiter droht auch die *bürgerliche* und „städtische[]“ Repräsentationskleidung, Frack und „steife[r] Hut“, zum Karnevalskostüm auszuarten, wenn sie am Strand, neben „bloßen Pyjama[s]“, getragen wird (VIII, 664, 667 f.).

Die politischen Vorgänge, als deren „Personifikation“ (VIII, 695) der Erzähler den „Zauberer“ expressis verbis verstanden wissen will, werden so

[20] Vgl. Yahya Elsaghe: „Der Mythus von Orient und Occident“ in Thomas Manns „Doktor Faustus“, in: Wirkendes Wort 55.3, 2005, S. 427–445, hier S. 440.

[21] Vgl. Yahya Elsaghe: Die kleinen Herren Friedemänner. Familie und Geschlecht in Thomas Manns frühesten Erzählungen, in: Christine Kanz (Hrsg.): Zerreissproben/Double Bind. Familie und Geschlecht in der deutschen Literatur des 18. und des 19. Jahrhunderts, Bern/Wettingen: eFeF 2007, S. 159–180, hier S. 166 f.

der Bachofenschen Kulturzyklentheorie angeglichen. Die Transformation der italienischen Gesellschaft erscheint als Kippbewegung. Und als solche wird sie mit einem ganz bestimmten Begriff belegt, den Mann später auch auf den Nationalsozialismus anwenden sollte: „Rückschlag" (VIII, 668; XI, 1048). Der Begriff „Rückschlag",[22] den er sich hier eigens unterstrich, bezeichnet bei Bachofen exakt den zyklisch-kataklytischen Übergang zu einer primitiven Vor- und Unkultur, an dem die „menschlichen Dinge" zu ihrem „Beginn" zurückkehren.

Daß er die Symptome solch eines ‚Rückschlags' ausgerechnet in und an Italien erfahren muß, bringt den humanistisch gesinnten Erzähler in keine geringe Verlegenheit. Er gibt diese dort zu erkennen, wo er erstmals und besonders oft sein intendiertes Publikum anredet, und zwar mit deutlich defensivem Gestus: „Mögen Sie das? Mögen Sie es […]? […] geben Sie es zu […]"! Anlaß zu seinen ‚ausfälligen' Adressierungen des Publikums gibt der Konflikt, in den, was er in Italien erlebt und an Italien beobachtet, zum festen Vorstellungsfundus eines deutschen Bildungsbürgers geraten muß. Nach bildungsbürgerlich-humanistischen Vorstellungen, wie sie der Erzähler nunmehr zu einer schulmäßigen Litanei herabzuwürdigen beginnt („die Sonne Homers und so weiter"), ist oder müßte Italien ein, ja *das* „klassische[]" Land schlechthin sein: „Heimat" der „abendländischen" Kultur (VIII, 664f.), Wiege der westlichen Zivilisation, Geburtsort des selbstbestimmten Individuums „und so weiter". Italien sollte kurz und gut das Gegenteil all dessen verkörpern, was dieser Erzähler hier erleben muß.

Gelöst oder immerhin überspielt wird dieser Konflikt zwischen tradiertem Schulideal und konkret-authentischem Erlebnis über eine offenbar eigens zu diesem Zweck eingezogene Isotopieebene. Auf dieser hört Torre di Venere in gewissem Sinn auf, ein Teil ‚Italiens', oder hört Italien in demselben Sinn auf, ein Teil Europas zu sein. Ähnlich wie im Venedig „des Jahres 19.." (2.1, 444), das sich dafür freilich von seiner Geschichte und geographischen Lage her ungleich besser eignete als ein Ort „am Tyrrhenischen Meer" (VIII, 658), im Kernland der römischen Kultur und ihrer Renaissance, wird Italien in Torre di Venere konsequent verfremdet.

Das „servile" Gebaren jener Hotelpotentatin gegenüber erscheint als ein einziger „Byzantinismus" (VIII, 662). Cipolla gebärdet sich wie ein „Pascha[]" (VIII, 706). Er läßt Asien buchstäblich in Europa Platz greifen, wenn er einem seiner ersten Opfer erfolgreich suggeriert, „eine Reise nach Indien" zu machen (VIII, 698). Sein letztes Opfer, Mario, hat eine geradezu negroid-„primitive" Physiognomie (VIII, 704f.: „niedrige[] Stirn", „eingedrückte[] Nase", „auf-

[22] Bachofen: Der Mythus von Orient und Occident (zit. Anm. 1), S. 37.

geworfene[]“ „dicke[]“ „Wulstlippen“, „feuchte[] Zähne“). Die „Modefrisur“ der „autochthone[n] Männlichkeit“ ist eine ausdrücklich „afrikanisch[e]“ oder „nubische[]“ (VIII, 676, 683). Bei der „Tanzorgie“, in die Cipolla sein Publikum fallen läßt, selbst einen besonders willensstarken „römischen Herrn“, ist es ausgerechnet ein „Step“, den die ‚Entseelten‘ und ‚Entgeisterten‘ tanzen müssen (VIII, 700 f.); das heißt einer der seinerzeit (auch in *Unordnung und frühes Leid* [VIII, 647]) so genannten ‚Negertänze‘.[23] Und sogar das „Klima“ wird „afrikanisch“ (VIII, 664).

Alle diese Verfremdungen bringen Italien auf eine fundamentale Opposition zu Europa. Sie laufen entweder auf eine eigentliche Orientalisierung Italiens hinaus; oder aber sie assoziieren Italien mit ‚Afrika‘. „[D]ie afrikanische […] Welt“ interessierte Bachofen freilich nur erst am Rand, aber in derselben Hinsicht wie „die asiatische“, und zwar an einer Stelle (auch wieder vom „Kreislauf des Lebens“), die sich Mann angestrichen hat.[24] In Manns formativen Jahren aber, im Zuge der deutschen Kolonialpolitik, vermochte ‚Afrika‘ Phantasien freizusetzen, wie sie ehedem und ganz besonders bei Bachofen noch an den ‚klassischen‘ Orient gebunden waren.

Insofern jedoch, als sie den Ort und das Land so oder so auf eine Opposition zum ‚Westen‘ festlegen, entsprechen alle Verfremdungen Italiens wieder einem Bachofenschen Theorem. Darin gehen Gynophobie und ‚Orientalismus‘ eine feste Symbiose ein, wie sie Bachofen schon bei Herodot vorfinden konnte. An den von Bachofen denn am häufigsten herangezogenen Stellen lokalisiert Herodot die Inversionen der griechischen Normalverhältnisse regelmäßig in Afrika und Asien: die matrilineare Namengebung der Lykier zum Beispiel oder die Promiskuität der Auseer, Massageten und Nasamonen.

Die Symbiose von ‚Gynaikokratie‘ und ‚Orient‘ muß bei seiner Wiederentdeckung in den Zwanzigerjahren an Bachofen besonders faszinierend gewesen sein. Wie sehr man sich seinerzeit gerade für diese Symbiose interessieren und erwärmen konnte, zeigt schon der Buchtitel, unter dem Mann Bachofen überhaupt erst kennenlernte und zu lesen begann. Schröter hatte im Titel seine Auswahl „[a]us dem Werk von J. J. Bachofen“ ausgerechnet auf den Nenner dieses einen Aspekts gebracht: „Der Mythus von Orient und Occident“. Dabei legte das „Werk von J. J. Bachofen“ eine solche Selektion und Titulatur an sich nicht eben besonders nahe; geschweige denn, daß es einem Editor dergleichen aufgedrängt hätte. Daß es dazu ganz im Gegenteil näherliegende Alternativen gegeben hätte und auch tatsächlich gab, beweisen allein schon die Titeleien der beiden zeitgleichen Ausgaben, in denen Rudolf Marx beziehungsweise

[23] Vgl. z. B. W. K. Jolizza: Die Schule des Tanzes. Leichtfaßliche Anleitung zur Selbsterlernung moderner und alter Gesellschaftstänze, Wien: Hartleben 1907, S. 278.

[24] Bachofen: Urreligion und antike Symbole, Bd. 1 (zit. Anm. 11), S. 105.

Carl Albrecht Bernoulli je *ihre* „Auswahl" aus Bachofens Gesamtwerk trafen: „Mutterrecht und Urreligion"; „Urreligion und antike Symbole".

Die Kulturgeographie nun, die Bachofen seiner fatalistischen Zeitalterlehre immerhin *auch* einbeschrieben hat, ist so zu verstehen: Das Patriarchat soll eine Kulturleistung nur der ‚abendländischen' Zivilisation sein. Nur „[d]er reinere Geist des Okzidents"[25] habe die ‚gynaikokratischen' Zustände zu überwinden vermocht, wie sie beispielsweise das Buch der Richter mit der Geschichte von Samson und Delila reflektieren soll (die im *Doktor Faustus* über Camille Saint-Saëns' „[b]lödsinnig schön[e]" Oper explizit und auch im technischen Sinn des Worts ‚eingespielt' wird [10.1, 599]). Die Differenz von Okzident und Orient beruht also auf der Fortschrittlichkeit des einen und auf der Stagnation oder Entwicklungshemmung des anderen. Solch eine Differenzierung deckt sich ziemlich weitgehend mit den ‚orientalistischen' Gemeinplätzen, die Edward Said etwa an der zeitgenössischen Sprachtypologie Ernest Renans herauspräpariert hat.[26] Dennoch verleiht sie dem ‚Orientalismus' auch eine besondere Note. Der Code, der die eurasische Landmasse hier organisiert, gliedert diese nur einerseits noch nach einem stereotypen Schema. Andererseits aber teilt er sie eben auch in geschlechterpolitisch origineller Weise. In Bachofens Geographie gerät die Differenz von Orient und Okzident ja unversehens in Widerspruch zu den bis heute herrschenden Klischees: Hier „Europa" als die altbekannt „kleine, aufgeweckte Provinz des weiten Asiens" (IX, 486), aber auch als nicht einfach nur ‚männliche', sondern als Zone, in der es ‚die' Frau zu unterwerfen gelang; dort das eigentliche ‚*Mutter*land' „Asien[]" als ein wie gehabt „weite[r]" und amorpher, geschichtsloser und verschlafener, aber auch als ein Raum, wo die ‚gynaikokratische' Macht ungebrochen blieb. ‚Asien' ist also nicht einfach nur in einem topisch-diffusen Sinn ‚weiblich'; sondern es ist nach Bachofens Vorstellung schlechtweg der noch von ‚der' Frau beherrschte Kontinent.

Bachofens sexuelle Kodierung von Orient und Okzident leitet insbesondere die Argumentation eines ganzen Haupt- und Spätwerks: *Die Sage von Tanaquil. Eine Untersuchung über den Orientalismus in Rom und Italien*, aus dem sich nicht allein in Schröters ja entsprechend sensibilisierter, sondern in *beiden* Bachofen-Ausgaben Manns längere Auszüge finden, unter den Rubriken „Die westöstliche Wanderhypothese" beziehungsweise „Italien und der Okzident". Wie schon der authentische Unter- und diese Obertitel der Herausgeber vermuten lassen, geht es hier um einen Versuch, „Italien" im Spannungsfeld von ‚Orient' und ‚Okzident' zu situieren. Nach Bachofens Überzeugung waren

[25] Bachofen: Urreligion und antike Symbole (zit. Anm. 11), Bd. 2, S. 149.
[26] Edward W. Said: Orientalism, New York: Vintage 1979, S. 143.

„Rom und Italien" nicht immer schon Teil des Okzidents. Ihr Ursprung, wie ihn Bachofen vor allem bei den Etruskern ortet, soll orientalisch gewesen sein.

Wenn also in *Mario und der Zauberer* die ‚orientalisch'-‚hetäristischen' Zustände in Italien und Torre di Venere um sich greifen, dann entspricht diese Lokalisation ihres Ausbruchs exakt den geographischen Weiterungen der Bachofenschen Zyklentheorie. Denn Torre di Venere soll ja mitten in einst etruskischem Gebiet liegen. In der ‚Erweckung' des Orts „kehrt zuletzt" nur „wieder", was hier ursprünglich schon einmal beheimatet war und woran freilich nur noch der Orts*name* erinnert. Daß dieser Ortsname „längst" so sinnlos anmutet, hat mit dem Verlauf zu tun, den die römisch-italische Geschichte nach Bachofens Vorstellung nahm. Denn die „antike[]" Geschichte, wie sie im „heroischen" Namen des Antagonisten Mario auch explizit aufgerufen wird, stellt sich für Bachofen als kontinuierlicher, aber zunächst siegreicher Kampf des Okzidents gegen den Orient dar. Literarisch-mythische Spuren dieses Kampfs zeigten sich beispielsweise in der *Aeneis*, im Sieg des „römischen Nationalhelden" Aeneas über „orientalische Hetäre[n]" und „buhlerische Königsfrau[en] […] der asiatischen Vorzeit": „Rom, auf Asien gegründet, wird dessen endlicher Besieger."[27]

Einen lebensweltlichen Rest des in Italien besiegten Asien findet Bachofen vor allem in der Gestalt oder Institution der römischen Matrone. Die „römische[] Matrone"[28] soll eine ‚okzidentale' Veredelung und späte Kultivationsform der „hetärischen Königsfrau Asiens"[29] sein. Nicht zufällig dürfte daher die mütterlich-nährende Pensionswirtin „toskanischen Typs" (VIII, 662) eine Doppelgängerin haben, die der Erzähler des *Doktor Faustus* nahezu wörtlich als ‚römische Matrone' einführt: „eine stattliche Matrone *römischen* Typs" (10.1, 309). Dabei verraten schon die Namen der beiden, *Sofronia* Angiolieri und *Peronella* Manardi – indem sie ja von Boccaccio her eine polygame Sexualität der Frauen konnotieren –, daß diese nun wieder aus der Art schlagen, in der es die „hetärische[] Königsfrau Asiens" in „Rom und Italien" einst zu domestizieren gelang.

Vollends revoziert ist diese patriarchale Domestikationsleistung insbesondere in der „eleganten" (VIII, 661) Gestalt jener Hoteltyrannin und wahren ‚Gynaikokratin'. Denn nicht nur darf die „Principe[ssa] X." auf ihrem angeblich „weitverbreiteten", also gewissermaßen ‚demokratisch' legitimen „Aber-

[27] Bachofen: Urreligion und antike Symbole (zit. Anm. 11), Bd. 1, S. 210; ders.: Der Mythus von Orient und Occident (zit. Anm. 1), S. 562.

[28] Bachofen: Der Mythus von Orient und Occident (zit. Anm. 1), S. 559; ders.: Urreligion und antike Symbole (zit. Anm. 11), Bd. 1, S. 207.

[29] Bachofen: Der Mythus von Orient und Occident (zit. Anm. 1), S. 556; ders.: Urreligion und antike Symbole (zit. Anm. 11), Bd. 1, S. 203; vgl. S. 196, 200, 222.

glauben" beharren, „im weiblichen Vollgefühl ihres Ansehens" und ohne dieses damit zu beschädigen (VIII, 661): Sie hat auch die Macht, ihrer Umwelt die Konsequenzen ihrer irrationalen Meinung aufzuzwingen, auch gegen das „Votum" der modernen „Wissenschaft", wie sie selbstverständlich ein Medizi*ner* zu vertreten hat.

Dabei entspringen ihre Wahnvorstellungen der Sorge um „ihre Kleinen". Ihre gewissermaßen absolute Macht und die Primitivität ihres vorrationalen Weltbilds erscheinen also immer schon im Zeichen einer outrierten Mutterliebe. Was sie der deutschen Familie antut, ist zwar eklatantes Unrecht, aber im eigentlichen Wortsinn auch ‚*Mutter*recht'. Hinter der daher doch nicht so ganz ‚x'-beliebigen „Nachbarin" von ausgerechnet *„[r]ömische[m]* Hochadel" (VIII, 661) beginnt damit ihrerseits wieder die Ur- oder Vorform der ‚römischen Matrone' sichtbar zu werden. Die „Fürstin, große Dame und leidenschaftliche Mutter" (VIII, 661) ist eine Revenante der „asiatischen Königsfrau".[30]

[30] Bachofen: Der Mythus von Orient und Occident (zit. Anm. 1), S. 543.

Armin Wishard

Der Briefwechsel zwischen Thomas und Katia Mann und Hans W. Rosenhaupt 1932–1947, Teil II[1]

Für Maureen Rosenhaupt

Vorwort

Der Nachlass von Hans Rosenhaupt in der Abteilung *Special Collections* in der *Tutt Library* am Colorado College besteht zum Teil aus dem Briefwechsel zwischen Thomas und Katia Mann und Hans Rosenhaupt aus den Jahren 1932 bis 1947. Die Korrespondenz ist aufgeteilt in zwei Teile. Im ersten befinden sich Briefe von Thomas und Katia Mann an Hans Rosenhaupt sowie zwei Briefe von Hans Rosenhaupt an Thomas Mann. Die Originale der letzteren befinden sich heute im Thomas Mann Archiv in Zürich. Alle anderen Briefe von Hans Rosenhaupt gelten heute als verschollen. Drei Briefe von Thomas Mann, in den Bänden *Die Briefe Thomas Manns. Regesten und Register*[2] als verschollen geführte Briefe, befinden sich in der Colorado College Bibliothek. Weitere drei müssen, wie unten aufgelistet, als verloren gelten.

Der zweite Teil meiner Zusammenstellung besteht aus acht Fragebögen von Hans Rosenhaupt an Thomas Mann über Manns Person, Familie, Werk und Leben, die wohl das von Rosenhaupt geplante Buch über Thomas Mann untermauern sollten. Sie sind bisher unveröffentlicht und weitgehend unbekannt. Für die Mann-Forschung werden sie wenig Neues bringen, doch sind sie unzweifelhaft ein interessantes und einmaliges Zeitdokument zu Thomas Mann.

Register der Briefe und Fragebögen

I. Briefe von Thomas und Katia Mann an Hans Rosenhaupt

1. 08.07.1932 Thomas Mann an Hans Rosenhaupt
2. 02.02.1937 Thomas Mann an Hans Rosenhaupt
3. 10.12.1938 Thomas Mann an Hans Rosenhaupt
4. 10.05.1939 Katia Mann an Hans Rosenhaupt
5. April 1940(?) Thomas Mann an Hans Rosenhaupt (undatiert).

[1] Der erste Teil dieses Beitrags ist erschienen in: TM Jb 21, 2008, S. 169 – 217.
[2] Reg I–V.

6. 14.09.1940 Thomas Mann an Hans Rosenhaupt
7. 30.12.1940 Katia Mann an Hans Rosenhaupt
8. 26.01.1941 Katia Mann an Hans Rosenhaupt
9. 12.02.1941 Katia Mann an Hans Rosenhaupt
10. 02.03.1941 Katia Mann an Hans Rosenhaupt
11. 13.03.1941 Katia Mann an Hans Rosenhaupt
12. 14.03.1941 Katia Mann an Hans Rosenhaupt
13. 05.04.1941 Thomas Mann an Hans Rosenhaupt
14. 14.10.1941 Hans Rosenhaupt an Thomas Mann
15. 29.11.1941 Thomas Mann an Hans Rosenhaupt
16. 09.01.1942 Thomas Mann an Hans Rosenhaupt
17. 06.04.1942 Katia Mann an Hans Rosenhaupt
18. 08.05.1942 Hans Rosenhaupt an Thomas Mann
19. 13.05.1942 Thomas Mann an Hans Rosenhaupt
20. 21.08.1942 Thomas Mann an Hans Rosenhaupt
21. 06.04.1947 Thomas Mann an Hans Rosenhaupt
22. 15.12.1947 Thomas Mann an Hans Rosenhaupt

II. Fragebögen von Hans Rosenhaupt an Thomas Mann
(Maschinengeschriebene Fragen von Hans Rosenhaupt,
handgeschriebene Antworten von Thomas Mann).

1. undatiert, wahrscheinlich Sommer 1940, (16 Fragen und Antworten)
2. 10. September 1940, (9 Fragen und Antworten)
3. 05. Januar 1941, (15 Fragen und Antworten)
4. 13. Juli 1941, (15 Fragen und Antworten, nicht nummeriert)
5. 11. August 1941, (25 Fragen und Antworten, nicht nummeriert)
6. 04. April 1942, (7 Fragen und Antworten)
7. 21. Juli 1942, (9 Fragen und Antworten)
8. 18. August 1942, (11 Fragen und Antworten)

III. Briefe von Thomas Mann an Hans Rosenhaupt in der Colorado
College Bibliothek, aber nicht aufgeführt in *Die Briefe Thomas Manns.*
Regesten und Register.

1. 14.11.1940
2. 09.01.1942
3. 21.08.1942

IV. Briefe von Thomas Mann an Hans Rosenhaupt, in: *Die Briefe Thomas Manns. Regesten und Register*, als verschollen geführt. Vorhanden in der Colorado College Bibliothek.

1. 14.09.1940
2. 05.04.1941
3. 15.12.1947

V. Briefe von Thomas Mann an Hans Rosenhaupt, weiterhin als verschollen geltend.

1. 07.01.1941
2. 15.08.1941
3. 24.07.1942

Briefe 1932–1947

Dr. Thomas Mann

Küsnacht-Zürich
Schiedhaldenstrasse 33

8. VII. 32

Lieber Herr Doktor,

Dank für Ihre Zeilen und das sehr „zugehörige" Apollo-Bild.[3] Bitte rufen Sie an, wenn Sie in Zürich sind. Wir freuen uns, Sie wieder bei uns zu begrüßen.

Ihr ergebener
Thomas Mann

[3] Näheres zu dem Geschenk war nicht ermittelbar.

Dr. Thomas Mann

Arosa, 2, II, 37
Neues Waldhotel

Neues Waldhotel

Sehr geehrter Herr Doktor Rosenhaupt:

Für Ihren freundlichen Brief und das schöne Buchgeschenk sage ich recht herzlichen Dank. Seven Pillars[4] erwarten mich in Zürich, und ich freue mich aufrichtig, sie zu besitzen, da es wirklich höchste Zeit geworden ist, dass ich das berühmte Buch kennen lerne.

Eine Reise nach den Staaten oder doch wenigstens nach New York ist mir für das Frühjahr sehr dringend angetragen. Meine Neigung, dem Ruf zu folgen, womit viel vorbereitende Arbeit verbunden wäre, ist aber recht gering, da ich zu sehr an meinen persönlichen Aufgaben hänge. Jenen Artikel für die New York Times habe ich geschrieben, um einer Sache zu dienen, die mir gut schien, von der ich aber glaubte, dass sie sich in einem viel fortgeschritteneren Stadium befände, als es tatsächlich der Fall zu sein scheint. Man hat mich da ein bischen [sic] irre geführt und ist ausserdem offenbar viel zu früh mit Publikationen hervorgetreten, die den Anschein einer fix und fertigen Organisation erweckt haben.[5]

Ihren Besuch bei uns haben wir in angenehmer Erinnerung. Möge er sich einmal wiederholen. Mit freundlichen Grüssen, auch von meiner Frau,

Ihr ergebener
Thomas Mann

[4] T. E. Lawrence: Seven Pillars of Wisdom: A Triumph, London: J. Cape 1935. Die Autobiographie von Thomas Edward Lawrence, besser bekannt als Lawrence of Arabia.

[5] In seinem Brief an die *Deutsche Akademie* in New York warb Thomas Mann 1936 um Unterstützung für die Organisation, die erst noch gegründet werden sollte: XIII, 636 ff. Siehe auch den Aufruf „Zur Gründung der *American Guild for German Cultural Freedom* und der *Deutschen Akademie*“, XI, 941–945.

Thomas Mann
65 Stockton Street
Princeton, N. J.

10. XII. 38

Lieber Herr Rosenhaupt,

Würden Sie mir einen Gefallen tun? Sie wissen doch so gut Bescheid im Frankfurter Dialekt und besitzen auch gewiß gedruckte Anleitungen dazu. Könnten Sie mir mit einigen Wörtern, Redensarten, charakteristischen Wendungen aushelfen? Ich brauche dergleichen für eine Arbeit, nur gelegentlich, momentan, aber ich sehe, daß mir eigentlich alle Kenntnis abgeht bis auf das Weglassen der Endkonsonanten, also nicht „neigen", sondern „neische". Welch ein Wort gebraucht der Frankfurter z. B. für „Schlafmütze", „Dusselkopf", wie der Berliner sagen würde? Dabei ist wichtig, daß ausgesprochen moderne Redewendungen nicht am Platze wären. Es handelt sich um die Goethe = Zeit.[6]

Ich wäre Ihnen sehr dankbar für einige Winke und Angaben.

Freundlichsten Gruß!
Ihr ergebener

Thomas Mann

Thomas Mann
65 Stockton Street
Princeton, N. J.

10. V. 39.

Lieber Herr Doktor Rosenhaupt:

Soeben erhalte ich Ihre freundlichen Zeilen vom 8. Mai, und es fällt mit natürlich schwer auf die Seele, daß Ihr Brief vom 19. April noch immer unbeantwortet auf meinem Schreibtisch liegt. Ihre Einladung klingt natürlich sehr verlocken [sic], und es fehlt gewiß nicht an gutem Willen, ihr zu folgen. Aber für dieses Jahr ist es nun doch leider schon zu spät. Unsere Reise von coast zu coast [sic] liegt ja schon hinter uns, seit einigen Wochen sind wir glücklich wieder zu Hause, und nun auf einmal nach dem Mittel Westen [sic] aufzubrechen ist für

[6] Zur Frage des Frankfurter Dialekts, siehe auch Thomas Manns Eintrag im Tagebuch: Tb, 10.12.1938.

meinen Mann ganz unmöglich. Was Sie von dem aus so freundlicher Gesinnung stammenden Überinanspruchnehmen durch die amerikanische Öffentlichkeit sagen, ist leider nur allzu richtig, und gerade in diesen Wochen nach der Vortragsreise, die eigentlich ganz in Ruhe und der produktiven Arbeit vorbehalten sein sollten, häufen sich die „unausweichlichen" Verpflichtungen so, daß mein Mann überhaupt nicht mehr zu sich kommt und ein heftiges Fluchtbedürfnis sich meldet. Vielleicht sollten wir doch ferner von New York uns bergen. Bis Anfang oder Mitte Juni bleiben wir fürs erste, mit einigen Unterbrechungen, jedenfalls hier. Unsere Sommerpläne sind gänzlich unsicher, hängen von den politischen Umständen ab und von dem Schicksal meiner Eltern, die immer noch hoffen, bis zum Sommer ihre Auswanderung in die Schweiz einreichen zu können. In diesem Falle würden wir, wenn nicht grad lodernder Krieg ist, jedenfalls nach Europa fahren. Aber auch für den Fall, daß wir im Lande bleiben, kommt ja doch die Einladung nach Collorad [sic] Springs[7] für die Sommermonate, wo es gewiß sehr schön dort oben wäre, keineswegs in Betracht, denn dann sind doch Ferien! Sie müssen wohl bis zu unserer nächsten großen Überlandreise warten, ich will mich dann bestimmt rechtzeitig mit Ihnen in Verbindung setzen. – Vielleicht trifft man sich doch früher einmal!

Mit dem besten Gruß und Wünschen, auch von meinem Mann

Ihre
Katia Mann.

Wollen Sie bitte auch Dr. Boissevain[8] bestens für seine freundliche Einladung, die wir hoffentlich später annehmen können, danken.

[7] Die Stadt Colorado Springs liegt am Fuße der Rocky Mountains in einer Höhe von fast 2000 m, etwa 100 km südlich von Denver. Sie ist heute die zweitgrößte Stadt im Bundestaat Colorado mit ca. 500000 Einwohnern. Als die Manns 1941 hier zu Besuch weilten, hatte die Stadt nur ungefähr 30000 Einwohner und war hauptsächlich als Kurort zur Heilung von Tuberkulosekranken bekannt, was Thomas Mann an Davos und die Schweiz erinnerte.

[8] Dr. med. Charles Boissevain war seit 1924 Gastdozent am Colorado College. Er studierte an der Universität Amsterdam (Dr. med. 1924) und am *Institute Pasteur* in Brüssel von 1921 bis 1923. Im Jahr 1924 wurde er Direktor der *Colorado Foundation for Research in Tuberculosis*.

Los Angeles – Brentwood

441 North Rockingham

(Ohne Datum, wahrscheinlich April oder Mai 1940)

Lieber Herr Rosenhaupt,
für das freundliche Geschenk Ihrer neuen Arbeit habe ich Ihnen noch vielmals zu danken. Sie behandelt einen anziehenden Gegenstand in anziehender und kundiger Weise, und die Hinweise auf mein eigenes Verhältnis zur „Isolation“[9] – ein kompliziertes und variables Verhältnis, haben mir besonderes Vergnügen gemacht.

Nicht wenig interessiert hat mich auch die Nachricht von dem Buch, das Sie beschäftigt. Ich will es nicht nur gerne lesen, bevor es in Druck geht, sondern bitte Sie auch, sich jederzeit zwanglos an mich zu wenden, wenn Sie eine Aufklärung oder Bestätigung brauchen.

Wir sind hierher gegangen, um wenigstens unter heiterem Himmel, in tröstlichem Licht die verhängnisvollen Entscheidungen der nächsten Zeit abzuwarten und hier den Sommer zu verbringen. Im Oktober werden wir voraussichtlich nach Princeton zurückkehren. Ihr Besuch dort soll mir herzlich willkommen sein.

Ihr ergebener

Thomas Mann

Brentwood, den 14. IX, 1940

Sehr geehrter Herr Rosenhaupt,

hier ist Ihr neuer Fragebogen[10], beantwortet, so gut ich konnte. Allwissend bin ich nicht, doch viel ist mir bewußt.

Die Liste meiner auf englisch erschienen Bücher findet sich in den Knopf’schen[11] Ausgaben. Einiges ist in Zeitschriften erschienen: Survey Gra-

[9] Hans Rosenhaupt: Isolation in German Literature, in: The Colorado College Publication, April 1940, S. 15–38. Nach dem Erscheinungsdatum dieses Artikels zu urteilen, stammt der Brief Thomas Manns wahrscheinlich aus dem Frühjahr 1940.

[10] Die Fragebögen mit Fragen von Hans Rosenhaupt zu Manns Person, Leben und Werk waren bisher unbekannt und sind in diesem Beitrag zum ersten Mal veröffentlicht. Rosenhaupt trug sich mit der Absicht, ein Buch über Thomas Mann zu schreiben, hat dieses aber nicht vollendet.

[11] Alfred A. Knopf Verlag in New York. Knopf war ein enger Freund von Thomas Mann und sein amerikanischer Verleger.

phic[12], Nation[13], Common Sense.[14] (Ich habe nichts hier.) Ein Aufsatz in dem von Cl. Fadiman[15] herausgegebenen Buch „I believe" (Philosophische Erkenntnisse). Vielleicht wäre es gut, wenn Sie sich an die Yale Library[16] wendeten, deren Sammlung von Drucken von mir und über mich, glaube ich, ziemlich komplett ist.

Die Arbeit der [Schnedt?][17] interessiert mich nicht.

Gute Wünsche und Grüße!

Ihr ergebener
Thomas Mann

Chicago.
Hotel Windermere.

30. XII. 40.

Lieber Herr Doctor [sic] Rosenhaupt:

Ihr freundlicher Brief vom 20. Oktober ist ungebührlich lange unbeantwortet geblieben. Aber wir wollten immer das Programm der lecture-Tour [sic] im März abwarten, um festzustellen, wie sich der Besuch bei Ihnen am besten einrichten liesse. Unglücklicher Weise steht dieses Programm noch immer nicht fest, aber mein Mann denkt, dass er den Besuch in Colorado Springs sicher wird ermöglichen können. Ich glaube allerdings, dass es besser wäre, die Vorlesung bei Ihnen vor Denver zu legen, weil, soviel ich weiss, ein Vortrag in Los Angeles ziemlich knapp nach dem in Denver angesetzt ist. Der 23. ist allerdings ein Sonntag, ich weiss nicht, ob das in Betracht kommt. – Ich kann Ihnen aber in wenigen Tagen, wenn wir wieder in Princeton sind, bestimmt sagen, ob

[12] Eine progressive New Yorker Zeitschrift über gesellschaftliche und politische Themen, besonders bekannt zur Zeit der *New Deal* Regierung Franklin D. Roosevelts. Gegründet 1921, aber 1952 eingestellt. Thomas Mann veröffentlichte hier mehrere Artikel.

[13] Einflussreiche liberal-progressive nationale Wochenzeitschrift für Politik, Bildung, Aussenpolitik, Literatur und Kunst. Gegründet 1865. Mann las die Zeitschrift regelmäßig.

[14] Linksliberale politische Zeitschrift in New York. Erschien monatlich von 1932 bis 1946.

[15] Clifton Fadiman (1902–1999). Amerikanischer Schriftsteller, Redakeur der Zeitschrift *The New Yorker* von 1933–1943, und bekannter Moderator der beliebten Radiosendung *Information Please*. Als Mitarbeiter im *Book of the Month Club* beeinflusste er über 50 Jahre lang die Lesegewohnheiten der amerikanischen Bevölkerung. Sein Buch, I Believe. *The Personal Philosophies of Certain Eminent Men and Women of Our Time*, erschien 1939. Thomas Mann schrieb zu diesem Buch den Beitrag: *The Coming Humanism (What I Believe)*.

[16] Die Bibliothek der Yale University in New Haven, Connecticut.

[17] Der Name ist im handgeschriebenen Brief schlecht lesbar und war nicht zu ermitteln. Andere Lesarten wären Schenk, Schneck oder Schneek.

nicht doch auch der 25. möglich ist; nur wollte ich diese wenigstens prinzipielle Zusage keinesfalls länger hinausschieben.

Sie machen in Ihrem Brief verschiedene Vorschläge über das Thema der Vorlesung. Ueber den Magic Mountain[18] könnte mein Mann natürlich sprechen; ferner käme ein mehr politisch-aktueller Vortrag „War and Democracy"[19] in Betracht, aber vielleicht ist das weniger erwünscht. Ihr Vorschlag, er solle sich über die Rolle des Meeres in seinem Leben äussern, ist reizvoll, aber er ist augenblicklich so mit Arbeit überlastet, und dabei so begierig, den Vierten Joseph weiterzuführen, dass er sich nicht die Zeit nehmen kann, einen solchen Vortrag vorzubereiten.

Als Honorar schlage ich 300 Dollars [sic] vor. Wenn dies aber für das College zu viel ist, so soll der Besuch daran nicht scheitern.

Ihre Frage wegen des in Schweden erschienenen Buches[20] können wir leider nicht beantworten. Dass eine solche Schrift (ich weiss nicht, ob es sich um ein umfangreiches Buch handelt) erschienen ist, wurde uns mitgeteilt, aber alles Nähere ist uns unbekannt. Möglicherweise kann Ihnen aber Dr. Bermann-Fischer, Oldgreenwich, Conn., Auskunft geben, der ja immer noch seinen Verlag in Stockholm besitzt. Es wird Sie interessieren, dass sogar gerade eben die neueste Erzählung meines Mannes, „Die vertauschten Koepfe", noch in Stockholm herauskommen konnte. Es wird freilich Monate dauern, bis der Band hierhe [sic] gelangt; aber in der Schweiz wird er bereits gelesen, und ich lege Ihnen eine Hübsche [sic] Besprechung bei, die wir gerade bekommen haben.

Nehmen Sie unsere herzlichsten Wünsche und hoffentlich auf baldiges Wiedersehen.

Ihre
Katia Mann

Thomas Mann
65 Stockton Street
Princeton, N. J.

26.I.1941

Lieber Dr. Rosenhaupt:

Wir sind gerade von einer längeren Vortrags-Reise zurückgekehrt, und es ist wohl an der Zeit, den Besuch in Colorado-Springs [sic] endgültig zu verabre-

[18] Rosenhaupt zog aufgrund seiner eigenen Arbeit einen Vortrag über den *Zauberberg* vor.
[19] Mann hielt eine überarbeite Version dieses Vortrags dann in Denver am 24. 3.1941.
[20] Es war nicht zu ermitteln welches Buch Rosenhaupt hier angesprochen hatte.

den. Das Datum müsste, wie ich Ihnen schon damals schrieb, v o r demjenigen der Vorlesung in Denver am 24. liegen, und zwar möglichst nahe daran. Da der 23. ein Sonntag ist, wird dieser Tag fürchte ich, nicht möglich sein, aber hoffentlich lässt es sich am Samstag den 22. einrichten. Die Tour beginnt mit Denver, und mein Mann möchte begreiflicherweise so lange wie irgend möglich noch ungestört seiner Arbeit zuhause [sic] nachgehen. Lassen Sie mich also bitte möglichst umgehend wissen, ob der 22. passend ist, und auch welches Thema gewünscht wird, sowie die Honorarbedingungen. – Wenn wir zwei Tage in Colorado[21] verbringen, wird ja genügend Zeit sein, alle schwebenden Fragen mit Ihnen zu besprechen. Auf Ihr Buch sind wir ausserordentlich gespannt und freuen uns sehr auf den Besuch in Colorado Springs.

Mit den besten Grüssen von uns beiden

Ihre
Katia Mann

Thomas Mann
65 Stockton Street
Princeton, N. J.

12. Februar 1941

Lieber Doktor Rosenhaupt:

Besten Dank für Ihren Brief vom 2. Februar, in dem Sie die Abmachungen wegen der Vorlesung meines Mannes in Colorado Springs endgültig bestätigen. Ich bin aber doch etwas erstaunt, dass wir noch immer keinerlei Mitteilung vom Committee of Public Lectures[22] erhalten haben, und ich möchte Sie bitten, eine solche zu veranlassen.

Denn ohne eine offizielle Einladung können wir nun einmal nicht kommen. Sollte es aus irgend welchen [sic] Gründen mit dem Vortrag am 22. Janaur[23] [sic] doch nicht klappen, so wäre das allerdings bedauerlich, um so [sic] mehr, als wir mit Rücksichy [sic] darauf Eiladungen [sic] von zwei anderen Universitäten abgeschlagen haben.

Viele Grüsse und hoffentlich auf baldiges Wiedersehen.

Ihre
Katia Mann

[21] Katia Mann meinte zwei Tage in Colorado Springs. Der Besuch hier wurde dann später vor den Aufenthalt in Denver gelegt.

[22] Das *Committee of Public Lectures* am Colorado College war verantwortlich für die offizielle Einladung und das Honorar.

[23] Der Vortrag war ursprünglich für Januar angesetzt, musste aber dann auf den 21. März verschoben werden.

Thomas Mann
65 Stockton Street
Princeton, N. J.

2.III.41.

Lieber Herr Doktor Rosenhaupt:

Haben Sie vielen Dank für Ihren Brief; auch der Dean[24] hat inzwischen geschrieben, und wir haben ihm gedankt und gesagt, wie sehr wir dem Vergnügen nach Colorado Springs zu kommen entgegensehen.

Nun Ihre Fragen: „The Origin of the Magic Mountain"[25] ist ein ganz korrekter Titel für den Vortrag (den mein Mann im Grunde lieber hält als den politischen). Wenn Sie die Ankündigung etwas schlagkräftiger gestalten wollen, hat mein Mann nichts dagegen, aber „The Creation of the Magic Mountain" möchte er nicht gern, wil [sic] es ihm, vom Autor aus gesehen, etwas anspruchsvoll vorkommt.

Wir werden also am 22. mit dem Rock Island[26] ankommen und im Broadmoor-Hotel[27], wie Sie es empfehlen, absteigen. Mein Mann wird sich den Tag über sehr ruhig halten müssen, weil grosse Höhe ihn erfahrungsgemäss zunächst immer sehr anstrengt. Eine Verabredung zu einem kurzen lunch ohne irgendwelche speaches [sic], questions oder discussions whatsoever wäre möglich, und eventuell eine kurze Geselligkeit n a c h dem Vortrag. Am Sonntag könnte dann eventuell ein weiteres lunch oder, wenn Wert darauf gelegt wird, in [sic] dinner sein. Thee-Gesellschaften sind besonders unbeliebt, und der ärgste der Schrecken sind jene Empfänge, bei denen man lächelnd hundert Menschen oder mehr die Hand schütteln muss. Also, falls dies nicht absolut unerlässlich, wollen wir es doch lieber vermeiden.

Am Montag haben wir leider schon wieder ein lunch in Denver. Das heisst, ich habe den leisen Verdacht, dass die Veranstaltung in Denver überhaupt gestrichen werden muss. Ich stelle nämlich eben fest, dass unser über alle

[24] Gemeint ist der damalige Dekan des Colorado College, Dr. Charlie Brown Hershey.

[25] Frank Krutzke führt in seiner mitstenographierten Fassung den Titel ‚*The Making of The Magic Mountain*' auf, was dem von Mann abgelehnten Titel *The Creation of ‚The Magic Mountain'* näher kommt.

[26] Die *Rock Island Line* war ein traditionsreiches, privates Eisenbahnunternehmen. Gegründet 1852 um den Mittleren Westen und Westen der USA zu erschließen. Der Betrieb wurde 1980 eingestellt. Die Manns reisten mit dieser Bahnverbindung, genannt *Rock Island Rocket*, von Chicago nach Colorado Springs.

[27] Das *Broadmoor Hotel* ist das bekannteste Hotel vor Ort am Fuße der Berge etwas ausserhalb der Stadt gelegen. Thomas Mann fand die Unterkunft sehr angenehm, aber die Höhenlage machte ihm wohl zu schaffen.

Begriffe untüchtiger Agent uns für den 24. eine lecture in Denver und den 26. eine in Los Angeles angesetzt hat, und es gibt keine Möglichkeit ausser mit dem Flugzeug, worauf aber in dieser Jahreszeit absolut kein Verlass, in so kurzer Zeit nach Los Angeles zu gelangen. Nach dem, was Sie über den Verlauf der Vorlesung von Maurois[28] erzählen, ist es am Ende gar kein so grosses Unglück, wenn Denver unterbleibt.

Es wäre gewiss gut, wenn Sie das Manuskript[29] noch nach Princeton schickten, wo wir bis zum 15. bestimmt sind, sodass mein Mann es lesen und dann mit Ihnen besprechen kann. Die einzige Frage ist, ob es nicht zu umfangreich ist, um es mit auf die Reise zu nehmen, darüber müssen Sie entscheiden.

Damit wären wohl alle Ihre Fragen beantwortet. Auf Wiedersehen, wir freuen uns wirklich sehr auf den Besuch in Colorado Springs.

Ihre
Katia Mann

[Beigefügte, handgeschriebene Notiz am Briefrand auf der Rückseite des Briefes vom 2.3.41]

auf die Frage der Einführung können wir dort nicht gut Einfluss nehmen. So viel ich weiss, soll ein Professor Colorado-Boulder [sic] namens Davidson [sic][30] sie geben.

Thomas Mann
65 Stockton Street
Princeton, N. J.

Pronceton. [sic] 13. III. 41.

Lieber Dr. Rosenhaupt:

Ihren Brief und Ihr Telegramm beantworte ich umgehend. Wir sind vom 19. bis 21. in Chicago, Hotel Windermere, Hydepark Blvd. Am 21. nachmittags fahren wir dann nach Colorado Springs mit dem von Ihnen genannten Zug

[28] André Maurois (1885–1967). Pseudonym für Émile Herzog, französischer Schriftsteller von historischen und biographischen Werken, u. a. *La vie de Disraeli* (1927) und *A la recherche de M. Proust* (1949). Es war nicht zu ermitteln, welche Veranstaltung Rosenhaupt hier angesprochen hatte.

[29] Es handelte sich um Teile von Rosenhaupts geplantem Buch über Thomas Mann.

[30] Professor Dr. Edward Davison vom Department of English an der University of Colorado in Boulder. Er hatte am St. Johns College in Cambridge promoviert und war 1925 in die USA emigriert.

weiter. Leider scheine ich Ihren Brief, in dem Sie uns auch das Hotel vorgeschlagen haben, verlegt zu haben. Ich glaube, wenn Sie diesen Brief postwendend beantworten, erreichen Sie mich noch hier, wir sind bis zum 17. morgens da, und dann einen Tag in New York, Hotel Bedforf [sic], 118 East 40. Street. Wir hätten gerne ein gutes Doppelzimmer mit Bad, eventuell auch ein kleines Wohnzimmer, es ist aber nicht unbedingt nötig.

[Hier folgt eine handgeschriebene Notiz:]

(Ich bitte also nochmals um den Namen des Hotels, eventuell per night letter)

Ihre übrigen Fragen glaubte ich eigentlich schon in meinem vorigen Brief so weit beantwortet zu haben. V o r der lecture am Samstag hätten wir gerne keine Geselligkeit, dagegen ein kleines supper nachher wäre sehr willkommen. Den ganzen Sonntag über sind wir in Colorado Springs. Die vorgeschlagene Sprachstunde ist ja ein netter Gedanke, und mein Mann hat nichts dagegen; ich denke etwa von elf bis zwölf. Lunch=und dinner-Einladung am Sonntag wäre möglich, wenn es in kleinem Rahmen und ohne jedwede discussion, question, oder dergleichen vor sich geht. Am Montag vormittags müssen wir ja dann nach Denver, wo meines Wissens ein lunch vorgesehen ist.

Ein Bild konnte ich im Umzugstrubel leider nicht mehr finden, dagen [sic] habe ich ja die Fragen für die publicity möglichst beantwortet.

Auf Wiedersehen und herzliche Grüsse.

Ihre
Katia Mann

Mrs. Thomas Mann
65 Stockton Street
Princeton, N. J.

14. III. 41.

Lieber Dr. Rosenhaupt:

Eben bekomme ich Ihren Brief vom 12. März und muss meinem gestrigen gleich einige Zeilen nachsenden. Ich habe den deutlichen Verdacht, dass Sie meine Briefe nicht recht genau gelesen, und dass unsere Korrespondenz dadurch etwas kompliziert wird. So meine ich doch ganz bestimmt, ihnen [sic] geschrieben zu haben, dass mein Mann sogenannte Thees verabscheut, und nun kündigen Sie mir doch eine solche Veranstaltung bei Boissevains an. Ein supper bei ihnen [sic] am Sonntag wäre durchaus willkommen, und viel-

leicht könnte sich daran doch noch ein kleiner Empfang anschliessen, statt des Thees, von dem wir doch lieber absehen wollen. Dass v o r der Vorlesung keinesfalls ein dinner stattfinden soll, dagegen n a c h h e r ein supper, schrieb ich gestern schon, wiederhole es nach den gemachten Erfahrungen aber lieber. Dem von Ihnen so wenig anziehend geschilderten Herrn Ruthenberg[31]schreibe ich gleichzeitig, dass mein Mann sich den ersten Tag wegen der Höhenluft bis zur Vorlesung ruhig im Hotel halten müsse, was übrigens druchaus [sic] den Tatsachen entspricht.

Natürlich würden wir Sie und Ihre Eltern gerne sehen. Könnten wir nicht etwa am Samstag um fünf zusammen im Hotel Thee trinken?

Dass soviel Interesse für den Vortrag besteht, ist ja schön, hoffentlich werden die Leute nicht enttäuscht. Das Manuskript ist schon eingetroffen, und mein Mann wird sich gewiss, falls er nicht eher dazu kommt, auf der Reise damit beschäftigen.

Den Namen des Hotels erfahre ich wohl noch, dagegen wird dies voraussichtlich mein letzter Brief sein. Auf gutes Wiedersehen!

Ihre
Katia Mann

Del Monte Lodge
Pebble Beach, California

Ashton Stanley, Manager

5.IV.41

Lieber Herr Dr. Rosenhaupt,

Sie haben uns einen so freundlichen Abschieds=und Erinnerungsbrief geschrieben – schon dafür hätten wir Ihnen zu danken, aber auch ohne ihn wäre es uns ein Bedürfnis gewesen, Ihnen noch einmal zu sagen, wie gelungen und wohltuend wir den Aufenthalt in Colorado Springs fanden und wie gern wir an alle seine Stunden und Stadien zurückdenken. Sie hatten alles so wohl bedacht und schön organisiert, wie es nicht selten [sic] vorkommt, und ich kann ruhig dabei bleiben, daß Col. Spr. die netteste lecture-Station war, die ich je absolviert habe,

[31] Gemeint ist wohl Alexander Gustaf Jan Ruthenberg. Er wurde 1896 in Litauen geboren und studierte in Litauen, Schweden und später in Deutschland unter Mies van der Rohe. Er emigrierte 1934 in die USA und wurde Dozent an der Columbia University von 1934 bis 1936, und an der New School of Social Research in New York. 1939 zog er nach Colorado Springs, wo er als Architekt und Designer für Möbel tätig war. Der Brief von Hans Rosenhaupt ist verschollen.

zum mindesten aber die netteste Reise, auf der mir doch auch nachher noch viel Freundliches und Ehrenvolles geboten wurde. Dr. of law und member of the Chapter of Phi Beta Kappa[32] bin ich ja nun auch, aber ich merke weiter nichts davon. Zu den exercises in Berkeley, die vom Wetter erstaunlich begünstigt waren, wurden wir vom Flugzeug mit Polizei-Eskorte abgeholt, sodass wir mit Sirenengeheul durch alle Lichter fuhren – auch ein Höhepunkt, aber schließlich doch nicht zu vergleichen mit dem Lotte = Menü, mit dem Ihr Page den Vogel abgeschossen hat.[33] Jetzt haben wir an diesem schönen Platz ein paar Tage Ferien gemacht und wollen am 7. über über Nacht nach Angeles [sic] zurück – und in unserem neuen vorläufigen Heim 740, Amalfi Drive, Brentwood = L. A. einkehren. Dort hoffe ich weitere Teile Ihrer Arbeit zu erhalten, auf die ich nach dem Gelesenen entschiedene Hoffnungen setze. Von unserer Seite sollen Ihnen in wenigen Tagen die „Vertauschten Köpfe" zugehen; ich habe deswegen an Bermann geschrieben.

Zum Schluß noch eine Bitte: könnten Sie uns die Adressen von Rabbi Feinberg und Mr. Dexel oder Drechsel[34] in Denver mitteilen, der Vorstand des Vereins jüdischer junger Männer ist? Wir möchten diesen beiden Herren die Zeitschriften unseres Sohnes zukommen lassen.

Leben Sie recht wohl, grüßen Sie Ihre lieben Eltern und seien Sie selbst aufs freundlichste gegrüßt von uns beiden!

Ihr ergebener
Thomas Mann

[32] An der University of California, Berkeley, wurde Thomas Mann Ehrenmitglied von *Phi Beta Kappa*, der ehrwürdigsten und bekanntesten Studentenvereinigung in den USA. Man verlieh ihm gleichzeitig die Ehrendoktorwürde *Doctor of Law, h. c.* In Berkeley hielt Thomas Mann am 29. 3.1941 einen Vortrag, der später unter dem Titel „Denken und Leben" veröffentlicht wurde. In: Virginia Quarterly Review, Vol. 17, 1941, S. 370–375 und X, 362–367.

[33] Das Abendessen im Broadmoor Hotel in Colorado Springs war eine Idee Heinrich Rosenhaupts und von dem Festessen im Gelben Saal in Manns *Lotte in Weimar* inspiriert.

[34] Rabbi Feinberg von der *Congregation Emanuel Synagogue* in Denver und Mr. Drechsel, Rechtsanwalt in Denver, waren zu Manns Vortrag *This War and Democracy* am 24. März 1941 eingeladen und vermittelten bei der Gestaltung des Aufenthalts. Es waren keine näheren Personenangaben ermittelbar. Mit dem Verein Jüdischer Männer meinte Mann wahrscheinlich den jüdischen Jugendverein *B'nai B'rith* in Denver.

Colorado College
Colorado Springs
Colorado

Department of German

den 14. Oktober 1941

Sehr verehrter Herr Professor,

Sie werden dieser Tage eine Nachfrage von der Guggenheim Foundation[35] erhalten haben, bei der ich mich um eine fellowship[36] beworben habe.

Vielleicht erstaunt es Sie zu hören, dass ich noch ein ganzes weiteres Jahr an dem Buch arbeiten will. Aber Sie haben vielleicht bei Ihrem Aufenthalt hier gespürt, wie viele ablenkende Einflüsse und Anforderungen hier bestehen, die es fast unmöglich machen, eine grössere Arbeit zu Ende zu bringen.

In den drei Sommermonaten habe ich das Buch wenigstens im Rohzustand bis zum vorletzten Kapitel gebracht. Nun hoffte ich, das letzte Kapitel bis Weihnachten fertig zu bringen. Aber da muss ich nun auf verschiedenen Kommittees wirken, habe drei Referate auf wissenschaftlichen Tagungen übernommen, und werde beständig um kleine Hilfeleistungen angegangen. Meistens sind das Aufgaben, denen man sich entziehen kann. Aber ich weiss dass gerade Sie Verständnis dafür haben, wenn man sich solchen „Forderungen des Tages" nicht entzieht. So ist es nun mit dem Buch in dem letzten Monat kaum – ein langes Wochenende in der Bibliothek der University of Colorado abgerechnet – weitergegangen. Wenn Sie bedenken dass ich fünfzehn Stunden die Woche lehre, davon vier ein [sic] Goethekurs, den ich nie vorher gelehrt habe, so werden Sie vielleicht verstehen, weshalb ich mich um die fellowship beworben habe.

Es kommt noch etwas hinzu. Wie Sie vielleicht selbst beim Lesen gespürt haben, fehlt es mir überall noch an der Perspektive. Ich bin mit vierundzwanzig Jahren vor die Aufgabe gestellt worden, mich in einem fremden Land zurecht zu finden. Da habe ich nun ganz bewusst vieles vernachlässigt, was ich in Europa zu treiben vorhatte. Nun weiss ich also ein bisschen in meiner neuen Heimat Bescheid, spreche Englisch mit wenig Akzent, und kann zu meinen neuen Landsleuten in einer Sprache sprechen, die sie verstehen. Dafür weiss ich so gut wie nichts über russische Literatur, bin nur sehr lückenhaft in skandinavischer

[35] *John Simon Guggenheim Memorial Foundation*. Eine Privatstiftung, 1925 von Senator Simon Guggenheim und seiner Frau gegründet. Sie unterstützt Forschungsprojekte jeder Art in Wissenschaft und Kunst.

[36] Rosenhaupt bewarb sich bei der Stiftung um finanzielle Unterstützung für sein geplantes Buch über Thomas Mann und bat Mann um ein Empfehlungsschreiben. Siehe Manns Brief vom 3.12.1941 an die Stiftung in diesem Beitrag.

beschlagen, und selbst in der etwas fernerliegenden deutschen Literatur hapert es manchmal.

Wenn ich eine fellowship bekäme könnten solche Lücken gut ausgefüllt werden. Das Buch bekäme ein bisschen mehr Fülle, man könnte Ihr Werk in Zusammenhang mit grösseren Strömungen sehen. Ich glaube ehrlich, dass ein einziges Jahr da viel ausmachen kann. Vor allem würde es mir ja die Möglichkeit geben, mich ganz der Arbeit an dem Buch zu widmen, während ich bisher ja noch nicht einmal drei ununterbrochne Monate daran arbeiten konnte.

Mit besten Empfehlungen, auch von den Eltern,
Ihr sehr ergebener

Hans Rosenhaupt

N. B. Thomas Mann fügte seinem Brief eine Kopie seines Empfehlungsschreibens für Hans Rosenhaupt an die Guggenheim-Stiftung bei.

I can hardly be regarded as wholly unbiased in the case of this young author, inasmuch as the planned book deals with me and my work. I may objectively state however: Dr. Rosenhaupt is a young, literary historian who has rapidly attained a distinguished position at the College of Colorado Springs [sic] as a result of his scientific talents and didactic abilities. I have seen samples of his planned book which aside from the content have impressed me by their critical intelligence and by the wide social horizon which the author attempts to give to his presentation. I would be glad if a Fellowhip would give this young author, who has a hard time financially and who has to support his old parents, the possibility to make his abilities known to a larger circle than that of the small world of his College.

Thomas Mann

740 Amalfi Drive
Pacific Palisades, California
Nov. 29th, 1941

Lieber Herr Rosenhaupt,

Ihren Brief habe ich bei der Rückkehr von einer weitläufigen lecture tour hier vorgefunden und gleichzeitig auch schon die Fragebogen der Guggenheim Foundation. Es ist natürlich für mich eine etwas heikle Sache, ein Sti-

pendium zu befürworten, das der Fertigstellung eines Buches über mich selbst und meine Arbeit dienen soll. Ich hoffe aber, meiner Aussage eine objektive Färbung geben zu können, und die Daten Ihres Briefes werden mir behilflich sein, meine Befürwortung sachlich zu unterstützen. Freilich liegt, wie Sie sich denken können, eine lange Reihe von Bewerbungen vor, unterstützt von eindrucksvollen outlines zum Teil, und wir wollen uns beide wegen der Bewilligung der Arbeitshilfe für Sie keinen zu grossen Hoffnungen hingeben. Was an mir liegt, soll jedenfalls geschehen, um die Guggenheim-Leute Ihrem Versuch günstig zu stimmen.

Mit herzlichen Wünschen und Grüssen, auch an Ihre Eltern

Ihr
Thomas Mann

Thomas Mann

Pacif. Palisades, California

9. I. 42

Lieber Dr. Rosenhaupt,

Ihnen und Ihren Eltern herzliche Erwiderung Ihrer Wünsche!

Ich freue mich auf Ihre Arbeit und wünsche Ihnen Freude daran.

1942 kann wohl noch kein stolzes Jahr sein. Alles, was man hoffen kann, ist, es möchte unter seiner Aegide nicht so schlecht gehen, dass es nicht auch wieder besser und endlich gut gehen kann.

Die United Nations sind eine gute, grosse Sache. Nur darf man nicht daran denken, wieviel Jammer und Opfer erspart geblieben wären, wenn die Menschen nur zwei, nur drei Jahre früher des Entschlusses zum Zusammenstehen fähig gewesen wären. Muss immer alles mit dem höchsten, bittersten Preise bezahlt werden?

Deutschland sieht mich nicht wieder. Diese Nation geht mir bis da. Solange dort nicht in einer hellichten, ehrlichen Revolution mindestens hunderttausend Schurken und Schädlinge ausgetilgt worden sind, sehe ich sie nicht an, und „Lotte in Weimar“ sollen sie auch nicht eher zu lesen bekommen.[37]

Ihr
Thomas Mann

[37] Siehe auch Thomas Manns spätere Antwort auf einen Brief Walter von Molos, Warum ich nicht nach Deutschland zurückgehe, in: Aufbau, Nr. 159, 28. September 1945, und XII, 953–962, sowie Manns Brief an Agnes E. Meyer vom 14. Dezember 1945, in dem er höchst kritisch zu einer Bemerkung von Hans Rosenhaupt über die Behandlung der Deutschen nach dem Kriege Stellung nimmt. Dieser Brief von Rosenhaupt gilt als verschollen.

1550 San Remo Drive
Pacific Palisades

6. IV. 42

Lieber Herr Doktor Rosenhaupt:

Sie haben ganz Recht, wenn Sie sich über mein unverantwortliches Betragen beklagen, das Gewissen drückt mich schon lange. So viele freundliche Zuschriften habe ich unbeantwortet gelassen und nimmer gedankt für die diversen Hinweise, die Sie mir Golo's [sic] wegen gaben! Natürlich lag jede böse Absicht mir fern: ich war immer stark in Anspruch genommen: Durch einen längeren Besuch unseres kleinen Enkels, durch die Vorbereitungen zum Umzug und das Einrichten des neuen Hauses (womit ich immer noch nicht ganz fertig bin), unter vielen laufenden kleinen Pflichten – aber dies ist alles weniger der Grund meines Nichtschreibens als eine gewisse Lähmung, die die niederdrückenden Zeitumstände mit sich bringen. Ich war gewiß niemals defaitistisch und bemühe mich auch weiter, es nicht zu sein, und an das glückliche Endergebnis zu glauben.

Aber die Last von Fehlschlägen und Versäumnissen scheint manchmal nicht abreißen zu wollen, und es ist auch schlimm, sie unter den vielen Emigranten zu beobachten, wie die Unabsehbarkeit des Abenteuers, das wir nun schon im zehnten Jahr zu bestehen haben, allmählich die Widerstandskraft bricht. Das sind wirklich nicht die geeigneten Umstände, fröhlichen Einzug in ein neues Haus zu halten. Dabei haben wir es wirklich hier so hübsch, wie irgend möglich, und mein Mann freut sich trotz allem ja doch etwas an dieser wohltuenden Umgebung. Für ihn scheint der kalifornische Aufenthalt sich doch zu bewähren; ich staune oft über seine Leistungsfähigkeit, und wie der letzte Joseph, trotz vieler Ablenkungen und Nebenarbeiten, rasch dem Ende zustrebt. – Erfreulich war es jetzt zu Ostern für uns, unsere beiden Enkelkinder bei uns zu haben, die, wenigstens in den Augen der Großeltern, besonders wohlgeratene und anziehende Kinder sind. Die Welt geht aber doch weiter, und Sie werden hoffentlich bessere Zeiten erleben. – An den Besuch in Colorado Springs denken wir oft und gern zurück, es war in allen Einzelheiten so liebevoll vorbereitet und durchaus geglückt. Besonders beschäftigt mich der Gedanke an Ihre Eltern, bei denen ich eine so nette Stunde verbrachte. Hat Ihr Vater sich gesundheitlich erholt und einigermaßen eingelebt? Ich höre, daß Sie möglicher Weise in den nächsten Monaten einberufen werden und empfinde die Sorge Ihrer Eltern gänzlich mit. Hoffentlich geht der Kelch doch an Ihnen vorüber, so lange es noch so viele junge Leute gibt, die niemanden zu erhalten

haben. Unser Michael wird, als Vater, zwei- babies [sic], wohl nicht angefordert werden, und Klaus ist wohl untauglich, sodaß höchstens Golo in Betracht kommt. – An Autotouren nach Californien [sic] ist ja nun leider nicht mehr zu denken, aber vielleicht sieht man sich doch einmal. Mit den besten Grüßen und Wünschen, auch für Ihre Eltern

Ihre
Katia Mann

Colorado College
Colorado Springs
Colorado

Department of German

den achten Mai, 1942

Sehr verehrter Herr Doktor:
Heute möchte ich Sie mit einer kleinen Bitte behelligen. Ihre Erfüllung sollte Sie nicht allzulang aufhalten und könnte mich für viele Jahre glücklich machen.

Archibald MacLeish[38] hat von mir gehört und lässt zur Zeit von irgend jemand in seinem Büro nachsehen, ob sie mich brauchen können. Ich habe die feste Überzeugung, dass in der Office of Facts and Figures[39] Platz wäre für jemanden wie mich. Könnten Sie nun Mr. MacLeish ein Wort über mich schreiben?

Was ich im Auge habe, ist etwa dies: Interpretation von aus Deutschland kommenden Nachrichten; Katalogisierung vorhandener Informationen über Deutschland und Verwendung dieser in der praktischen Tätigkeit der Office of Facts and Figures. Schliesslich, in hoffentlich nicht allzuferner Zukunft, Mitarbeit an Aufklärungsfeldzügen in Deutschland.

Meine technische Qualifikation für einen solchen Posten ist meine Zweisprachigkeit. Meine menschliche ist eine tiefe Überzeugung von Amerikas Sendung, seiner echten und warmen Menschlichkeit im „Zeitalter des Fisches".[40]

[38] Archibald McLeish (1892–1982), Schriftsteller und Lyriker, leitete von 1939 bis 1944 die *Library of Congress* in Washington D. C. Er diente im Aussenministerium der Regierung Franklin D. Roosevelts von 1944 bis 1945. Von 1949 bis 1962 war er Professor an der Harvard University. Er hatte auf Anregung von Agnes E. Meyer für Thomas Mann die Position *Consultant in German Literature* an der Bibliothek in Washington geschaffen, um Mann finanziell zu unterstützen.

[39] Rosenhaupt bewarb sich um diese Position in der Roosevelt-Regierung, aber seine Bewerbung wurde abgelehnt.

[40] Das Zeitalter des Fisches begann im astrologischen Kalender mit dem Ende des Zeitalters des Widders, etwa zur Zeit Jesu Christi. Das Zeitalter des Fisches wurde wiederum abgelöst vom Zeitalter des Wassermanns, welches das dritte Jahrtausend begann.

Einsicht in die amerikanischen Menschen; und, vor allem, in die deutsche Mentalität.

Ich suche die Stelle nicht etwa weil ich hier weg muss. Man hat mir sogar für nächstes Jahr eine Assistant Professorship angeboten. Aber ich spüre, dass ich nützlicher sein kann als hier. Das ist mein Grund. Und wenn ich nicht nach Washington kann, will ich ins Heer.

Mit besten Empfehlungen
Ihr sehr ergebener
Hans W. Rosenhaupt

Thomas Mann

1150 San Remo Drive
Pacific Palisades, California
May 13th, 1942

Lieber Herr Doktor Rosenhaupt,

So gern ich Ihnen diesen Gefallen täte, ich kann den Schritt bei MacLeish nicht gut wagen, denn bei einem ähnlichen Versuch und Eintreten bin ich auf eine solche Nervosität des überlasteten Mannes gestossen, dass ich mir vorgenommen habe, ihn mit solchen Interventionen nicht mehr zu belästigen. Sie wissen wie gern ich Ihnen behilflich wäre, aber am Ende wäre es überflüssig: Es geht ja doch nach den dort bestehenden Bedürfnissen, und Sie sagen, dass MacLeish von Ihnen weiss und Auftrag gegeben hat, dass man eine Vakanz ausforsche. Sicher wäre Ihr Weggang von [sic] Colorado College ein Verlust für dieses Institut, aber herzlich wünsche ich Ihnen die Erfüllung Ihres Wunsches.

Ihr ergebener
Thomas Mann

Colorado College
Colorado Springs
Colorado

Department of German

21. August 1942

Hochverehrter Herr Mann,

Heute möchte ich Ihnen einen kleinen Nachtrag zum letzten Fragebogen schicken.

In Modern Thinkers and Authors Review, New York, erschien in der Augustnummer 1934, auf Seiten 105 bis 109 ein Aufsatz, Literature and Hitler, by Thomas Mann. Sein Inhalt passt im allgemeinen zu dem, was Sie wohl damals gesagt haben mögen; seine Form macht es mir höchst zweifelhaft, dass Sie selbst der Verfasser sind. Zudem steht in der einleitenden Bemerkung etwas über ein Interview „with the modern thinker".[41]

Ich nehme an, Sie haben bei Ihrem Aufenthalt ein Interview gegeben, und die Zeitschrift hat es gedruckt, als wäre es von Ihnen geschrieben. Stimmt das?

Wenn das so wäre, möchte ich der Zeitschrift doch ein bisschen Bescheid sagen. So etwas geht doch nicht.

Ihnen herzlich ergeben,
Hans Rosenhaupt

Handgeschriebene Antwort von Thomas Mann auf dieser Seite des Briefes:

Es war ein bloßes Interview; ich habe nie über Literature and Hitler geschrieben. Als ich es sah, dachte ich, man mache es hier so. Eine Vorhaltung käme doch sehr verspätet.

Thomas Mann

1150 San Remo Drive
Pacific Palisades

6. April 1947

Lieber Doktor Rosenhaupt,

ich hatte letzthin viel zu tun mit der Ausarbeitung eines Vortrages, den ich nächstens im Osten halten soll, und musste meine Correspondenz vernachlässigen. Aber ich gestehe, dass ich ausserdem eine Hemmung empfand, Ihren Brief zu beantworten, in der Erinnerung an gewisse Wendungen eines Briefes von Ihnen an Mrs. Eugene Meyer[42], Wendungen, die eine deutliche Entfremdung zu bekunden schienen, sodass ich kaum glaubte, Sie würden sich nach

[41] Thomas Mann: Literature and Hitler, in: The Modern Thinker and Authors' Review, August 1934, Vol. V, Nr. 2, S. 105–108. Es wird in dieser Zeitschrift nicht klar gemacht, dass es sich hier um ein Interview und nicht um einen von Thomas Mann verfassten Artikel handelt. Auch der Titel ist irreführend, geht es hier doch hauptsächlich um die Probleme Manns und anderer im Exil lebender Autoren, deutsche Literatur ausserhalb der Grenzen Deutschlands weiterzuführen. Mann sieht in dem Interview den Nationalsozialismus als eine vorübergehende Erscheinung und rät den im Exil lebenden Schriftstellern, auf einen permanenten Weltfrieden hin zu wirken.

[42] Mrs. Eugene Meyer (Agnes E. Meyer, 1876–1970), Ehefrau des Inhabers der einflussreichen Zeitung Washington Post. Sie unterstützte Thomas Mann in den USA finanziell und durch Einflussnahme in der Gesellschaft. Sie führte einen umfangreichen Briefwechsel mit Mann.

Ihrer Heimkehr der Arbeit über mein Werk widmen. Es waren Redensarten wie etwa „your friend Th. M. in his most recent attempt to play the Mentor“,[43] etc. Geschrieben war das wohl unter dem Einfluss der deutschen Atmosphäre, die offenbar den Wenigsten gut tut oder die offenbar der Sympathie für meine Existenz nicht zuträglich ist.

Aber lassen wir das. Es wäre Vordringlicheres zu sagen; besonders habe ich mein Mitgefühl auszusprechen anlässlich des Verlustes Ihres Vaters[44], den ich ja in Colorado Springs noch die Freude hatte kennen zu lernen.

Ausserdem seien Sie beglückwünscht zu Ihrer Eheschliessung[45], von der ich gehört hatte.

Was nun Ihre Arbeit, den New Yorker Verlag und seinen Wunsch betrifft, ein Begleitwort von mir für Ihr Buch zu haben, so muss ich sagen, dass ich in wenig mehr als einer Woche hier aufbreche, zunächst nach Washington und New York, von wo aber die Reise weiter nach Europa gehen wird. Ich habe den Kopf voll von Vorbereitungen, und könnte jetzt schlecht noch etwas schreiben, wozu ich ja auch, wenn das Geleitwort irgend einen Bezug zur Veröffentlichung haben sollte, das Manuskript wenigstens ungefähr kennen müsste. Sie aber bitten, es mir jetzt noch zu schicken, kann ich nicht. Steht die Drucklegung nahe bevor?[46] Wir werden voraussichtlich in der zeiten [sic] Hälfte August wieder zurück sein, und dann liesse sich viel besser über die Sache reden. Sagen Sie mir doch, ob sie bis dahin Zeit hat, oder ob es genügt, dass ich dem Verlag ein paar Zeilen über Ihrer [sic] Tätigkeit hierzulande und unser Zusammensein in Colorado Springs schreibe.

Mit den besten Wünschen
Ihr ergebener

Thomas Mann

[43] Thomas Mann: Warum ich nicht nach Deutschland zurückkehre, in: Aufbau, Nr. 159, 28. September 1945, XII, 953–962, und Manns Brief an Agnes E. Meyer vom 14. Dezember 1945, BrAM, 646–650.

[44] Heinrich Rosenhaupt verstarb 1947. Er und seine Ehefrau liegen heute in Colorado Springs begraben.

[45] Hans Rosenhaupt ehelichte Maureen Church im Dezember 1946 in London. Maureen Rosenhaupt zog nach dem Tode ihres Mannes nach Colorado Springs und später nach Santa Fe, New Mexico. Sie verstarb im Dezember 2006. Der Nachlass ihres Mannes befindet sich heute in der *Tutt Library* des Colorado College.

[46] Rosenhaupts geplantes Buch über Thomas Mann blieb unveröffentlicht.

Thomas Mann

1150 San Remo Drive
Pacific Palisades, California

15. Dez. 1947

Werter Herr Rosenhaupt,

Dank für Ihre guten Worte. Die innerdeutsche Ausgabe des Faustus geht eben in Druck, und ich hoffe dort auf eine aehnlich verdeutlichende Wirkung wie bei Ihnen.

Was meinen Sie mit der westlichen Welt? Amerika? Es wird heissen: „Something excessively German and alltogether [sic] a terrible mess". Da ist nichts zu hoffen, schon wegen der Unübersetzbarkeit. Aber die literarische Schweiz ist in lange nicht gekannter Aufregung.

Das Buch hat mich viel gekostet, tiefer an mir gezehrt als jedes Frühere. Die Josephsgeschichten waren das reine Opernvergnügen im Vergleich damit. Auch war es kein Zufall, dass ich mittendrin schwer erkrankte – und nach der Operation mich erholte wie ein junges Blut, um dies fertig zu machen.

Die Rückkehr, nach fünfzehnjähriger Wanderung durch Raum und Zeit, ins Deutsch=Altstädtische ist merkwürdig, und es trifft sich hübsch, dass eben in einer Anthologie, die sich frank und frei „The World's Best"[47] nennt, ein Kapitel aus dem Jugendroman, Hanno's [sic] Schultag, wieder abgedruckt wird.

Nehmen Sie meine besten Wünsche für Ihre Arbeit und Ihr Wohlergehen!

Thomas Mann

[47] The Masters of Buddenbrooks, übersetzt von Helen T. Lowe-Porter, in: 105 Greatest Authors Present the World's Best Stories, Humor, Biography, History, Essays, Poetry. Umschlagtitel: The World's Best, hrsg. von Whit Burnett, New York: Dial Press 1950, S. 760–796.

Fragebögen

Fragen von Hans Rosenhaupt
Mit Antworten von Thomas Mann
1940–1942

Fragebogen Nr. 1 von Hans Rosenhaupt an Thomas Mann.
Colorado Springs, Colorado (Ohne Datum; wahrscheinlich 1940).

[Rosenhaupts Fragen sind auf der Schreibmaschine geschrieben. Manns Antworten sind handgeschrieben und hier kursiv wiedergegeben.]

1. Gibt es eine neuere Bibliographie seit der von Gerhard Jacob?[48]

Nein.

2. Ihr Bruder Viktor wird so selten erwähnt. Warum? Lebt er noch in München?

Lebt verheiratet in München als Bankbeamter in guten Verhältnissen, ohne Kontakt mit uns, den er machen muß.

3. Wann ist Viktor geboren?

1890

4. Wann Ihre Schwestern?

1877 und 81

5. Sie und Ihr Bruder sprechen von Ihrer brasilianischen Grossmutter Da Silva als halber Kreolin. Heisst das eine Mischung von indianischem und Negerblut, oder eine von indianischem und französischem, oder was sonst?

Unsere Mutter war die Tochter eines deutschen Plantagenbesitzers in Rio und einer eingeborenen Brasilianerin portugiesischen Geblüts.

6. Wann starb Ihre Schwester Julia?

1927

7. Planen Sie noch, ihre Geschichte dichterisch zu formen?

Nein

[48] Gerhard Jacob: Das Werk Thomas Manns. Bibliographie mit Vorwort, Berlin: Fischer 1926.

8. Sie erwähnen einmal eine Geschichte, die unter dem Einfluss von Alkohol geschrieben sei. (Rede und Antwort, S. 376) Ist es „Der Kleiderschrank"?

Ja

9. Ist die Sanatoriumsatmosphäre in „Tristan" erlebt oder frei erfunden?

Eine genauere Erfahrung lag nicht zugrunde

9. Ingeborg Holm und Clawdia Chauchat haben eine Handbewegung – zum Hinterkopf – gemeinsam. Liegt dem ein Erlebnis zugrunde?

Eine sehr häufige Frauenbewegung bei Haar-Knoten Tracht.

10. „Gladius Dei" ist M. S. gewidmet. Ist das die Engländerin Mary oder Molly, von der Sie im Lebensabriss sprechen?

Ja

11. Die Geschichte „Beim Propheten" schien mir so klar autobiographisch, dass ich mir erlaubt habe, etwas zu raten.
a. Ist der semitische Dichter Karl Wolfskehl?[49]
b. Ist der Spiritist Schrenck-Notzing?[50] oder Faber du Faur?[51]
c. Ist die unverheiratete adlige Mutter die Gräfin Franziska Reventlow?[52]
d. Hat Daniel Ähnlichkeit mit George?[53]

a. Nein
b. Nein

[49] Karl Wolfskehl (1869–1948). Deutsch-jüdischer Schriftsteller, aktiv in der Münchener Literaturszene um Stefan George. Er emigrierte 1933 über die Schweiz nach Neuseeland, wo er bis zu seinem Tode lebte. Themen seiner Arbeiten sind Vertreibung, die Fremde und Heimat.

[50] Albert Freiherr von Schrenck-Notzing, Dr. med (1862–1929). Nervenarzt in München, der sich um die wissenschaftliche Erforschung paranormaler Ereignisse bemühte und so an der Schaffung der Grundlagen der Parapsychologie beteiligt war. Sein Anspruch auf wissenschaftliche Anerkennung seines *Materialisationsphänomens* (1913) verursachte oft kontroverse Reaktionen und stieß auf Ablehnung in wissenschaftlichen Kreisen. Thomas Mann beschrieb 1923 in seinem Essai *Okkulte Erlebnisse* seine Erfahrungen mit Séancen bei Schrenck-Notzing. X, 135–171.

[51] Curt Faber du Faur (1890–1966). Literaturwissenschaftler. Er emigrierte 1939 in die USA und war dort Professor an der Yale University von 1944–1960. Mitbegründer des US Verlags *Pantheon Books.*

[52] Franziska Gräfin von Reventlow (1871–1918). Geboren in Husum. Ihre Familie zog 1889 nach Lübeck. Nach dem Tod ihres Vaters studierte sie Malerei in München und schrieb Artikel für den Simplicissimus. Sie verkehrte im Kreis der Schriftsteller Stefan George, Ludwig Derleth und Karl Wolfskehl.

[53] Stefan George (1868–1933). Deutscher Dichter, der durch seine Zeitung Blätter für die Kunst und im Kreise anderer einflussreicher Dichter seiner Zeit eine Erneuerung deutscher Lyrik zu bewirken suchte. Thomas Mann stand dem George-Kreis nicht nahe.

c. Mag von ferne sein
d. *Nein. Aber ein Typus aus dem Kreis.*

12. Durch wen oder was, glauben Sie, wurde Ihr Interesse am Christentum um 1904 erweckt?

Ein spezielles Interesse am Christentum besteht nur, insofern ich einen Grundpfeiler der abendl. Kultur darin sehe, selbst noch nach seiner Säkularisierung und Vergeistigung. Das religiöse, religionsgeschichtliche, mythische Interesse ist einfach eine Sache der Jahre und der Reifung zum Über=Individuellen, Allgemeinen, Menschheitlichen.

13. Was sind die Geburtsjahre Ihrer Kinder?

1905, 06, 09, 1910, 18, 19.

14. Wollen Sie mir sagen, wo die sechs jetzt sind und was sie tun?

Erika ist in England u. macht sich gegen Hitler nützlich, wenn sie es schon frei hat, wo sie durch Bücher und Lectures sehr bekannt geworden ist. Klaus lebt als Schriftsteller in New York, verbringt übrigens den Sommer hier mit uns. Golo ist in Süd-Frankreich, nachdem er einige Zeit in Zürich „Maß und Wert"[54] herausgegeben. Nach Frankreich ging er, um zu kämpfen… Wir arbeiten daran, ihn herüberzubringen. Er ist Historiker u. Soziolog u. hat einen Ruf an die New School for Social Research.[55] Monika: in London, verheiratet mit ungarischem Kunsthistoriker, sie kommen nach Canada. Elisabeth, verheiratet mit mit [sic] G. A. Borgese, dem italien. Anti-Fascisten und Schriftsteller, Professor der Universität Chicago. Michael, Musiker, Violinist, absolvierte das Züricher Conservatorium, bildet sich weiter aus und gibt Unterrichte, verheiratet mit einer Schweizerin, leben in Carmel[56] bei San Francisco. Erstes Enkelkind vor einigen Wochen von ihnen.[57]

[54] Maß und Wert. Zweimonatsschrift für freie deutsche Kultur. (Engl. Standards and Values), hrsg. von Konrad Falke und Thomas Mann. Die Zeitschrift erschien zum ersten Male 1937 in Zürich, wurde aber 1940 nach 18 Heften in New York eingestellt.

[55] New School (for Social Research), gegründet 1918. Renommierte Hochschule in New York, an der mehrere deutsche Exilanten eine neue Stelle für Forschung und Lehre fanden.

[56] Carmel-by-the-Sea. Beliebter, kleiner Küstenort am Pazifik im nördlichen Kalifornien mit beeindruckender Landschaft.

[57] Das erste Kind von Michael Mann und seiner Ehefrau Gret Moser war Fridolin, gen. Frido, geboren 1940.

15. Sie hatten doch nicht Wilhelm II. im Auge, als Sie Klaus Heinrich eine verkrüppelte Hand gaben?[58]

Nein

16. Slawische Figuren, Tadzio, Hippe, und Frau Chauchat, stehen mit dem Tod in Verbindung. Die erste Verbindung ist wohl das Knochige im Gesicht – Hippe heisst ja in den Buddenbrooks Todtenhaupt. Sie empfanden aber auch, wie Strich[59], den Osten als chaotisch, auflöserisch, passiv?

Das Slawische, östliche, fascinierend und verführend, dadurch Gedankenbindung mit dem Tod. Knochiges Gesicht spielt keine Rolle. Tadzio Hermes=Figur, Psychopompos, Führer hinab. „Hippe" (Sense) deutliches Todessymbol mit erotischer Anziehung, als die von Chauchat wiederkehrend. („Bleistift leihen").[60] *Todtenhaupt in Buddenbrooks hat gar nichts damit zu tun.*

Fragebogen Nr. 2 von Hans Rosenhaupt an Thomas Mann.
Colorado College, Colorado Springs, Colorado

10. Sept. 1940

1. Die an Phädrus gerichteten Worte im „Tod von Venedig" stammen doch von Ihnen selbst? (Nicht etwa von Platon)

Ja, in Anlehnung an Platon'sche Denkweise u. seinen Tonfall.

2. Erinnern Sie sich wohl, von wem das im „Sketch of My Life" zitierte Wort ist: „No one remains precisely what he is when he knows himself"?

(Leider habe ich die Neue Rundschau nicht zur Hand) Aber mich selbst. Es ist kein Citat: „Niemand bleibt ganz, der er ist, infern [sic] er sich erkennt"[61]

[58] Bei seiner Geburt wurde der linke Arm Wilhelms II. durch Anwendung einer Geburtszange verkrüppelt.

[59] Fritz Strich (1882–1963). Literaturhistoriker und Professor für deutsche Literatur und Mythologie in München und Bern. Er war mit Thomas Mann befreundet und veröffentlichte über Thomas Manns Werk, so Kunst und Leben, Bern: Francke 1960.

[60] Pribislav Hippe leiht Hans Castorp einen Bleistift – ein sexuelles Symbol – welches auf Castorps Nacht mit Clawdia Chauchat vorausweist. Castorp wird durch Mme Chauchats Stimme und Aussehen an Hippe erinnert.

[61] Im Januar 1914 beschreibt Mann in seinem Werk Lebensabriss (englisch: A Sketch of My Life) den Einfluss des Ersten Weltkriegs auf seine Psyche und die deutsche Nation. „Que diable allait-il faire, dans cette galère? That was the fitting motto, as also the line of *Tasso* that headed it: Vergleiche dich, erkenne was du bist! I should have added a third, if I had found it sooner: No one remains precisely what he is, when he knows himself". In: A Sketch of My Life, Paris: Harrison of Paris 1930, S. 48, und XI, 129.

3. Welcher Deutschamerikaner hat zu Anfang dieses Jahrhunderts soziale Gerechtigkeit als das Ideal des damaligen Deutschland bezeichnet? (Betr. eines Unpolitischen, S. 216)[62]

Das weiß ich nicht mehr.

4. Glauben Sie, dass die Anregung zu Bruno Franks Tagen des Königs[63] [sic] von Ihnen kommt?

Unter uns gesagt: Ja.

5. Sie waren mit ihm befreundet?

Und bin es noch.

6. Von wann, etwa, stammen die folgenden Aufsätze aus der „Forderung des Tages"?

a.	Rede zur Gründung der Sektion für Dichtkunst	26
b.	München als Kulturzentrum	24
c.	Lübeck als geistige Lebensform	26
d.	Amphytrion	27
e.	Über die Ehe	
f.	Kultur und Sozialismus	
g.	Die Stellung Freuds in der modernen Geistesgeschichte	28
h.	Politische Novelle	
i.	Über den Film	

Ich kann die genauen Jahreszahlen nicht mit Sicherheit angeben. Die Aufsätze stammen alle aus den zwanziger Jahren, sagen wir: zwischen 24 und 29.

7. Ist der Aufsatz „Anna Karenina" in Maß und Wert schon in Californien [sic] geschrieben – vor allem meine ich die Meereslandschaft?

Ich schrieb ihn vorigen Sommer in Norderwijk am Zee, Holland, im Auftrag von Random House[64], New York, als Einleitung zu einer amerik. Ausgabe.

[62] XII, 239. „Immerhin ist es nicht schlecht zu lesen, daß zu Anfang dieses Jahrhunderts ein Deutschamerikaner soziale Gerechtigkeit als das Ideal des heutigen Deutschland, soziale Betätigung als die Grundforderung der neuen deutschen Erziehung bezeichnen konnte." Der Name war nicht festzustellen.

[63] Bruno Frank (1887–1945). Deutscher Erzähler und Dramatiker. Frank und seine Frau verließen Deutschland im Jahre 1933. Er arbeitete dann mit einigem Erfolg in Hollywood. Frank war bereits in München, wie dann auch später in Kalifornien, eng mit Thomas und Katia Mann befreundet.

[64] *Random House* war der New Yorker Verlag, in dem später Manns amerikanischer Verleger, der Alfred A. Knopf Verlag, aufging.

8. In Ihrem Brief an die Zeitschrift Dial[65] vom Mai 1923 sagen Sie, dass im deutschen Norden – im Gegensatz zum Süden, der Theaterkunst hervorgebracht hat – „the ‚cultured' novel remains our province". Sollte das nicht eine schlechte Übersetzung Ihres Briefes sein, in dem Sie von „Bildungsroman" sprachen?

Natürlich handelt es sich um den „Bildungsroman". Die katholische Cultur [sic] ist künstlerisch sinnlicher: Barocktheater.

9. Ist Ihr Vortrag bei der Florenzer Kulturwoche 1925[66] irgendwo gedruckt erschienen?

Nein

Colorado College
Colorado Springs
Colorado

Department of German
Fragebogen vom 5. Januar 1941
Zauberberg:

1. Wer schrieb „The Quester Hero Myth as Universal Symbol in the Works of Thomas Mann"?

Mr. Howard Nemerov[67]

2. Hatten Sie Feldkirch[68] im Auge, als Sie Naphta's [sic] zweite Heimat beschrieben?

Ja

[65] *Dial* war eine Zeitschrift für Literatur und Kritik, gegründet 1880 von Francis Fischer Browne. Der Betrieb wurde 1929 eingestellt. Mann verfasste für die Mai-Ausgabe 1924, Band LXXIV, den Essai *German Letter I* und schrieb: „Speaking in broad terms the *cultured* novel remains our province, even while it is no longer abreast of fashion and the times as a liteary genre. The union of folk elements with the sublime is a matter of a more southerly sky and a more socially-minded culture. It can hardly succeed with the pietistic introspection of the individualist, which is something to be envied." S. 612.

[66] Es war nicht festzustellen, um welchen Vortrag es sich hier handelt.

[67] Howard Nemerov (1920–1991). Amerikanischer Schriftsteller und Lyriker. Dozent an der Washington University. Er promovierte 1940 an der Harvard University mit seiner Dissertation The Quester Hero. *Myth as Universal Symbol in the Works of Thomas Mann*.

[68] Mittelalterliche Stadt in Vorarlberg. Die Schattenburg wurde 1230 gegründet. Thomas Mann ließ Leo Naphtha im Jesuitenkolleg *Stella Matutina* studieren.

3. Wussten Sie, dass Rilke von der Fürstin Thurn und Taxis[69] doctor angelicus genannt wurde, als Sie Naphta so nannten?

Nein

4. Ist die Princetoner Rede über den Zauberberg[70] irgendwo ausser in der Stockholmer Ausgabe abgedruckt oder übersetzt?

Nein.

5. Dort heisst es: „…vielleicht ist es etwas wie ein Gesetz, das [sic] epische Schilderungen eine Lebensform abschliessen, und dass sie nach ihnen verschwindet." Was hatten Sie da im Auge?

Z. B. an „Kgl. Hoheit," Schwanengesang der Monarchie. Oder an „Buddenbrooks", Schwanengesang der patrizischen Gesellschaft. Oder an die Forsyte Saga[71]*, viktorianisch. Überhaupt an gesellschaftliche Lebensformen.*

6. Hat Ihre spanische Reise[72] noch Einfluss auf den Zauberberg haben können?

Ja

Felix Krull:

1. Ist Felix Krull 1937 fortgesetzt worden oder früher?

bedeutend früher

2. Spielt er in Eltville[73]? (Sehr alberne Frage, purer Lokalpatriotismus meinerseits!)

Der geographischen Bestimmung nach, ja. Ich war nie dort

[69] Fürstin Marie von Thurn und Taxis-Hohenlohe (1855–1934). Mäzenin und Verehrerin Rainer Maria Rilkes, der zwischen 1912 und 1922 auf ihrem Schloss Duino an der Adria bei Triest seine *Duineser Elegien* niederschrieb.

[70] Mann hielt seinen Vortrag Eine Einführung in den *Zauberberg* vor Studenten der Princeton University 1939. Siehe auch XI, 602–617, Atlantic Monthly, Bd. 191, Nr. 1, 1953, S. 41–45, und Manns Vortrag am Colorado College im März 1941, abgedruckt in Teil I dieses Beitrags (zit. Vorwort, Anm. 1).

[71] John Galsworthy, The Forsyte Saga, London: Heinemann 1922.

[72] 1923 unternahmen Thomas und Katia Mann eine Reise nach Spanien „von Genua nach Barcelona, Madrid, Seville [sic], und Granada, dann zurück nach Santander im Norden", in: XI, 132.

[73] Eltville am Rhein in Hessen. Hans Rosenhaupt wurde in Frankfurt am Main geboren und der Ort war ihm bekannt.

3. Wissen Sie ob Carl Zuckmayer ihn kannte, als er den Hauptmann von Köpenick schrieb?

Das glaube ich nicht

4. Halten Sie es für möglich, dass ihn Ihre Geschichte angeregt hat?

[Anm.: Antwort ist wahrscheinlich die obige unter Frage Nr. 3: *Das glaube ich nicht.*]

5. Ist Felix Krull das einzige Fragment in Ihrem Werk?

Ja

Verschiedene Fragen:

1. Besitzen Sie eine Abschrift Ihres Briefes an Fischer, als er vorgeschlagen hatte, die Buddenbrooks zu kürzen?[74]

Nein

2. Könnte ich ihn sehen?

[Anm.: Antwort erübrigt sich]

3. Haben Sie 1905 Briefe Schillers gelesen, bevor Sie „Schwere Stunde" schrieben?

Wahrscheinlich

4. In welche Sprachen sind Ihre Werke oder Teile davon übersetzt?

Ich glaube, in fast alle. Ins Indische und Türkische wohl nicht. Aber auch in kaukasische Mundarten. Und jetzt werden die ganzen Buddenbrooks für Blinde auf Schallplatten gezogen.

[74] Manns Verleger und Freund, Samuel Fischer, hatte ihn dazu ermuntert, einen Roman zu schreiben, „wenn er nicht zu lang ist". Nach Empfang des Manuskripts von Buddenbrooks im August 1900 wollte Fischer den Roman, um die Hälfte gekürzt, veröffentlichen. Mann bestand auf der vollen Länge und überredete Fischer, eine ungekürzte Fassung zu veröffentlichen. (Thomas Mann: Ein Leben in Bildern, hrsg. von Hans Wysling und Yvonne Schmidlin, Frankfurt/Main: Fischer 1997, S. 117).

Fragebogen vom 13. Juli 1941
Hans Rosenhaupt
Colorado College
Colorado Springs, Colorado

[Anm.: Fragen sind nicht nummeriert]

Der Novelle „Mario und der Zauberer" soll ein wirkliches Begebnis zugrunde liegen. War der Mord an Cipolla auch wirklich?

Es war ein solcher Abend in Forte dei Marmi.[75] *Aber kein Mord. „Mario" nahm die Sache sehr vergnügt.*

Wann unternahmen Sie die Pariser Reise, die in „Pariser Rechenschaft" beschrieben ist?

[Anm.: Keine Antwort]

War Ihre Buchbesprechung „Das Ewig-Weibliche" 1903 in der Zeitschrift Freistatt Ihr erstes Essai?

Ich glaube, der erste war „Bilse und ich."

Ist der „Gesang vom Kindchen" nie ins Englische übersetzt worden?

Nein

Die folgenden Fragen beziehen sich auf Ihre Kinder, für ein kurzes Kapitel „Domestic Life", in dem „Herr und Hund", „Gesang vom Kindchen", „Unordnung und frühes Leid" und ein paar kurze Essais behandelt sind.
Wie lange existierte die Pfeffermühle[76] und wo spielt sie?

Gegründet 1932. Spielte noch in Deutschland, dann in vielen Städten der Schweiz, Hollands, in der Tschecho-Slowakei, Luxemburg, Belgien.

Wann hat Klaus angefangen öffentlich zu sprechen und wo hat er hier im Lande gesprochen?

Seit 1935 oder 36

[75] Exklusiver Badeort bei Viareggio in Italien. Mann machte hier im August und September 1926 Sommerurlaub.

[76] Das literarisch-politische Kabarett *Die Pfeffermühle* wurde 1933 von Erika Mann und Therese Giese in München gegründet. Mann irrte sich in dem Gründungsdatum.

Wie lange hat Golo in Frankreich gelehrt?
3 Jahre, 2 in Sèvres und 1 in Rennes

Heisst er Golo, oder, wie die New York Times schreibt, Gottfried?
Angelus, Gottfried
Der Kindername Golo hat sich behauptet

Wie hiess der Mann von Monika?
Tennö Langi, Dr. Phil.[77]

Auf welchem Schiff ist er umgekommen?
City of Benares

Lebt Monika hier im Lande jetzt?
Bei uns

Wer gibt jetzt Mass und Wert[78] heraus?
Ist eingestellt

Haben Klaus und Erika ein Buch in Arbeit?
Nein. Nur gelegentlich haben sie zusammen gearbeitet. Erikas letztes Buch hieß: „The lights go down".[79] *Klaus gibt die Monatsschrift „Decision"*[80] *heraus.*

Ist „Other Germany"[81] ihr letztes Buch?
[Anm.: Keine Antwort]

[77] Tennö Langi, eigentlich Jenö Lányi (1902–1940). Ungarischer Kunsthistoriker, seit 1939 mit Monika Mann verheiratet. Auf der Flucht in die USA wurde ihr Schiff, die *City of Benares*, am 17. September 1940 von einem deutschen U-Boot versenkt. Monika wurde gerettet, aber ihr Mann ertrank.

[78] Mass und Wert. Zweimonatsschrift für freie deutsche Kultur. Die Zeitschrift wurde 1937 von Thomas Mann und Konrad Falke in Zürich gegründet. Golo Mann war Mitredakteur. Die Zeitschrift stellte 1940 ihren Betrieb ein.

[79] Erika Manns *The Lights go down* (deutsch: Wenn die Lichter ausgehen. Geschichten aus dem Dritten Reich, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 2004), erschien 1940 in englischer Spache bei Farrar & Rinehart in New York. Es sollte ursprünglich *Our Nazitown* heissen. Erika Mann beschreibt in dem Buch den Alltag durchschnittlicher Deutscher in den dreißiger Jahren in einer Kleinstadt im Dritten Reich.

[80] Decisions. Englischsprachige Zeitschrift für Politik und Literatur, hrsg. von Klaus Mann in New York. Sie erschien nur für kurze Zeit von Januar 1941 bis Februar 1942.

[81] Das Buch *The Other Germany* von Erika und Klaus Mann erschien 1940 bei Modern Age Books in New York. Das Buch beschreibt die Erfahrungen bei der Flucht aus Deutschland und versucht eine Aufklärung der Amerikaner über das nicht-faschistische Deutschland.

Freundlichste Grüße!

Fragebogen vom 11. August 1941 – Hans Rosenhaupt, Colorado College, Colorado Springs, Colo.

[Anm.: Die Fragen sind nicht nummeriert]

Ist die Erzählung „Der Wille zum Glück", die August und September 1896 im Simplicissimus erschien, identisch mit „Enttäuschung"?
Nein, das ist zweierlei.

Ist „Tristan"nie in einer Zeitschrift erschienen?
Nein. Ein Luxusdruck[82] *erschien. Auch eine Manuskript-Facsimile.*[83]

Ist „Beim Propheten" nie in einer Zeitschrift erschienen?
Neue Freie Presse

Ist „Eisenbahnunglück" nie in einer Zeitschrift erschienen?
Ebenda Erstdruck

Ist „Der Tod" nur im Simplicissimus vom 16. Januar 1897 erschienen?
Ja

Wenn ja, warum haben Sie die Geschichte nicht in die Novellensammlung aufgenommen?
Schien mir zu schwach[84]

Ist „Gerächt" nur im Simplicissimus Nummer 21, 1899 erschienen?
Ja

[82] Thomas Mann: Tristan, in: Deutsche Dichterhandschriften, hrsg. von Hanns Martin Elster, Bd. 1, Dresden: Lehmannsche Verlagsbuchhandlung 1920. In Leder gebunden und von Thomas Mann signiert.

[83] Thomas Mann: Tristan. Manuscript-Facsimile mit zwölf Radierungen von Edwin Scharff, München: Drei Masken Verlag 1922.

[84] Die Erzählung wird nicht nur von Mann selbst, sondern auch allgemein von Kritikern als schwach eingestuft.

Wenn ja, warum haben Sie die Geschichte nicht in die Novellensammlung aufgenommen?

Schien mir zu ordinär

Ist die Selbstbiographie in „Meerumschlungen" an anderer Stelle, vielleicht in etwas geänderter Form, wieder erschienen?

Keine Ahnung

Was war die „Anekdote", die 1908 im Juniheft des März erschien? und 1910 in einer Beilage der Lübeckischen Anzeigen?

Dito

Ist „Jappe und Do Escobar" autobiographisch?

Ja

Im Aufsatz über das Theater, „Rede und Antwort"[85] Seite 65, sprechen Sie vom demokratisch mondänen Roman. Könnten Sie ein Beispiel davon geben?

Mit „demokratisch" meinte ich wohl: Gebrauchsware, und zwar international willkommene.

Wann unternahmen Sie die Pariser Reise, die in „Pariser Rechenschaft" beschrieben ist? (Sie übersahen die Frage im letzten Fragebogen?)

1926

Ein Brief an Howard Nemerov[86] wurde von Harvard nach Beverly Hills nachgesandt und kam von dort als unbestellbar zurück. Sie wissen wohl auch nicht, wie ich ihn erreichen kann?

Er ist in Harvard

[85] Thomas Mann: Versuch über das Theater, in: Rede und Antwort, X, 23–62. Mann schreibt: „Die Rang-Skala des Romans scheint mir folgende zu sein. Er ist entweder vom demokratisch-mondänen Typ, sozialkritisch, psychologisch, international, Produkt eines europäischen Künstlertums, Instrument der Zivilisation, Angelegenheit einer abendländischen Öffentlichkeit – und hat in dieser bourgeoisen Gestalt mit „Volk", mit dem Volke, von dem Hebbel, der Theatraliker, sprach, überhaupt nichts zu tun. Er ist zweitens, in einem höheren, man kann sagen: deutschem Fall, persönliches Ethos, Bekenntnis, Gewissen, Protestantismus, Autobiographie, individualistische Moral-Problematik, Erziehung, Bildung…", S. 61.

[86] vgl. Anm. 67

Könnten Sie einige Bücher nennen, die Ihnen besonders bei der Vorbereitung für „Joseph und seine Brüder" gedient haben?

Z. B. „Die Bibel im Lichte des alten Orients" von Jeremias[87] *und Erman-Ranke's [sic] „Aegypten".*[88]

Waren irgendwelche englische Bücher darunter, etwa Frazers „The Golden Bough" oder sein „Folk-Lore in the Old Testament"?[89]

Nein

Sie sprechen in „Die Geschichten Jaakobs", Seite XLVIII von einem Referat, das Sie anziehen.[90] [sic] Erinnern Sie sich wohl, was es war?

Nein. Ich habe damals allerlei Gnostisches, das mir „zufällig" unter die Augen kam, gelesen, weiß aber nicht mehr, was es war.

In „Joseph in Ägypten", S. 113, sprechen Sie von den Leuten der Menfe. Hatten Sie dabei, vielleicht unbewusst, Wien vor sich, oder eine andere heutige Stadt?

Die Großstadt überhaupt

[87] Alfred Karl Gabriel Jeremias (1864–1935). Assyrologe und Religionswissenschaftler. Mann meinte mit dem Buch wahrscheinlich Jeremias' Werk Das alte Testament im Lichte des alten Orients, Leipzig: J. C. Hinrichs 1930.

[88] Adolf Erman: Ägypten und ägyptisches Leben im Altertum, Tübingen: Mohr 1923. Das Buch erschien als eine von Hermann Ranke überarbeitete Ausgabe. Zu den Quellenwerken für die Joseph-Romane siehe auch Thomas Manns Brief an Joseph Angell vom 11.5.1937, Reg. I, 24–25.

[89] Sir James George Frazer (1954–1941). Britischer Ethnologe und Experte für vergleichende Mythologie. The Golden Bough (London und New York: MacMillan & Co. 1890) war ein Monumentalwerk in zwei Bänden über Mythologie, Folklore und Religion. Frazer hatte großen Einfluss in England und in den USA auf Literatur, Psychologie und Anthropologie.

[90] Thomas Mann: Joseph und seine Brüder, IV, 41. „Er sandte, so heisst es wörtlich in dem Referat das wir anziehen, aus der Substanz seiner Göttlichkeit den Geist zum Menschen in diese Welt, damit er die Seele im Gehäuse des Menschen aus ihrem Schlafe wecke und ihr auf Befehl seines Vaters zeige, daß diese Welt nicht ihre Statt und ihr sinnliches Leidenschaftsunternehmen eine Sünde gewesen sei, als deren Folge die Erschaffung dieser Welt betrachtet werden müsse". Mann griff auf gnostische Vorstellungen des Menschen – und Gottesbegriffs zurück. Die Werke von Alfred Jeremias (vgl. Anm. 87) waren dabei wahrscheinlich von Nutzen.

Die folgenden Fragen kommen Ihnen vielleicht vorwitzig und indiskret vor. Ihre Beantwortung würde mir meine Aufgabe an manchen Stellen erleichtern, aber wenn Sie meinen, dass solche Dinge nicht an die Öffentlichkeit gehören, so geht es auch ohne.

Waren Sie je, sagen wir seit 1900, einmal wochen- oder monatelang ganz untätig, einfach passiv, wie Rilke es ja viele Jahre zwischen 1911 und 1921 war? Wenn ja, wann, und wo?

Jahre lang nein, allenfalls Wochen lang und nur auf Reisen

Hatten Sie je einmal den Wunsch, sich Ihrem geregelten Dasein zu entziehen, ein anderes Land aufzusuchen, einen anderen Beruf auszuüben, „auszusteigen", sozusagen?

Andere Länder waren ja aufzusuchen. Um einen anderen Beruf auszuüben, müßte ich ein Anderer sein. Das wäre vielleicht wünschenswert, schien so momentlich in der Jugend und damit auch das „Aussteigen".

Sie erwähnen als nahe Freunde Bruno Frank,[91] Hans Pfitzner,[92] im „Gesang vom Kindchen" auch Ernst Bertram.[93] Wer steht Ihnen ähnlich nahe, oder näher?

Pfitzner war mir ein naher Freund. Bertram war es. Frank ist es heute noch. Auch Bruno Walter.[94] *Erich von Kahler*[95] *(Princeton), Mrs. Agnes E. Meyer,*[96]

[91] vgl. Anm. 63

[92] Hans Pfitzner (1869–1949). In Russland als Sohn deutscher Eltern geboren. Er lebte u. a. in Berlin, München und Wien. Deutscher Komponist, Vertreter spätromantischer Musik und Wagner nahestehend.

[93] Ernst Bertram (1911–1955). Literaturwissenschaftler und Lyriker. Vertrauter Freund von Thomas Mann in frühen Jahren. Er wurde bekannt vor allem durch seine Biographie Friedrich Nietzsches: Nietzsche. Versuch einer Mythologie, Berlin: G. Bondi 1918. Seine Verstrickung in den Nationalsozialismus ist umstritten, was vielleicht Manns Bemerkung „Bertram war es" erklärt.

[94] Bruno Walter (1876–1962). Eigentlich Bruno Walter Schlesinger, deutscher Musiker, Komponist und Dirigent in der romantischen Tradition. Enger Freund von Thomas und Katia Mann. Er emigrierte 1938 in die USA und dirigierte dort u. a. an der New Yorker *Metropolitan Opera* und an der Philharmonie in Los Angeles. Die Walters lebten in Kalifornien in der Nähe der Manns und verkehrten oft in deren Haus. Ab 1947 dirigierte Walter wieder in Österreich.

[95] Erich von Kahler (1885–1970). Historiker und Philosoph, geboren in Prag. Er emigrierte 1938 in die USA und lehrte an der *New School* in New York, dann an der Princeton University und Cornell University. Autor zahlreicher Veröffentlichungen, darunter auch über Thomas Mann. Mit Thomas Mann existierte ein reger Briefwechsel. Thomas Mann – Erich von Kahler. Briefwechsel 1931–1955, Hamburg: Luchterhand 1993.

[96] Agnes E. Meyer (1887–1970). Gattin des Herausgebers der einflussreichen Tageszeitung *Washington Pos*t, Eugene Meyer. Agnes Meyer veröffentlichte in diversen Zeitungen und Zeitschriften auf dem Gebiet Kultur, Politik und Literatur. Ihr Vermögen erlaubte es ihr, Thomas und

(Washington). Aber ich habe Zweifel, ob ich mich überhaupt einen rechten Freund nennen kann.

Haben Sie irgendwelche Eigenheiten, die nur Ihnen Nahestehende kennen? Sie erwähnen einmal Ihre Abneigung gegen Photographiert-werden mit Blitzlicht, aber hier haben Sie es sich nicht merken lassen.

Bin mir keiner bewußt. Wäre Sache anderer, das zu beantworten. Photographiert werden ist unangenehm überhaupt, nicht nur mit Blitzlicht. Man muss es nicht wissen.

Waren Sie je schwer krank? Ich weiss nur von Ihrer Erkrankung beim Militär und dann 1912 die Diagnose in Davos.

Nein. Nie ganz gesund, nie richtig krank. Allerdings Neigung zur Gesichtsrose (zweimal, in München und Zürich.) Das Schlimmste war eine Monate lange Ischias (zur Zeit von „Lotte in Weimar") im Anschluß an eine in Süd-Frankreich geholte Angina-„Infektion", mit unglaublichen Schmerzen. Schrieb das Riemer-Kapitel[97] *dabei. Wurde in Ragaz kuriert.*

Als junger Mann fuhren Sie Rad, dann laufen Sie gern zu Fuss, und einmal erwähnen Sie shuffle-board. Gibt es andere Sports [sic] die Sie gern treiben oder getrieben haben?

Nein

Wann ungefähr hat sich Ihre Tageseinteilung, wie sie heute besteht, etabliert?

Die Vormittags=Arbeit seit „Buddenbrooks". Die Nachmittagsruhe von 4 bis 5 (Dunkel) auch gering schon seit 36 Jahren.

Katia Mann ab 1937 finanziell zu unterstützen und sie ins gesellschaftliche Leben an der Ostküste der USA einzuführen. Als Tochter deutscher Emigranten sprach sie fließend deutsch, übersetzte Schriften von Thomas Mann und unterhielt zwei Jahrzehnte lang einen regen Briefwechsel mit Thomas Mann: Briefwechsel 1937–1955, Frankfurt/Main: Fischer 1992. Ihre Autobiographie Out of These Roots. The Autobiography of an American Woman, Boston: Little, Brown 1953, beschreibt ihre lange Freundschaft mit Thomas Mann.

[97] Friedrich Wilhelm Riemer (1774–1845) in Manns Lotte in Weimar war eine historische Figur. Er veröffentlichte seine Erfahrungen mit Goethe in seinem Buch Mitteilungen über Goethe. Mann beschreibt Riemer und Lotte als Opfer und „Complicen in der Qual".

Colorado College
Colorado Springs
Colorado

Department of German

4. April 1942

Hochverehrter Herr Mann,

Heute habe ich nur ganz wenige Fragen, für deren Beantwortung ich Ihnen von Herzen dankbar wäre.

1. Slochower, in Three Ways of Modern Man,[98] interpretiert das Hamburgische Platt der Megären im Zauberberg soziologisch und meint, Hamburg sei die Stadt „of capital and labor" and [sic] spricht von einem social blood-sacrifice. Ich meine, die Frauen sprechen Platt, weil sie eine niedere Lebensstufe verkörpern, primitiv wie das Blutopfer, das sie vollziehen.[99] Wer hat recht?
Sie

2. Slochower sagt: „the Peeperkorns are forced to retire; agrarianism is being dispossessed by industrialism".[100] Daran haben sie doch sicher nicht gedacht?
Nein

3. Sie datieren in allen Ausgaben „Luischen" [sic] 1897. Es erschien zuerst in der Gesellschaft 1900. Auch passt der Schluss im Stil nicht zu den anderen Geschichten von 1897, scheint reifer, härter, ironischer. Könnten Sie sich wohl in der Datierung geirrt haben?[101]

[98] Harry Slochower (1900–1991). Professor und Literaturwissenschaftler, bekannt für mehrere Werke über deutsche Literatur, darunter Thomas Mann's Joseph Story (New York: Knopf 1938) und Three Ways of Modern Man (New York: International Publishers 1937) und zahlreiche Artikel über Thomas Manns Werk. Slochower wurde zu einem *cause célèbre*, als er von seiner Stelle am Brooklyn College entlassen wurde, da er sich 1952 geweigert hatte, Fragen der McCarran Kommission im *Internal Security Subcommittee* des US Senats über mögliche kommunistische Tätigkeiten zu beantworten. Seine daraus resultierenden Klagen bis zum Höchsten Gericht der USA waren erfolgreich, aber er nahm seine Stelle am Brooklyn College nie wieder auf.

[99] „Hamburg is the city of agrarian and industrial commercialism, the city of capital and labor. Behind the serene world of culture and nature, there is the social *blood sacrifice* disturbing Castorp's pure pleasure in the earlier peaceful scenes". Harry Slochower in: Three Ways of Modern Man, S. 76.

[100] „The Peeperkorns are forced to retire. Agrarianism is being dispossessed by industrialism", ebd. S. 84.

[101] 2.1. Erstmals erschienen in Die Gesellschaft, Leipzig, 16. Jg., 1900, Bd. 1, S. 168–186.

Müsste mich sehr irren, wenn Luischen nicht vor dem Kl. Herrn Friedemann[102] *läge. Von da an war die Deutsche Rundschau mein Publikationsort.**
** Oder sollte Bie*[103] *„Luischen" abgelehnt und ich es darum in der „Gesellschaft"*[104] *veröffentlicht haben? Sie könnten im Recht sein.*

4. Im Survey Graphic[105] schrieb 1936 ein „X" über The Troubled Crystal of Thomas Mann. War das Ihr Sohn Klaus?
Wenn nein, wer war es, und darf man es jetzt wissen?

Nein. Ich weiss es wirklich nicht.

5. „X" spricht in seinem Aufsatz von einem frühen Plan, das Thema von Tod in Venedig als eine Goethegeschichte zu schreiben, wohl die Marienbader Episode. Ist das richtig? Und wann fassten Sie diesen Plan?[106]

Richtig. Ging lange mit dem Ulrike-Plan[107] *um, traute mich aber an Goethe nicht heran. Habe den T. i. V. [Tod in Venedig] immer als eine Art von Behelfs=Verwirklichung betrachtet. Der Kritiker Hofmiller hat es gemerkt. In seiner Besprechung schrieb er: „Der Schatten Ulrikes v. L. schwebt vorüber."*[108]

[102] 2.1. Erstmals erschienen in Neue Deutsche Rundschau, Berlin, 8. Jg., 1897, H. 5. Mann irrte sich im Erscheinungsdatum seiner Erzählung Luischen.

[103] Oscar Bie (1864–1938). Er leitete von 1894–1922 die Neue Deutsche Rundschau und machte sie zur führenden kulturellen Monatsschrift in Deutschland.

[104] Die Gesellschaft. Führende Literaturzeitschrift in Leipzig. Mann veröffentlichte frühe Erzählungen wie *Luischen* und *Gefallen* in dieser Zeitschrift, ehe er zur Neuen Deutschen Rundschau wechselte.

[105] Survey Graphic. Einflussreiche, liberal-progressive New Yorker Wochenzeitschrift für Politik und Literatur. Mann las die Zeitschrift regelmäßig und veröffentlichte darin mehrere Artikel. Die Zeitschrift stellte 1952 ihren Betrieb ein.

[106] Der Autor „X" schreibt: „He [Mann] has explained that he first thought to develop his theme by telling the story of the very old Goethe and his passion for a very young girl. Goethe, *the Olympian*, had built up the model life of a sage out of his passionate youth. But even in him this deep undercurrent of passion, to love, to sin, to die, was still so strong that re-aroused, it nearly killed him". „The Troubled Crystal of Thomas Mann", in: Survey Graphic, 1936, S. 98. Der Autor „X" steht nicht fest, ist aber womöglich Klaus Mann.

[107] Der Ulrike-Plan. Ulrike von Levetzow (1804–1899) verbrachte als siebzehnjährige 1821 die Sommerferien bei ihren Großeltern in Marienbad. Dort lernte sie den 72jährigen Goethe kennen, der ihr zwei Jahre später, anlässlich seines erneuten Aufenthalts in Marienbad, durch den Großherzog Carl August von Weimar einen Heiratsantrag machen ließ, den sie ablehnte. Sie blieb unverheiratet, machte aber auf Goethe einen großen Eindruck. Der Dichter verarbeitete Hoffnung, Werbung und das Scheitern seines Antrags in der „Elegie", die später als „Marienbader Elegie" in die Literaturgeschichte einging.

[108] Josef Hofmiller (1872–1933). Bayerischer Schriftsteller, Philologe und Kritiker bei der Münchner Allgemeinen Zeitung. Die Besprechung Hofmillers erschien unter dem Titel Thomas Manns neue Erzählung in Süddeutsche Monatshefte 10, 1913.

6. Wann haben Sie zuerst mit Genuss Goethe gelesen? Ich meine nicht einzelne Gedichte, sondern etwa einige der Dramen oder einen der Romane.

Gedichte, Dramen schon früh. Die Prosa mit Sinn und Verständnis erst als 40-jähriger.

7. Hatten Sie die Wahlverwandtschaften schon gelesen, als Sie Buddenbrooks schrieben?

Glaube nicht. Höchstens aus pflichtschuldiger Weise.

Haben Sie vielen Dank für Ihre Mühe.

Ich arbeite eben am letzten Kapitel, das über Goethe. Aber viele andere Kapitel brauchen noch viel Arbeit, richtig zufrieden bin ich eigentlich nur mit dem zweiten Kapitel. Darf ich es Ihnen einmal schicken? Oder würde es Sie belasten?

[Anm.: Keine Antwort]

Ihnen herzlich und dankbar ergeben,
Hans W. Rosenhaupt

Colorado College
Colorado Springs
Colorado

Department of German

den 21. Juli 1942

Hochverehrter Herr Mann,

Heute belästige ich Sie wieder mit ein paar Fragen. Hoffentlich geht es Ihnen gut und die Beantwortung macht nicht zu viel Mühe.

1. Können Sie ein ungefähres Bild vom Umfang Ihrer Korrespondenz geben? Wieviel [sic] Briefe erhalten Sie etwa am Tag? Wieviel [sic] Briefe schreiben Sie im Tag?

Die Post, mit Büchern u. Zeitschriften sieht oft böse aus u. nimmt viel Zeit. Briefe, Danksagungen für Bücher, Äußerungen über Manuskripte, „statements", nightletters an Versammlungen etc. werden jeden 2. Tag diktiert, der andere Tag (Nachmittag) gehört handschriftlicher Privat=Korrespondenz besserer Art.

2. In einem Interview 1925 mit Aldo Sorani[109] sollen Sie von Plänen gesprochen haben zu einem neuen Roman über einen „modern captain of industry, an adventurer of exalted rank, with as many possibilities as his scruples are few".[110] Stimmt das?

Gemeint ist offenbar der Felix Krull.

3. Haben Sie, ausser der Marienbader Episode, noch andere Pläne gehabt und aufgegeben?

Siehe „Tod in Venedig" II. Kapitel: Der Friedrich-Roman,[111] *„Maja". „Der Elende"*[112] *waren eigene Pläne. „Und was er ausführt, gleicht es nicht am Ende zerstreuten Blumen eines großen Kranzes?". (Platen)*[113]

4. Haben Sie noch einige von den Zeichnungen, die Sie für den Simplizissimus beigetragen haben?

Das Buch ist in München im Besitz eines jüngeren Bruders. Wir werden einen kritischen Leutnant mit sechs Mann danach schicken.

Wissen Sie vielleicht noch wo sie erschienen oder was sie darstellten?

Gibt es nicht. Es handelte sich um ein gemeinsam mit Heinrich in Palestrina bei Rom hergestelltes Bilderbuch.[114]

[109] Aldo Sorani (1883–1945). Italienischer Journalist für die Zeitung *La Stampa* in Turin.

[110] Colloquio con Thomas Mann – *STW: il più grande romanziere Tedesco,* in: *La Stampa*, Turin, 8.5. 1925.

[111] Thomas Mann trug sich schon früh mit der Idee eines Werkes über Friedrich den Großen, wie er Heinrich Mann mitteilte. BrHM, 66.

[112] Mann plante auch einen Münchener Gesellschaftsroman" mit dem Titel Maja und eine Novelle „Ein Elender". Er schrieb dazu an seinen Bruder Heinrich am 11. Juni 1906: „Der Friedrich, die Maja, die Novellen, die ich schreiben möchte, könnten vielleicht Meisterwerke werden, aber man verzehrt sich in den Plänen und verzagt an Anfängen".

[113] August Graf von Platen-Hallermünde (1796–1835). Platen verbachte sein späteres Leben in Italien und war ein Vorbild für Manns Figur des Gustav Aschenbach. Das Zitat stammt aus Platens Prolog zu Die Abbassiden in: Platens Sämtliche Werke, Bd. 4, Stuttgart: Cotta 1834, S. 6. Siehe auch Mann Lob auf Platen, „Über Platen", X, 887.

[114] Bilderbuch für artige Kinder. Fünfundsiebzig Kunstwerke von Meisterhand, worunter achtundzwanzig kolorierte Bilder und siebenundvierzig Kupfer, nebst sechzehn begleitenden Kunstgedichten und vielen Textbemerkungen sittlich belehrenden und erheiternden Inhalts mit Sorgfalt und unter besonderer Berücksichtigung des sittlichen Gedankens für die heranreifende Jugend gesammelt und heausgegeben. Das Buch ist das einzige Gemeinschaftsprojekt von Thomas und Heinrich Mann. Es entstand während ihres Italien-Aufenthalts in Rom und Palestrina 1896 bis 1898. Thomas Mann bezeichnete einige der Zeichnungen als stümperhaft. Das Buch selbst gilt als verschollen.

5. Im 22. Psalm werden die Stiere von Basan[115] erwähnt. Hat das eine Beziehung zum Namen Ihres Hundes?

O nein. „Bauschan"[116] (Sebastian) stammt aus Reuters „Stromtied".[117]

6. Halten Sie es für angebracht, Ihr Wort „Ironie" als „humour" zu übersetzen? „Irony" hat nicht den richtigen Klang.

Irony scheint mir doch spezifischer – wo sie eben herrscht. Oft ist es nur humour.

7. In welchem Möbelstil fühlen Sie sich am wohlsten?

Hatte immer eine Vorliebe für Empire und Anklingendes. Auch Louis XVI.

8. Was hat es mit einem Filmmanuskript „Tristan und Isolde"[118] auf sich, über das Sie 1924 der Frankfurter Zeitung einen Brief geschrieben haben?

Tat ich das? Habe einmal für eine Münchener Film-Firma Verse zu einem kurzen Film „Tristan u. Isolde" verfaßt. Wurde nichts draus.

9. Sie haben doch irgendwo eine kleine Neigung zur „blague" oder zum Schabernack, sonst könnten Sie doch nicht den Joseph so gut verstehen. Wo aber, in Ihrem eigenen Leben, hat diese Neigung sich je gezeigt? Ihre Freude in der grossen blague bei Schrenck-Notzing?[119] Die Frage ist nicht Neugier; aber eine Antwort könnte im ersten Kapitel viel Gutes tun. Ich versuche dort, ohne das Pathos der Distanz zu verletzen, das Menschliche ein bisschen stärker herauszuarbeiten.

Schwer zu sagen. Bin mir eigentlich keiner Neigung zum Schabernack bewußt. Manches lebt sich ja freilich aus dem „Werke" aus. Joseph ist schließlich ein Künstler; und nicht nur eine Arbeit=, sondern auch eine Hermes=Figur. Hermes war immer meine Lieblingsgottheit, – was für Ihre Verwertung sprechen mag. Aber er ist ja auch Totenführer. Und ein Zauberer.
T. M.

[115] 22. Psalm, Vers 13: „Viele Stiere umgeben mich, Büffel von Bashan haben mich umringt, sie sperren den Rachen gegen mich auf, reissende, brüllende Löwen".

[116] Der Hund Bauschan in Manns Erzählung Herr und Hund zeigte als Hunde-Mischling im Gegensatz zu manchen Menschen sehr gesunde Instinkte. VIII, 526–653.

[117] Fritz Reuter (1810–1874). Niederdeutscher Dichter von volkstümlichen Werken. Seine oft sozialkritischen Beschreibungen resultierten in Arrest und Haft von 1834 bis 1840. Reuter schrieb Ut mine Stromtied in den Jahren 1862 bis 1863.

[118] Mann verfasste 1924 ein Filmmanuskript, *Tristan und Isolde*, für einen geplanten Spielfilm nach dem Epos von Gottfried von Straßburg. Siehe dazu Über das Filmmanuskript Tristan und Isolde, XXX, 17–18 und Peter Zander: Thomas Mann im Kino, Berlin: Bertz und Fischer 2005.

[119] vgl. Anm. 50

Schönsten, herzlichsten Dank für Ihre grosse Güte. Hoffentlich entschädigt Sie das Produkt für alle Ihre Mühe, wenigstens ein bisschen. Es soll sehr bald fertig sein.

Ihnen herzlich ergeben,
Hans Rosenhaupt

Colorado College
Colorado Springs
Colorado

Department of German

18. August 1942

Hochverehrter Herr Mann,

wieder muss ich Sie mit ein paar Fragen quälen. Seien Sie versichert, dass ich es immer erst dann tue, wenn alle andern Auskunftsmöglichkeiten erschöpft sind.

1. Wann übernahm Golo die Herausgabe von Mass und Wert von Ihnen?

1939

2. Wann wurde das Haus nördlich [Anm.: ‚nördlich' ist durchgestrichen, wahrscheinlich von Thomas Mann] von Nidden[120] fertig und haben Sie es je bewohnt?

1930. Wir bewohnten es in diesem Sommer und den beiden folgenden

3. Waren Sie Eigentümer des Hauses in Küsnacht?[121]

Nein

4. Ihre erste Mittelmeerreise war 1925.[122] Wann war die zweite und letzte? Wie verlief sie?

1930 Januar bis März. Aegypten bis Wadi Halfa, längere Aufenthalte in Assuan, Luxor, Kairo. Dann nach Jerusalem, Hebron, dem Toten Meer, über Nazareth etc nach Haifa.[123]

[120] Mann hatte sich in Nidden an der Kurischen Nehrung in Ostpreussen ein Sommerhaus bauen lassen. Die Familie verbrachte hier in den Jahren 1930 bis 1932 den Sommer.

[121] Die Manns ließen sich 1933 in Küsnacht in der Schweiz nieder.

[122] Thomas und Katia Mann reisten im März 1925 auf Einladung der Stinnes-Linie nach Ägypten. Siehe Unterwegs, XI, 355–365.

[123] Von Februar bis April 1930 folgte eine zweite Mittelmeerreise nach Ägypten und Palästina.

5. Wann wurden Sie tschechischer Staatsbürger?[124]

1936

6. Wie lange waren Sie 1935 in den Vereinigten Staaten?

ca 3 Wochen. Anlaß: der Harvard-degree[125]

7. Gibt es ausser „Freuds Stellung in der modernen Geistesgeschichte"[126] noch einen Freudessai von Ihnen – abgesehen von dem kleinen Beitrag im Almanach 1926?

O ja. „Freud und die Zukunft", Wiener Festrede zum 80. Geburtstag. Mein letztes Auftreten in Wien. Gedruckt als Broschüre[127]*.*

8. Schrieben Sie „Zweimaliger Abschied"[128] vor der Abreise von Lübeck? Lag ihm kein wirkliches Erlebnis zugrunde? Eloesser[129] sagt, es sei im Frühlingssturm erschienen, also vor Ihrer Abreise nach München.

Einige Zeit vorher. – Nein, glaube nicht. Es erschien auch in Conrads „Gesellschaft".[130]

Mann schrieb dazu an seinen Freund Ernst Bertram, es sei die „größte, bedeutendste Reise" seines Lebens gewesen. Sie kann vor allem als wichtige Vorbereitung für die Joseph-Romane gesehen werden.

[124] Mann wurde 1936 die deutsche Staatsbürgerschaft aberkannt, nachdem er die tschechische Staatsbürgerschaft angenommen hatte.

[125] Thomas Mann wurde bei der Abschlussfeier an der Harvard University am 20. Juni 1935, zusammen mit Albert Einstein, die Ehrendoktorwürde *Honorary Doctorate of Letters* verliehen. Die Ehre war um so wichtiger, als Mann 1936 auf Druck der neuen Machthaber die 1919 verliehene Ehrendoktorwürde der Rheinischen Friedrich Wilhelms-Universität Bonn aberkannt worden war. 1946, in der ersten Sitzung der Bonner Universität nach dem Krieg, wurde die Aberkennung rückgängig gemacht. Mann akzeptierte das erneuerte Diplom der Ehrendoktorwürde.

[126] X, 256–280.

[127] IX, 478–501. Mann hielt den Vortrag in Wien am 8. Mai 1936 zur Feier von Freuds 80. Geburtstag.

[128] Mann veröffentlichte das Gedicht unter dem Pseudonym Paul Thomas in Der Frühlingssturm, Lübeck, Juni/Juli 1893. Dem Gedicht liegt seiner Meinung nach kein wirkliches Erlebnis zugrunde. VIII, 1102.

[129] Arthur Eloesser (1870–1937). Literaturhistoriker und Mitarbeiter an der Neuen Rundschau. Zu Manns 50. Geburtstag veröffentlichte er 1925 das Buch Thomas Mann. Sein Leben und Werk. Berlin: Fischer *1925.*

[130] Die Gesellschaft. Monatsschrift für Literatur, Kunst und Sozialpolitik, hrsg. von M. G. Conrad, München und Leipzig. Das Gedicht erschien in der Zeitschrift im Oktober 1893, Jg. 9, 4. Quartal, H. 10, S. 1247 f.

9. Im Jahre 1933 war irgend ein [sic] Ärger mit einer deutschen Akademie. Ich kann hier im Lande nicht feststellen, welche Akademie, und weshalb der Ärger war. Können Sie mir helfen?

Aus der Preuß. Akademie der Künste, Sektion für Dichtkunst, trat ich aus.[131] *Von der „deutschen Akademie" in München, deren Präsident Haushofer wurde, erhielt ich die Aufforderung zum Austritt.*[132] *Einen Ärger gab es weiter nicht.*

10. In Julius Moses, Die Lösung der Judenfrage, 1907, haben Sie einen Beitrag auf vier Seiten.[133] Das Buch ist hier im Lande nicht zu beschaffen. Erinnern Sie sich, was etwa Sie in Ihrem Aufsatz sagten?

Vollständig unbedeutend und unerinnerlich.

11. Dent[134] hat in der Everyman's Library von Ihnen Stories and Episodes[135] herausgegeben. Das Buch erschien 1940 in England und ist hier nicht zu haben. Erinnern Sie sich noch, was darin ist?

Tonio Kröger, Death in Venice, Thermometer (Mag. Mountain), Snow (M. M.)

[131] Mann war Gründungsmitglied der Sektion Dichtkunst bei der Preussischen Akademie der Künste. Die Mitglieder der Sektion wurden 1933 aufgefordert, die veränderten politischen Verhältnisse in Deutschland zu unterstützen und für die neue Regierung eine Treueerklärung abzugeben. Mann trat daraufhin freiwillig aus der Akademie aus.

[132] Karl Haushofer (1869–1946) war Professor der Geographie in München. Seine Ideen über Geopolitik wurden von den Nazis übernommen und auch Hitler waren Haushofers Ideen vertraut. Haushofer war von 1933 bis 1936 Präsident der Deutschen Akademie. Er beging 1946 Selbstmord. Wie viele andere Intellektuelle, wurde auch Thomas Mann zum Austritt aus der Akademie angehalten und er kam dieser Forderung freiwillig nach.

[133] Julius Moses (1868–1942). Jüdischer Arzt und sozialdemokratischer Politiker im Wilhelminischen Reich und in der Weimarer Republik. Er blieb bis 1932 im Reichstag, wurde dann aber von den Nazis aus rassistischen und politischen Gründen verfolgt und später verhaftet. Er wurde 1942 im KZ Theresienstadt ermordet. Manns Beitrag erschien in Moses' Buch Die Lösung der Judenfrage. Eine Rundfrage. Berlin, Leipzig: Modernes Verlagsbüro Curt Wiegand 1907, S. 242 –246. Siehe XIII, 459–462, wo Mann als Künstler auf die Frage nach der „Lösung der Judenfrage" antwortete, es komme zuerst auf die „Europäisierung des Judentums" an, auf die „…Wiedererhöhung und Veredelung des jüdischen Typus, die ihm alles für gute Europäer Abstoßende nehmen würde und die allererst zu erstreben ist". Mann empfiehlt Juden die Taufe, um sie so „in die große Gesamtheit" herüberzuführen und dadurch eine Entwicklung „vom klassischen Ghetto Juden zum europäischen Menschen" zu unterstützen. Aus heutiger Sicht ist eine solche Auffassung antisemitisch und überheblich eurozentrisch, obwohl Mann sich damals wohl aufgeklärter Meinung wähnte. Dass Mann auf Rosenhaupts Frage antwortete, sein Artikel sei „vollständig unbedeutend und unerinnerlich" war, 35 Jahre später, wahrscheinlich unredlich und für Mann peinlich.

[134] J. M. Dent war Herausgeber der populären Everyman's Library in London, in der Werke der Weltliteratur der breiteren Öffentlichkeit zugänglich gemacht wurden.

[135] Thomas Mann: Stories and Episodes. London: Everyman's Library 1941. Mann erwähnt in seiner Antwort die in dieser Ausgabe erschienenen Novellen und Erzählungen. Rosenhaupt irrte in der Jahreszahl.

Mario and the Magician, Leah and Rahel (Tales of Jacob), Joseph in the Pit (Young Joseph).

Vielen herzlichen Dank im Voraus und beste Empfehlungen an Sie und Frau Mann, auch von meinen Eltern. Sie freuen sich immer sehr mit Ihren Grüssen und es geht ihnen auch eben ganz gut. Mein Bruder[136] soll zum Herbst Leutnant in der Feldartillerie werden.

Ihnen herzlich ergeben,
Hans Rosenhaupt

Literaturverzeichnis

Ernst Bertram: Nietzsche. Versuch einer Mythologie, Berlin: G. Bondi, 1918.
Arthur Eloesser: Thomas Mann. Sein Leben und Werk, Berlin: Fischer 1925.
Hanns Martin Elster (Hrsg.): Deutsche Dichterhandschriften, Bd. 1, Dresden: Lehmannsche Verlagsbuchhandlung 1920.
Adolf Ermann: Ägypten und ägyptisches Leben im Altertum, Tübingen: Mohr 1923.
Clifton Fadiman (Hrsg.): The Personal Philosphies of Certain Eminent Men and Women of Our Time, New York: Simon and Schuster 1939.
James George Frazer: The Golden Bough, London and New York: MacMillan and Co. 1890.
Josef Hofmiller: Thomas Manns Neue Erzählung, in: Süddeutsche Monatshefte 10, 1913.
Gerhard Jacob: Das Werk Thomas Manns. Bibliographie mit Vorwort, Berlin: Fischer 1926.
Alfred Karl Gabriel Jeremias: Das Alte Testament im Lichte des alten Orients, Leipzig: J. C. Hinrich 1930.
T. E. Lawrence: Seven Pillars of Wisdom: A Triumph, London: J. Cape 1935.
Helen T. Lowe-Porter: 105 Greatest Authors Present the World's Best Stories, Humor, Biography, History, Essays, Poetry. Umschlagtitel: The World's Best, New York: Dial Press 1950.

[136] Hans Rosenhaupts jüngerer Bruder Heinz-Peter, geboren 1917, war kurz nach Hans in die USA emigriert. Im Unterschied zu seinem älteren Bruder amerikanisierte er seinen Namen zu Peter Rand, wahrscheinlich in der Erwartung, sich schneller integrieren zu können und mit seinem deutsch-jüdischen Namen nicht aufzufallen. Er diente in der US-Armee und starb im Alter von nur 42 Jahren.

Erika Mann: The Lights Go Down, New York: Farrar and Rinehart 1940.
Erika Mann: Wenn die Lichter ausgehen. Geschichten aus dem Dritten Reich, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 2004
Erika und Klaus Mann: The Other Germany, New York: Modern Age Books 1940.
Thomas Mann. Ein Leben in Bildern, hrsg. von Hans Wysling und Yvonne Schmidlin, Zürich: Artemis 1994.
Thomas Mann: Stories and Episodes, in: Everyman Library, London: 1941.
Agnes E. Mayer: Out of These Roots. The Autobiography of an American Woman, Boston: Little, Brown 1953.
Julius Moses: Die Lösung der Judenfrage. Eine Rundfrage, Leipzig: Modernes Verlagsbüro Curt Wiegand 1907.
August Graf von Platen-Hallermünde: Die Abbessiden, in: Platens Sämtliche Werke, Band 4, Stuttgart: Cotta 1834.
Hans Rosenhaupt: Isolation in Recent German Literature, in: The Colorado College Publication, April 1940, S. 15–38.
Harry Slochower: Three Ways of Modern Man, New York: International Publishers 1937.
Aldo Sorrani: Colloquio con Thomas Mann – STW: il più grande romanziere Tedesco, in: La Stampa, Turin, 8.5. 1925.
Peter Zander: Thomas Mann im Kino, Berlin: Bertz und Fischer 2005.
X.: The Troubled Crystal of Thomas Mann, in: Survey Graphic 1936, S. 98–99, 127–128.

Erratum
TM Jb 21 (2008), S. 170: Statt „einzige Kind“ lies „… war das älteste Kind von Dr. med. Heinrich Rosenhaupt …“.)

László V. Szabó:

„Pannwitz gut." Die Beziehung zwischen Thomas Mann und Rudolf Pannwitz

Unter den Beziehungen Thomas Manns zu seinen Zeitgenossen ist jene zu Rudolf Pannwitz ein Thema, das bis dato höchstens nur in Randbemerkungen oder Anmerkungen angedeutet wurde. So schreibt Peter de Mendelssohn in seinen Kommentaren zu Thomas Manns Tagebüchern: „*Pannwitz*. Der von Thomas Mann nach dem Ersten Weltkrieg zeitweise sehr geschätzte und gerühmte Schriftsteller und Kulturphilosoph Rudolf Pannwitz (1881–1969). Er lebte bereits seit 1921 auf einer kleinen jugoslawischen Insel und übersiedelte 1948 ins Tessin." (Tb, 9.5.1933) Die Anmerkung an sich ist im Grunde stimmig,[1] geht allerdings auf Pannwitz' Werke, die bis heute sehr wenig bekannt sind, nicht ein. Das wird überhaupt selten getan. Denn nicht nur die Thomas Mann-Forschung hat bislang wenig Interesse für diese Beziehung gezeigt, sondern das Gleiche lässt sich auch über die Pannwitz-Forschung behaupten, die allerdings nach wie vor in den Kinderschuhen steckt. Nicht einmal Alfred Guth, einer der wenigen Pannwitz-Kenner, der mit Pannwitz eine ziemlich intensive Korrespondenz führte und der die bisher umfangreichste Monographie über ihn verfasste,[2] erwähnt in seinem (sonst sehr verlässlichen) Buch Pannwitz' Verhältnis zu Thomas Mann. Dennoch könnte sich eine ausführlichere Untersuchung dieser Beziehung von der Perspektive sowohl der Thomas Mann- als auch der Pannwitz-Forschung her als aufschlussreich erweisen.

Das Material, von dem die folgende Untersuchung ausgeht, sind die wenigen verstreuten Anmerkungen Thomas Manns zu Pannwitz in den Essays, Tagebüchern und Briefen, die Korrespondenz zwischen ihnen im Jahre 1920 – zwei

[1] Koločep ist eine Insel im heutigen Kroatien. Bis zur Gründung des Unabhängigen Staates Kroatien im Jahre 1941, gab Pannwitz in der Adresse Jugoslawien an, später heißt es (z. B. in seinen Briefen an Karl Kerényi): „Koločep Dubrovnika Dalmacija Kroatien". Seinen Aufenthalt in Dalmatien ab 1921 (finanziell ermöglicht von Masaryk) unterbrach er durch Reisen nach Österreich, Italien und Frankreich (zwischen 1925 und 1928). Er führte bis 1948 ein zurückgezogenes Leben mit Charlotte Pannwitz auf der dalmatischen Insel. Allerdings hat er auch in dieser Zeit, einschließlich der Kriegsjahre, in deutschen Zeitungen und Zeitschriften publiziert. Den Hauptgrund für seine Emigration bildeten seine Gesundheitsprobleme.

[2] Vgl. Alfred Guth: Rudolf Pannwitz: Un Européen, penseur et poète allemand en quête de totalité 1881– 1969, Paris: Klincksieck 1973. Das Buch wurde leider bis heute nicht ins Deutsche übersetzt.

Briefe von Thomas Mann und vier von Pannwitz[3] –, sowie der Briefwechsel zwischen Pannwitz und Hofmannsthal, in dem einige, wenn auch spärliche Hinweise auf Pannwitz' Einstellung zu Thomas Mann anzutreffen sind. Es wird sich hoffentlich herausstellen, dass diese geistige Begegnung eine relativ kurze, dennoch keine belanglose Episode in Thomas Manns Leben bedeutete.

Sie beginnt 1918, als Thomas Mann Pannwitz, wenn nicht persönlich, dann zumindest wegen seiner *Krisis der europäischen Kultur* (1917) bereits gekannt haben muss. Als der schwedische Konsul Christian Lassen 1918 in Hamburg einen Nietzsche-Preis stiftete, setzte sich Thomas Mann, zu Rate gezogen, für Spengler und Pannwitz ein.[4] Zu dieser Bekanntschaft trug allerdings Hofmannsthal als Vermittler zwischen Pannwitz und Thomas Mann maßgeblich bei. In einem Brief vom 22.8.1917 machte er sogar Vorschläge, wem Pannwitz sein gerade erschienenes Buch, die *Krisis der europäischen Kultur*, schicken könne, da dieser nach dem „Obiect" suche, „auf das Sie mit diesem ersten Buch u. den folgenden wirken können."[5] Unter den empfohlenen Namen befindet sich auch der von Thomas Mann, über den Hofmannsthal notiert: „Er ist ein guter Schriftsteller (was unter Deutschen merkwürdig) u. etwas mehr als das." Er fügt allerdings etwas maliziös hinzu: „Sein Bruder ist mir eine odiose Erscheinung." (HP, 35) In Pannwitz' Antwortbrief vom 24. August heißt es: „*Th. Mann* noch nichts von ihm gelesen. hat [die *Krisis*] vom verlag [sic] erhalten." (HP, 42) Pannwitz' Desinteresse für Thomas Manns Werke sollte sich, gerade unter dem Einfluss von Hofmannsthals Meinung, bald ändern;[6] doch wichtiger war ihm sein eigenes Werk, das er dringend bekannt machen

[3] Die zwei Briefe von Thomas Mann an Pannwitz befinden sich im DLA Marbach am Neckar (im Pannwitz-Nachlass) und wurden von Bernhard Zeller bereits 1976 im Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft veröffentlicht, der erste wurde zuletzt auch in die GKFA, 22, aufgenommen. (Erika Mann hatte noch keinen dieser Briefe in ihrer Ausgabe von 1961 publiziert.) Die vier Briefe von Pannwitz an Thomas Mann befinden sich im TMA, ein Durchschlag von einem dieser Briefe aber auch im DLA in Marbach. Im vorliegenden Beitrag wird aus allen diesen Briefen mit der freundlichen Genehmigung beider Archive zitiert.

[4] Vgl. die Anmerkungen zu Tb 29.12.1918

[5] Das Kürzel „HP" bezieht sich im Folgenden auf: Hugo von Hofmannsthal – Rudolf Pannwitz. Briefwechsel 1907–1926, in Verbindung mit dem Deutschen Literaturarchiv hrsg. von Gerhard Schuster. Mit einem Essay von Erwin Jäckle, Frankfurt/Main: S. Fischer 1993, hier S. 34.

[6] Davon zeugt ein Brief vom 1.3.1919 ebenfalls an Hofmannsthal, in dem Pannwitz Thomas Manns „wirklichen Kulturstandpunkt" in den *Betrachtungen eines Unpolitischen* lobt: „ich erhielt vor längrer zeit Thomas Mann's neues buch durch eine Wiener buchhandlung […]. es war das erste was ich von Thomas Mann las. ich las viel darin herum mit rechter freude. turmhoch über den Deutschen heut und doch (trotz manchem was ich nicht mag) wirklicher kultur standpunkt [sic]. dazu sehr echt und ehrlich und äußerst ästhetisch im schönen sinn. es ist die richtung von Fontane aus weiter gegangen und viel von Nietzsche merkwürdig anständig aufgenommen." (HP, 366) Am 23. 4.1919 schreibt Hofmannsthal dazu: „Ja, das Buch von Thomas Mann habe ich damals an Sie schicken lassen; ich fand es immerhin wichtig genug, daß Sie es ansähen, und genauso hat es auf Sie gewirkt, und genau in den Grenzen, wie ich erwartete." (HP, 369)

wollte. Er ließ deshalb noch im selben Monat den Verlag Hans Carl, der später übrigens viele seiner Werke herausgab, mehrere Exemplare seiner *Krisis* an vermutete Interessenten senden, und zwar mit dem kurzen, vorsichtigen Vermerk: „Überreicht vom Verlag“. In der Versendungsliste trifft man auf Thomas Mann neben etwa hundert anderen Namen wie Georg Brandes, Stefan George, Friedrich Gundolf, Heinrich Mann, Rainer Maria Rilke, Georg Simmel, Stefan Zweig usf. (HP, 730) Zwar waren nicht alle gleichermaßen begeistert und dankbar dafür,[7] doch versäumte es Thomas Mann nicht, sich bei Hans Carl für das Buch zu bedanken.

Hofmannsthal tat seinerseits alles, damit das, wie er meinte, erste Buch von Pannwitz,[8] mit dem er sich damals in einem näheren, sogar freundschaftlichen Verhältnis befand, unter den eminenten Gelehrten seiner Zeit bekannt wurde. So schrieb er am 17.9.1917 wieder an Pannwitz: „Ich kann nicht sehr viel Briefe schreiben momentan, ich schreibe jeden zweiten dritten Tag an wen andern wegen der ‚Krisis‘, so demnächst an Kessler, Thomas Mann, Heymann, allmählich an 30–40 Leute, die mir wichtig sind.“ (HP, 86) Offenbar haben Pannwitz und Hofmannsthal alles Mögliche getan, damit sich die *Krisis* unter den ihrer würdigen Lesern verbreite und viele Meinungsbildner der Zeit erreiche. Einen so großen Aufwand um seine Bücher machte Pannwitz später nicht mehr (und auch Hofmannsthal stand ihm später nicht bei), obwohl ihm das Wirken stets besonders am Herzen lag. Noch im hohen Alter berichtet er in einem Brief an Hermann Hesse mit offenkundiger Freude darüber, dass sich zwei junge Wissenschaftler (wahrscheinlich meint er Hans Wolffheim und Alfred Guth) mit seinem Werk befassen. Er legte von Anfang an einen großen Wert auf die Rezeption seiner Werke, musste aber mit der Zeit einsehen, dass ihre Aufnahme unter den Gelehrten seinen Wünschen nicht genau entsprach. Dass seine Werke nie ein so großes Echo fanden, wie z. B. die von Thomas Mann, blieb für ihn stets ein schmerzhafter Punkt, wie das aus einem späteren Brief gerade an Thomas Mann deutlich zu spüren ist.

Dabei verhielt es sich anfangs mit der Anerkennung seiner früheren

[7] Zu den Kritikern gehörte auch Friedrich Gundolf, der in einem Brief vom 8.9.1917 über ein Pannwitz-Buch, in dem er „viel über Caesar“ gelesen habe (meint die *Krisis*), bemerkte, es spiele „Nietzsches Melodie und Text auf einer Maultrommel“ und sei „ein unheimlicher Beweis für den Unwert des Geistes der der Augen und des Raums enträt.“ Auch in einem Brief an E. Salin vom 21.5.1918 heißt es über Pannwitz’ *Krisis*, sie sei „ein Buch, das Nietzsches Gedanken monomanisch, heftig und vielfach aufreizend weiter spielt.“ (vgl. Richard Frank Krummel: Nietzsche und der deutsche Geist. Bd. 2: Ausbreitung und Wirkung des Nietzscheschen Werkes im deutschen Sprachraum vom Todesjahr bis zum Ende des Ersten Weltkrieges. Ein Schrifttumsverzeichnis der Jahre, 1901–1918, 2. Aufl. Berlin/New York: Walter de Gruyter 1998, S. 807).

[8] Allerdings schrieb Pannwitz seine *Dionysischen Tragödien* bereits 1913, denen einige andere Schriften wie *Die Erziehung* (1909), *Das Werk der deutschen Erzieher* (1909) oder *Zur Formenkunde der Kirche* (1912) vorangegangen waren.

Schriften nicht so, dass sie unbemerkt geblieben wären. Auch Thomas Mann hat sie wahrgenommen und geschätzt. Es waren die Jahre 1919–1920, als ihn Pannwitz' Schaffen mehr oder weniger anging, wie das vor allem aus seinen Tagebuchaufzeichnungen aus dieser Zeit hervorgeht. Die erste, lakonisch eingeschobene Bemerkung, die vom Oktober 1919 stammt, lautet schlicht und einfach: „Pannwitz gut." (Tb, 25.10.1919) Das kurze positive Urteil bezieht sich wahrscheinlich auf die *Krisis*, denn in einer Eintragung vom 16.11.1919 heißt es eindeutig: „Las in Pannwitzens ‚Krisis der europ. Kultur'." Allzu schnell hat Thomas Mann immerhin das Buch von etwa zweihundert Seiten nicht fertig gebracht; daran wurde er offenbar durch jene „Äußerlichkeiten" von Pannwitz' Schreibweise (Kleinschreibung, mangelnde Interpunktion à la Stefan George) gehindert, die er auch später beklagte.[9] Wichtiger ist jedoch der Umstand, dass er am Tag zuvor einen Aufsatz *Zum hundertsten Geburtstag Theodor Fontanes* begonnen hatte, der zwischen dem 15. November und 18. Dezember 1919 entstand und am 25. Dezember 1919 im Berliner Tageblatt veröffentlicht wurde (der Aufsatz erhielt später den Titel *Anzeige eines Fontane-Buches*). In die Zeit der Entstehung des Aufsatzes fällt auch Thomas Manns Besuch in Wien: Am 6.12.1919 berichtet nämlich Hofmannsthal über ein Gespräch mit ihm, in dem – neben Spengler oder George – auch Pannwitz erwähnt wurde. Das genannte Gespräch fand am vorhergehenden Abend, also am 5.12., in der österreichischen Hauptstadt statt, wo sich Thomas Mann anlässlich der Proben und der Aufführung seiner *Fiorenza* aufhielt:

> Aber wie nahe in diesen zwei Jahren den verschiedenartigsten Menschen das Phänomen Ihres Da-seins [sic] als ein halb-verhülltes, u. geheimnisvoll versprechendes – fast mit dem leisen Unterton des drohenden – gerückt ist, davon hatte ich gestern ein mich selbst überraschendes Beispiel in einem Gespräch mit Thomas Mann – den Sie ja mit seinen Vorzügen u. in seinen Grenzen aus seinem unpolitisch-politischen Buch kennen – und der, in redlicher u. bemühter Weise über den verworrenen allgemeinen Zustand reflectierend beim Nennen Ihres Namens aufzuckte mit dem halbnaiven Ausruf: Ja das beruhigt mich auch sehr, daß solch ein Mensch aufgetaucht ist! (Er kennt die ‚Krisis', ich denke, er war auf jenem Zettel, den ich im Herbst 1917 schickte und den Sie offenbar zu befolgen so gut waren.) (HP, 450)

Doch kannte Thomas Mann die *Krisis* zu dieser Zeit nicht nur, sondern er hielt sie auch für ein ausgesprochen gutes Buch; Zeugnis hiervon legt gerade der

[9] Angesichts dieser ersten Versuche Thomas Manns, Pannwitz' *Krisis* im Oktober-November 1919 zu lesen, fragt es sich, was Kurzke damit meint, wenn er Pannwitz zu den „Eideshelfern" Thomas Manns in den *Betrachtungen eines Unpolitischen* (erschienen 1918) zählt (vgl. Hermann Kurzke: Thomas Mann. Epoche – Werk – Wirkung. 3. Aufl. München: C. H. Beck 1997, S. 150). Eine Fühlungnahme erfolgt außerdem erst 1920, als Pannwitz Thomas Manns Bemühungen in einem langen Brief anerkennt.

Fontane-Aufsatz ab, der mit der rhetorischen Frage beginnt: „Sollten wir […] in eine Epoche des guten deutschen Buches eingetreten sein?“ und der zu diesen „guten Büchern“ die folgenden zählt: Gundolfs *Goethe*, Bertrams „nicht genug bewunderte Nietzsche-Variationen“[10], Spenglers „intellektualer Roman vom ‚Untergang des Abendlandes‘“, Keyserlings „philosophische Weltreise“[11] und schließlich die *Krisis der europäischen Kultur* von Pannwitz (15.1, 261). Obwohl Thomas Mann im Weiteren nicht mehr auf Pannwitz oder sein Werk rekurriert, ist seine Platzierung in eine Reihe mit Bertrams Nietzsche-Buch und insbesondere Spenglers monumentalem kulturphilosophischem Werk *Der Untergang des Abendlandes* (was seitdem niemand mehr tat) immerhin ein klares Indiz dafür, dass er seine Bemühungen zu schätzen wusste. Ein Brief vom 10.11.1919 an Adalbert Oehler zeugt davon, dass er gegen Spenglers Person bereits einige Einwände hatte, während Pannwitz mehr Lob von ihm erhielt. Das Apropos bildete Spenglers Nietzsche-Preis und seine Rede aus diesem Anlass. „Ich selbst habe an Spenglers Art, über Nietzsche zu reden,“ schreibt Thomas Mann vorwurfsvoll, „schweren Anstoß genommen, – denn was wäre er ohne ihn, schon als Stilist? Er scheint sich dieser Abhängigkeit nicht recht bewußt zu sein; aber vielleicht wird die Verleihung des Nietzsche-Preises dazu beitragen, sie ihm bewußter zu machen.“ (22, 315) Ohne Umschweife geht Thomas Mann dann zu dem anderen Kulturphilosophen über, der ihn zu dieser Zeit mehr interessiert, Rudolf Pannwitz, gleichzeitig seine Freude über dessen Erhalt eines Stipendiums ausdrückend:

> Ich müßte lügen, daß ich mit Pannwitzens ‚Krisis‘ fertig geworden wäre. Ich scheiterte an den Äußerlichkeiten, über die auch Sie sich beklagen, und die wirkliche Erschwernisse sind. Trotzdem, den Eindruck eines bedeutenden Werkes hatte ich unbedingt, und seitdem habe ich in Zeitschriften Einzelnes von dem Verfasser gesehen, was mich so sympathisch wie respektgebietend berührte. Die Nachricht von der Verleihung des Stipendiums war mir also durchaus erfreulich. (ebda.)

Die *Krisis* hat somit, trotz der Schwierigkeiten, die sie beim Lesen durch ihre eigenartige Orthographie bereitete, Thomas Manns Anerkennung gefunden, wenngleich er der Aufforderung Hans Carls, einen Aufsatz über Pannwitz zu schreiben, nicht nachgekommen ist (vgl. 22, 838). Er begnügte sich also damit, Pannwitz zu lesen, ohne ihn einem breiten Publikum bekannt machen zu wollen. Damit aber, dass er das auch später nicht tat, löste er nolens volens einen Konflikt mit Pannwitz aus, der sehr schnell zum Bruch führte.

Indessen war Pannwitz bemüht, seinen weiteren Schriften einen größeren

[10] Vgl. Ernst Bertram: Nietzsche. Versuch einer Mythologie, Berlin: Georg Bondi, 1918.
[11] Gemeint ist Graf Hermann Keyserlings *Reisetagebuch eines Philosophen* (1919).

Leserkreis zu verschaffen. Zwei Jahre nach der *Krisis* trat er mit einem monumentalen, im Stile von Nietzsches Zarathustra verfassten Werk vor sein – noch immer nicht geringes – Publikum. In einem sehr langen Brief vom 14.12.1919 äußerte er gegenüber Hofmannsthal den Wunsch, auch Thomas Mann unter den Lesern der *Deutschen Lehre* zu haben, „der mir äußerst sympathisch ist und mit dem man ernsthaft über Deutschland sprechen könnte." (HP, 470) Aus der Liste Hans Carls, die Pannwitz 23.3.1920 an Hofmannsthal schickte und die die Namen der Empfänger seiner Bücher enthielt, wissen wir, dass Thomas Mann *Die deutsche Lehre* und dazu noch *Baldurs Tod* erhalten hat (vgl. HP, 539 und 877). Zweifelsohne hatte Thomas Mann genug Pannwitz-Schriften zu lesen, vor allem wenn man auch die Pannwitz-Aufsätze in Zeitschriften wie Das junge Deutschland oder Der Neue Merkur hinzunimmt. Die Belege dafür, dass er Pannwitz zu dieser Zeit immer mehr Aufmerksamkeit widmete, finden sich in seinen Tagebuchnotizen, so etwa: „Nach dem Abendessen Lektüre des Neuen Merkur (Pannwitz über Hofmannsthals Erzählung) […]." (Tb, 19.12.1919) Allerdings kann ihn der Aufsatz auch wegen Hofmannsthal interessiert haben, doch ist gleichfalls anzunehmen, dass er für Pannwitz' ästhetisch-philosophische Urteile anfangs sehr offen war. Es handelt sich hier um Pannwitz' Artikel über Hofmannsthals *Die Frau ohne Schatten*, in dem er, nicht zum ersten Mal, dessen Kunst restlos lobte.[12] Thomas Mann blieb gewiss ein treuer Leser des Neuen Merkur, in dem er übrigens selber publizierte, wobei ihm auch die Schriften von Pannwitz nicht entgingen. Seine Aufsätze waren Thomas Mann offenbar ein bekömmliches Dessert, da er sie am liebsten – wie das wiederum aus den Tagebuchaufzeichnungen hervorgeht – nach dem Essen vernahm: „Nach Tisch im Neuen Merkur einen sehr guten Aufsatz von Pannwitz über Deutschland gelesen." (Tb, 28.1.1920) Im Aufsatz mit dem Titel *Die Bedeutung des deutschen Geistes für die europäische Kultur*, um den es hier geht, formulierte Pannwitz aus seiner europäischen Sicht die Aufgabe des deutschen Geistes nach dem verlorenen Ersten Weltkrieg.[13] Damit erhielt er diesmal sogar die Note „sehr gut" statt nur „gut" von Thomas Mann, der offenbar beeindruckt wurde durch den ebenso ambitiösen wie pathetischen Appell von Pannwitz an den „synthetischen" deutschen Geist, seine Rolle in der Geschichte wieder aufzunehmen. Denselben Anspruch formulierte Pann-

[12] Pannwitz' Hofmannsthal-Aufsätze wurden von Gerhard Schuster im Briefwechsel-Band von 1993 (HP) neu veröffentlicht.

[13] „Die Aufgabe des Deutschen und seines Geistes ist, nicht der militärisch oder wirtschaftlich Dominierende in der Weltkonkurrenz, sondern der Fäden verschränkende, Muster erfindende, alles verbindende Webemeister eines europäischen Weltteppiches zu werden." Rudolf Pannwitz: Die Bedeutung des deutschen Geistes für die europäische Kultur, in: Der Neue Merkur, Jg. 3 (1919–1920), H. 8, Stuttgart/Berlin: Dt. Verl.-Anst., S. 559.

witz übrigens auch in seiner *Deutschen Lehre* in einem sowohl kritischen als auch pathetischen Ton, mit dem er gleichzeitig Nietzsches Kritik am Deutschtum zu aktualisieren suchte.

Thomas Mann, der sich zu dieser Zeit am Odeon-Projekt von Johannes von Guenther zu beteiligen gedachte und u. a. mit Pannwitz als Mitherausgeber rechnete,[14] las *Die deutsche Lehre* mit offenkundigem Interesse. Seine Tagebucheintragung vom Februar 1920 ist eines der wichtigsten Zeugnisse seiner damaligen Anerkennung für Rudolf Pannwitz:

> Es kamen von seinem gewählt obskuren Verleger[15] zwei Bücher von Pannwitz: ‚Die deutsche Lehre‘ und ‚Baldurs Tod‘. Ich lese das hochpolitisch-deutsche Buch, das in lutherisch-zarathustrischem Style, derbkörnig-prophetisch, mit flehender Liebe ins Gericht gehend mit den Deutschen, geschrieben ist, – lese es mit größter Sympathie und lasse mich züchtigen und mir wohltun von selbst empfundener Wahrheit, Rüge, Spott, Lehre, Verdammung und Verheißung. Er ist ein ganz außerordentlicher Autor, der, als Erscheinung, einen Begriff gibt von dem Reichtum dieses Volks an Sonderbarkeit und krauser Einzelart. Ein Blick in sein ‚Maispiel‘[16] genügt, um auch dies Werk als etwas kühn-sinnig-festlich-deutsch – nicht wie Anderes zu erkennen. Er ist sicher reiner und freier, als Borchardt u. A., sicher nicht nur Irrlicht und sich dünkende Wirrwarr-Erscheinung, sondern kann ersichtlich zum Lehrer werden, – nicht praeceptor rei publicae mit aufgehobenem Tugend-Demokraten-Zeigefinger à la Wilson und seiner Verbreiter in Deutschland, – sondern in schönerem, deutscherem, vollerem Sinn… (Tb, 18.2.1920)

Er ließ sich wohl vom Pannwitz’schen Pathos, von dem *Die deutsche Lehre* erfüllt ist, mitreißen: An keiner anderen Stelle spricht er nämlich mit so viel Begeisterung und Zustimmung über einen Autor, der sich als selbstgewählter Lehrer der Nation darstellte. Mann könnte sogar behaupten, dass dieser Enthusiasmus überhaupt selten in der bis heute ziemlich klanglosen Pannwitz-Rezeption ist. Dabei war 1920 auch das Jahr seiner intensiven Beschäftigung mit Pannwitz, in dem ihre Beziehung enger wurde und sogar zu einer Korrespondenz führte. Allerdings erreichte diese den Umfang des Briefwechsels wie beispielsweise mit Bertram oder Kerényi nicht; Pannwitz blieb auch für Thomas Mann, wie für die meisten Zeitgenossen, eine harte Nuss, ein Verfas-

[14] Am 13.1.1920 bekundete er in einem Brief an Hofmannsthal sein Interesse für „eine Monatschrift, herausgegeben von einem Kreise im Letzten und Wesentlichen gesinnungseiniger Schriftsteller, zu welchem Sie, Pannwitz, Graf Keyserling, Kassner, Werfel, auch Wassermann, Ricarda Huch und wenn Sie wollen, auch ich gehören könnten […].“ (22, 324) Die Pläne wurden aber schließlich nicht verwirklicht.

[15] Der Verlag Hans Carl in Nürnberg (später München/Feldafing) wurde für Pannwitz’ Werk gegründet. 1913 wurde ein Vertrag über zwanzig Bände geschlossen. Die Unstimmigkeiten mit Hans Carl führten allerdings später (1956) zum Bruch.

[16] Der Untertitel von *Baldurs Tod* heißt genau: „Ein Maifestspiel“.

ser, der zu hohe Ansprüche stellte, der zu streng war und nicht selten übertrieb. Sein überhitzter Nietzscheanismus war auch alles andere als unproblematisch. Thomas Mann muss beim Lesen von Pannwitz' Büchern etwas allzu unangenehm Überspanntes, unerträglich Fremdartiges und Entfremdendes empfunden haben, als er z. B. notierte: „Las nach Tische Weiteres im Pannwitz. […] Las abends im ‚Idioten' [Dostojewskis] weiter, da deutlich fühlte, daß Dinge wie Pannwitz der Produktion, meiner Produktion, nicht zuträglich sind u. mich mir selbst entfremden." (Tb, 22.2.1920) Er wurde somit einer gewissen Inkompatibilität ihrer künstlerischen Produktion gewahr, zu der sich auch weltanschauliche Differenzen gesellten.

Dennoch nahm im Jahr 1920 ihre kurzlebige Korrespondenz ihren Lauf. Nach den wenigen Briefen, die erhalten geblieben sind (es ist aber anzunehmen, dass keine weiteren mehr gewechselt wurden), hat Pannwitz – wenn man vom vorangehenden Briefwechsel zwischen Thomas Mann und Hans Carl absieht – den ersten Schritt für eine nähere Bekanntschaft durch einen langen, bekenntnisartigen Brief vom 28.7.1920 getan. Hier entschuldigt er sich, dass der Kontakt zunächst durch Hans Carl aufgenommen wurde, der „garnicht als geschäftsmann sondern ganz als mensch auch freund" zu ihm stehe, und dem er manche halbpersönlichen Sorgen anvertraue. Pannwitz gibt gleichzeitig zu, dass die Idee, Thomas Mann möge einen Aufsatz über ihn schreiben, von ihm selbst ausging und von Hans Carl übermittelt wurde. Es folgt danach eine Art geistige Vorstellung:

> Mir selber liegt ganz fern – und dies ist mir die hauptsache Ihnen zu sagen – genauso das esoterische wie das demokratische. aber eben darum kann ich in einem formlosen zeitalter auch beim treulichsten willen zum mindesten heute noch kein unmissverständliches verhältnis zur aussenwelt nach aussenhin ausprägen.
>
> Meine pläne sind allzu grosz ja allzu bestimmt sodass was heut idee ist übermorgen pflicht ist – dann ich unter den lasten fast zusammenbreche und zuletzt ich sie doch bis zum ziele schleppe. an widerhall fehlt es mir nicht aber ich werde zu literarisch zu philosophisch zu indirekt genommen. was kann mir an besprechungen gelegen sein? und wie dürfte ich an unsre literaten apellieren?

Pannwitz benutzte alle möglichen Argumente, um Thomas Mann dennoch zu einem Mitwirken zu bewegen: Die Zeitungen und Zeitschriften seien da, damit sich die Literaten ansprechen, sind aber nicht für die Massen, sondern für Individuen geeignet, „wenn die raumfernen einander sehen". Er selbst arbeite gerade an einer „Anzeige" über Leopold Zieglers *Gestaltwandel der Götter*[17] und verzweifle daran, wie wenig er Anderen helfen könne, wobei er

[17] Pannwitz' Aufsatz über Leopold Zieglers hier erwähntes Buch wurde im Neuen Merkur (zit. Anm. 13), S. 483–488 veröffentlicht.

seine äußere wie innere Möglichkeiten erschöpfe. Denn: „wie wäre ich sonst ein gläubiger mit der tat? wie dürfte ich sonst richten und fordern? und das muss ich doch so schwer es meiner person fällt da niemand sonst solche wege gegangen ist dass er es darf und muss vor allem kann.“ Pannwitz macht hier kein Hehl aus seiner Enttäuschung darüber, „dass über mein werk fast nur törichtes ja unanständiges gedruckt worden ist seit der Deutschen Lehre“, und sein *Aufruf an Einen*[18] auf kein echtes Echo stieß:

> die chancen dass ich den Einen finde ehe es zu spät ist – und wie leicht wird es zu spät – sind doch etwas davon abhängig ob mit welcher bedingtheit auch immer einige wenige edle und würdige menschen bekennen dass sie ungefähr ähnliches wollen oder wünschen wie ich oder doch für segensreich halten dass man sich wenn man einen weg sucht aufs ernsteste mit mir beschäftige.

Er halte es für merkwürdig, dass ein junger Volksschullehrer (vermutlich Paul Wegwitz), vielen Literaten wie Graf Keyserling[19] ungleich, den richtigen Ton gefunden hat; er lege die Schrift bei, nicht um auf die „fehlbitte“ seiner Verleger eine eigene Bitte folgen zu lassen, sondern nur um sein Verhältnis zum Leben „etwas deutlicher damit [zu] machen“. Ganz selbstbewusst spricht hier Pannwitz seine Absicht aus, „die mitwirkende teilnahme“ für sein Werk zu gewinnen, „die mein werk zu seiner vollendung bedarf und die es auch verdient.“ Um seinen Zeilen weiteren Nachdruck zu verleihen, schickte er, neben der Sichel vom Januar 1920 mit einem expressionistischen Holzschnitt,[20] auch sein letztes „Flugblatt“ mit,[21] und zwar offenkundig in der Hoffnung, es Thomas Mann ans Herz zu legen.

Pannwitz blieb damit seiner Rhetorik treu: Man kennt aus seiner Korrespondenz mit Hofmannsthal diese langen, tiradenartigen Briefe, die teils einem

[18] Rudolf Pannwitz: Aufruf an Einen! Nürnberg: Hans Carl, 1919. In dieser bündigen Schrift von lediglich zehn Seiten wollte Pannwitz zu denen sprechen, die sich für seine Werke interessierten, in denen es sich „um eine totale existenz“ handele. Schon darin zeigte sich Pannwitz’ absolute Verpflichtung für Nietzsches Philosophie: „leider ist dem heutigen noch garnichts damit gesagt dass ein mensch nietzsches lebens werk das auch in jahrhunderten nicht zu vollenden ist als erster mit wahrer berufung fortzuführen bestimmt ist.“

[19] Keyserling hat am 24.3.1920 einen abweisenden Brief an Pannwitz geschrieben, forderte aber dann in der Vossischen Zeitung vom 23.5.1920 eine öffentliche Sinekure für ihn (vgl. HP, 878 ff.) – sehr zum Unbehagen von Pannwitz’: „…das übelste [wurde geschrieben] vom Grafen Keyserling der im tiefsten missverstehn eine sinekure für mich forderte ohne mich auch nur zu fragen ob er öffentlich privates schreiben dürfe.“

[20] Es handelt sich um Josef Achmanns Holzschnitt „Profeten – für Rudolf Pannwitz“; der Einband der Buchausgabe vom *Grundriss einer Geschichte meiner Kultur* wurde typographisch nach diesem Holzschnitt gestaltet.

[21] Es geht um die *Einführung in Nietzsche* (45 Seiten), das letzte Flugblatt aus einer Reihe von insgesamt neun. Alle sind in Nürnberg bei Hans Carl erschienen.

Bekenntnis gleichkommen, teils die Wichtigkeit des eigenen Werks betonen. Wir wissen aus Thomas Manns Tagebuch, dass er den langen Brief erhalten hat, aber über den Umfang und den Inhalt des Briefes nicht allzu begeistert war; er notierte bereits am 31. Juli: „Langer Brief von R. Pannwitz, der mich freute, aber durch seine Ansprüche eine schwere Belastung bedeutet." (Tb, 31.7.1920) Eindrucksvoller schien ihm dagegen Pannwitz' beigelegte *Einführung in Nietzsche*, die er gleich zu lesen anfing: „Nach Tische in den Schriften von Pannwitz, hauptsächlich der Nietzsche-Flugschrift gelesen. –" (Tb, 1.8.1920) Und dann: „Nachmittags im Garten, Pannwitzens ‚Nietzsche' gelesen, den ich Bertram zeigen muß." (ebda.) Es lässt sich nur vermuten, dass er die Flugschrift Bertram tatsächlich zeigte; eine Tatsache bleibt aber, dass er in seiner Korrespondenz mit Bertram den Namen von Pannwitz nur an einer einzigen Stelle erwähnt, die jedoch nicht mit der Nietzsche-Flugschrift in Zusammenhang steht.

Die Antwort Thomas Manns erfolgte am 7. August, also erst eine Woche nach dem Erhalt von Pannwitz' Brief an ihn,[22] und dennoch bittet er darin um Verzeihung wegen der „ungebührlichen Verspätung", die er mit einer Krankheit in der Familie und sonstigen Schwierigkeiten in seinem persönlichen Leben erklärt, und die er, das Wort aus Pannwitz' Brief zitierend (da es ihn „besonders ergriff"), „die traurigen Grenzen meiner Kräfte" (22, 361) nennt. Thomas Mann erweist sich nicht nur als ein genauer und einfühlsamer Leser von Pannwitz' Brief, sondern zeigt auch sehr viel Respekt und Verständnis für dessen Bemühungen, und zwar „bei aller Einsicht in die Wert- und Wichtigkeitsunterschiede zwischen Ihren und meinen Aufgaben." Er betrachtet es als die einzige „ehrenhaft[e] und liebenswert[e]" Lebensform, die eigenen Grenzen auszuloten und die eigenen Ziele trotz aller Hindernisse und Lasten zu erreichen. Er bedankt sich zudem „für die vielfältige Bestätigung, Stärkung, Bereicherung", die ihm Pannwitz' Bücher, solche wie *Die Krisis der europäischen Kultur* oder *Die deutsche Lehre* bedeuteten, während er selbst es als eine Genugtuung empfinde, „die tiefer reicht, als bis zur Epidermis der Eitelkeit", dass auch Pannwitz seine *Betrachtungen* gelesen habe – umso mehr, als er Gründe habe zu befürchten, dass seine „Verfallsanalyse" vor Pannwitz' strengem „Richten und Fordern" nicht bestehen würde. Thomas Mann berichtet über seine diesbezüglichen Erfahrungen mit George, der seine *Buddenbrooks* samt *Tod in Venedig* und *Betrachtungen eines Unpolitischen* ablehnte. In Georges Augen sah er sich „verdammt zum Kote", und fand seine Trost nur darin, dass er immerhin gele-

[22] In dem von Bernhard Zeller herausgegeben Brief Thomas Manns (in: Schiller-Jahrbuch 1976, S. 574) ist irrtümlich als Datum des erhaltenen Pannwitz-Briefes „28. v." statt 28.7. vermerkt. Bezüglich der Antwort notierte Thomas Mann selbst in seinem Tagebuch vom 8.8.1920: „Schrieb längeren Brief an Pannwitz unter Anspruchnahme zweier Vormittage."

sen wurde.[23] Er sei gleichermaßen überrascht, dass auch Pannwitz seine *Betrachtungen* lese. Er fügt dann, Pannwitz mit Hofmannsthal in einen geographischen Topf werfend,[24] etwas schmeichlerisch hinzu, er „habe Glück bei Oesterreich“, und zwar wegen der „Empfänglichkeit und Duldsamkeit [der Österreicher] für das, was ich etwa vorstelle.“ (22, 362) Thomas Manns Bescheidenheit, ja sogar Unsicherheit, die in diesem Brief mitschwingt, ist merkwürdig genug: Er zitiert aus den Tagebüchern des Otto Braun, eines jungen Kriegsgefallenen,[25] um die Abneigung der jungen Generation gegen die Dekadenzliteratur und den modernen psychologischen Roman überhaupt als „Abart von Kunst“ zu illustrieren. Dennoch habe er „die nationale Polemik der ‚Betrachtungen‘ gegen die Demokratie, die Civilisation, deren repräsentativer künstlerischer Ausdruck der psychologische Roman ist“, nicht „irgend einer preußischen Reaktion zuliebe“ geführt, „sondern im Geist und Sinn dieser Jugend“ (22, 363). Das traf die Anerkennung zumindest von einem Teil der Jugend, die mit manchen Forderungen (z. B. Führer- und Wegweiser-Artikeln für Zeitungen und Zeitschriften) ihn „innerlich in sonderbare Lagen gebracht“ habe. Offenbar wollte Thomas Mann kein Fahnenführer einer politischen Jugend werden, er vermied es, sich in den Vordergrund einer nationalen Bewegung zu stellen, stattdessen beharrte er lieber darauf, den eigenen „unpolitischen“ Weg zu gehen. Diese Zurückhaltung bezeichnet er hier als „Hemmung“ und „Skrupulosität“ und gibt sie zugleich als Erklärung für die ausweichende Antwort an Hans Carl an: „Die Frage, ob ich Recht hätte, ob es mir angemessen sei, mich oeffentlich mit Ihren Werken zu beschäftigen, mochte wohl gestellt werden; und Sie mögen glauben, dass sie kein Erzeugnis pflichtscheuer Selbstgefälligkeit war, sondern immerhin mit ernsthafter Gewissenhaftigkeit zu thun hatte.“ (ebda.) Er suche aber nach der Form und Gelegenheit, „öffentlich für Sie zu zeugen.“

[23] Bei allen Antagonismen zwischen Thomas Mann und Stefan George lassen sich allerdings auch manche Gemeinsamkeiten auf der Ebene eines Humanismus in breiterem Sinn nachweisen. (Vgl. diesbezüglich Hans Albert Maier: Stefan George und Thomas Mann: zwei Formen des dritten Humanismus in kritischem Vergleich, 2. Aufl. Zürich: Speer, 1947)

[24] Thomas Mann hielt also anfänglich Rudolf Pannwitz, wohl wegen dessen Aufenthaltsortes (am Mondsee), für einen Österreicher, an den der Brief adressiert wurde, wohl aber auch wegen Pannwitz' enger Bekanntschaft mit Hofmannsthal. Im Brief vom 13.8.20 wird er aber dann von Pannwitz berichtigt.

[25] In Thomas Manns Tagebuchaufzeichnung vom 4.4.1920 liest man: „Nach dem Abendessen in dem jungen Braun gelesen, mit der Frage, ob man sich hier demütigen muß. Müßte man sein, wie dieser Jüngling? […] Charakteristisch seine Fremdheit gegenüber der Welt des psychologischen Romans (Hamsun) *nebst* eingeborener Leidenschaft für den Staat, das Soziale. Also politisch im höchsten Sinn, *nicht* demokratisch im europäischen, mit ‚psychologischer Denkweise'… Ich darf dies grüßen und muß meinen eigenen Weg zu Ende gehen.“ Thomas Mann kommentiert hier das Buch von Otto Braun: Aus den nachgelassenen Schriften eines Frühvollendeten, hrsg. von Julie Voglstein, Berlin: Verlagsanstalt Hermann Klemm, 1918.

Der Briefschreiber bleibt bei einer einwandfreien Höflichkeit und verschweigt die Qualen, die ihm das bloße Lesen von Pannwitz' *Krisis* zugefügt hat, und lobt stattdessen „die Geschichte Ihrer Kultur",[26] die er „mit herzlicher Ehrerbietung" gelesen habe, während er an der Nietzsche-Schrift ein Interesse fand, „das so unmittelbar und brennend ist wie vor 20 Jahren." Thomas Mann selbst bekennt sich hier zu Nietzsche, spricht sich aber gleichzeitig gegen Spengler, einen „gewissen ‚Aasgeier' (mit Brille)" aus, dessen Begriff der „Civilisation" nichts Anderes sei, als „Nietzsche's europäischer Nihilismus". Er habe Spengler anders gelesen „als die, die eine lyrische Prophetie der Civilisation und des seelischen Todes darin sehen", dennoch teile er mit dem Autor vom *Untergang des Abendlandes* den Namen eines „Alldeutschen":

> Man hat Spengler vor meinen Ohren einen ‚Alldeutschen' genannt. Das war plump, konnte mich aber nicht befremden, da ich selber längst, intra muros et extra, Träger dieses Ekelnamens bin. Warum? Weil ich Deutschland als Bollwerk gegen das genannt habe, was Spengler Civilisation nennt, und was ich die Demokratie genannt habe, nachdem Nietzsche es Nihilismus genannt hatte. (22, 364)

Abschließend rühmt Thomas Mann das Nietzsche-Buch „meines Freundes Ernst Bertram" und fragt nach dem Urteil von Pannwitz darüber. Er selber liebe das Buch sehr, insbesondere das Eleusis-Kapitel, „seine Form und Kompositionsart", und sieht im ganzen Buch „ein geistiges Musizieren".

Mit diesen Zeilen verfasste Thomas Mann einen aufrichtigen, sogar intimen Brief, der wohl zum Anfang einer Freundschaft hätte werden können. Der zehn Seiten lange – ebenfalls bis heute unveröffentlichte – Antwortbrief Pannwitz' vom 13.8.1920 aus Mondsee in Oberösterreich,[27] der mit dem vielsagenden Satz beginnt: „Ihr Brief hat mich tief ergriffen", blieb auch nicht hinter diesem freundschaftlichen Ton zurück. Pannwitz bezeichnet es darin als ein Glück, dass er die *Betrachtungen* Thomas Manns ehemals von Hofmannsthal zugeschickt bekommen hatte, und „dass wir jetzt in neue berührung kamen". Er bedauert es aber, dass er nach dem Lesen der *Betrachtungen* nicht daran dachte, ein Wort darüber zu schreiben, obwohl er von Thomas Manns Buch

[26] Bernhard Zeller bemerkt dazu in einer Fußnote der Briefausgabe von 1976, dass Pannwitz' *Grundriss einer Geschichte meiner Kultur 1881–1906*, um den es hier geht, im Jahre 1921 erschien. In der Tat wurde Pannwitz' Schrift in einer längeren Form (65 Seiten) beim Verlag Franz Ludwig Habbel in Regensburg 1921 *wieder* herausgegeben. Thomas Mann konnte im August 1920 diese Auflage noch nicht gelesen haben, dafür aber jene erste Version, die in der Zeitschrift Die Sichel bereits im Januar 1920 (Jg. 2, H. 1, S. 3–18) herausgegeben worden war.

[27] Ein kurioser Fehler von Rudolf Pannwitz bei der Datierung seines Briefes (bewahrt im TMA), in dem er das Absendedatum 1912 statt 1920 angab, kann auf den ersten Blick irreführend sein, doch stellt sich beim genauen Lesen des Briefes, in dem es hauptsächlich um Begebenheiten zwischen 1917–1920 geht, das angeführte Datum als ein offensichtlicher Irrtum heraus.

einen starken Eindruck hatte. Gleichzeitig bekennt er, die *Betrachtungen* seien seine „einzige kenntnis von Ihnen“, aber das solle sich noch ändern, zumal „eine grosze zahl der ernsten menschen die mir nahe sind und deren urteil ich ernst nehme sehr viel von Ihnen halten sodass Ihre ausgesondertheit aus heutiger romanliteratur mir stets naiver begriff war.“ Überhaupt lese er aber wenig Romane, weil ihm diese Gattung „immer tiefstes problem gewesen“ sei. Er selbst habe vor zehn Jahren versucht, einen Roman zu schreiben, einen „synthetischen Typus […] zwischen den polen Goethe und Dostojewski.“ Dabei schätze er Jean Paul am meisten, weil dieser „am verwandtesten“ mit dem Russen sei.

Nach der Klärung seines Verhältnisses zum Roman überhaupt reagiert Pannwitz auf die von Thomas Mann angesprochenen Probleme verständnisvoll: Er verstehe Georges Ablehnung der *Betrachtungen*, denn George, den er sonst menschlich sehr schätze, habe „ein brett vorm kopf“: „*ohne* das wäre er selbst décadent. *so* ist man *nur* aus dem willen / nicht naiv aus dem wesen.“[28] Aber es komme nicht darauf an, was George meint, sondern „allein darauf […] ob Sie das Ihnen als los gegebne es sei segen oder fluch *hinlänglich* darstellen“. Wenn das auch Dekadenz sein sollte: „soll es nicht tönende und farbige sonnenuntergänge geben?“ Es ist auch unwichtig, was ein „unreifer mensch“ wie Otto Braun selbst gegen Nietzsche sagt: „möchten Sie nicht vielmehr die frage stellen ob Nietzsche selbst nicht etwa recht gerne etwas von Ihnen gelesen und es hochgeschätzt hätte in seinen nichts weniger als müszigen muszestunden!“ Es schmerze ihn außerdem sehr, dass Thomas Mann an seiner eigenen Existenz zweifele; er selbst trage, neben dem einen Pol der Strenge, die ihn zur Kritik zwinge, „den *andern* pol des unendlich denkbaren hinnehmens: des glückes über alles echte edle innige tiefe schöne.“ So erklärt sich auch, dass er seinen „theoretischen kulturpessimismus […] als basis für einen *praktischen* kulturoptimismus“ betrachte. Man müsse „die linie der groszen kultur“, repräsentiert durch Goethe oder Nietzsche, fortsetzen, diese Bestrebung sei aller Mühe wert. Die *Betrachtungen* seien auch „zukünftig“, schon durch ihr Verhältnis zu Nietzsche. Thomas Mann dürfe sich nicht als „schwach und vergangen“ empfinden, sondern „vertrauen dass eine generation die das versteht schon wieder da ist wenn auch die einzelnen erst erzogen werden müssen“. Er selbst finde

[28] Pannwitz hat zwischen 1919 und 1968 mehrere Artikel, Rezensionen, Essays und sogar Gedichte über Stefan George verfasst, die in verstreuten Publikationen größtenteils vorhanden sind (allerdings liegt im DLA Marbach auch Manches unveröffentlicht vor). Sie zeugen, im Unterschied zu den obigen Bemerkungen, in der Mehrheit der Fälle von einer tiefen Kenntnis von und einem großen Respekt für Georges Schaffen. Die bemerkenswerte Ausnahme ist gerade die erste Schrift über George: Maßstäbe und Beispiele lyrischer Synthese. Stefan Georges Stern des Bundes, in: Das junge Deutschland Jg. 2 (1919), Nr. 9, Berlin: Reiß, S. 240–241. Die hier formulierte George-Kritik wurde aber später von Pannwitz revidiert.

die *Betrachtungen* und selbst den ihm geschriebenen Brief „geistig / denkerisch von solcher weisheit reinheit klarheit und schlechthin bedeutung dass darin allein mir zukunft verbürgt ist."

Pannwitz versäumt es allerdings auch diesmal nicht, vom eigenen Werk zu sprechen und die Bedeutung der Bücher hervorzuheben, an denen er gerade arbeitete: des sog. „Christus-Epos" mit dem Titel *Logos*, oder eines naturwissenschaftlichen Werks, das „die bisher verschwiegne grundlage meines kosmos" sei.[29] Er drückt schließlich seine Hoffnung aus, dass Thomas Mann es nicht als „belastetheit" empfinde, wenn er ihm seine Schriften schicke (so etwa sein Flugblatt *Europa*[30]). Ob sich seine Hoffnung bewahrheitet hat?

Thomas Mann hat den Brief erhalten, er lag laut Tagebucheintragung am 28.8.1920 auf seinem Tisch: „Große Briefwelle, darunter ein bedeutendes Schreiben von Pannwitz, meine Stellung betreffend. –" Doch wartete Pannwitz monatelang vergebens auf eine Antwort und warf deshalb am 22.11.1920 sichtbar enttäuscht die folgenden Zeilen aufs Papier:

Verehrter Herr!

Auf meinen langen brief erhielt ich keine antwort. Und was Sie mir im sommer versprachen blieb bis zum winter unerfüllt.

Ich arbeite tag für tag mit geschlossnen augen weiter wurde von allen im stich gelassen und man tat im stillen gegen mich und mein werk was man konnte und ich stehe jetzt vor dem vollkommenen untergange. der 1. dezember ist der entscheidende termin..

Hat es sinn.. ..

Ihr ergebener Rudolf Pannwitz

Der drängende Termin, der Missmut, wenn nicht Verzweiflung über eine vor allem finanziell schwierige Situation[31] und über das noch immer uneingelöste Versprechen Thomas Manns drohten die Freundschaft im Keim zu ersticken. Dennoch verweigerte ihm Thomas Mann auch diesmal eine höfliche Antwort nicht. Von einer vierwöchigen Reise im besetzten Rheingebiet zurückgekehrt, wo er an den Universitäten in Köln und Bonn den Studenten, „die unter den Eindrücken einer permanenten und unabsehbaren Beleidigung leben, Mut, Glauben, Verachtung" zuredete, fand er ein „Gebirge" von Briefen, Büchern und sonstigen Schreiben vor, die er noch vor der nächsten Reise in die Schweiz zu beantworten hatte. Um Pannwitz' Verständnis zu erlangen, malt er ihm

[29] Er meint wahrscheinlich den *Kosmos Atheos* (erschienen 1926).

[30] Vgl. Rudolf Pannwitz: *Europa.* Flugblätter 7, Nürnberg: Verlag Hans Carl, 1920. (24 Seiten)

[31] Zum obigen Datum heißt es in Pannwitz' Brief an Hofmannsthal vom 18.11.1920: „Nun will ich es – muss ich es – noch ganz kurz sagen: am 1. dezember ist es bei mir ganz zu ende: nahrung wohnung.. seit dem sommer ist unausgesetzte krise." (HP, 564) Ähnliche (vor allem finanzielle) Sorgen verraten auch Pannwitz' Tagebucheintragungen aus dieser Zeit.

seine Situation ausführlich vor, erwähnt seine Arbeit an seinem Roman (er hatte 1919 die Arbeit am *Zauberberg* wieder aufgenommen) und den Plan seines Verlegers von einer Gesamtausgabe seiner Werke, und bittet ihn, „das alles eher als Klage, denn als Renommage, zu nehmen." Thomas Mann versucht offenbar seinen Briefpartner zu beschwichtigen, wenn er ihm zugibt, er sei den Ansprüchen, die die Welt an ihn stelle, oft ebenso wenig gewachsen, wie „einer Korrespondenz dieses Styles". Er listet anschließend die Gründe dafür, dass er schließlich keinen Artikel über Pannwitz verfasste, wie folgt auf:

> … erstens wiederum weil ich nicht dazu kam; zweitens aus Scheu vor der verantwortungsvollen Natur einer solchen Arbeit und weil ich fürchtete, Ihren Ansprüchen, die, glaube ich, sehr absoluter Art [sind], nicht damit gerecht zu werden; drittens aber, weil ich weniger und weniger das Gefühl, den Eindruck hatte, daß hier ein unverzeihliches Schweigen und Ignorieren zu brechen, ein erstes Wort des Zeugnisses, des Hinweises zu sprechen sei.[32]

Am wenigsten verstand Thomas Mann Pannwitz' Ungeduld und Drängen, seinen Zweifel an sich, die Behauptung, er sei im Stiche gelassen worden und befinde sich im Untergang. Seine Erfahrungen bezeugten gerade, dass Pannwitz zu jener Zeit bereits ziemlich bekannt war und sein Name überall auftauchte, „wo es sich um Kultur, um einen Weg, um Wertentscheidungen" handelte; er selbst erwähnte ihn in Gesprächen immer wieder mit Dankbarkeit und würdigte ihn „als achtunggebietenden Faktor unserer Gesamtbemühung". Also neigte Thomas Mann dazu, lediglich ein schlechtes persönliches Befinden von Pannwitz anzunehmen und zwischen geistigem und persönlichem Untergang zu unterscheiden. Von den finanziellen Sorgen und gesundheitlichen Problemen von Pannwitz wusste er allerdings ebenso wenig wie von dessen Plan, sobald wie möglich in ein milderes Klima umzuziehen (der Umzug nach Koločep erfolgte ein Jahr später). Auch jetzt, im letzten Brief an Pannwitz, verzichtete Thomas Mann nicht auf einen freundlichen, versöhnlichen Ton: Er machte sogar den Vorschlag, Pannwitz' Verleger möge ein Rundschreiben erlassen, um noch mehr Aufmerksamkeit auf seine Werke zu lenken: „Ich werde der Erste sein, der sie abgiebt, seine Stimme!"

Es kam aber beim besten Willen Thomas Manns nicht dazu; Pannwitz' Antwort vom 30.11 klingt wie eine ab- und zurechtweisende, fast arrogante Replik, die zum Scheidebrief werden sollte: „Was Sie über meine wirkung sagen – das freilich wusste ich selbst. ich muss also wohl sehr anspruchsvoll sein und ins herz und in die nieren greifen wollen." Und gleich darauf schreibt er pathetisch-

[32] Brief vom 26. November 1920, in: Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft, Jg. 1976, H. 20, Göttingen: Wallstein, S. 578.

belehrend: „Das besetzte gebiet ist nach meiner ‚christlichen' weltanschauung nicht das Rheinland sondern das innerste jedes deutschen menschen. lebt man diese religiöse tatsache jeden augenblick so verliert sich leider die möglichkeit jeder verständigung mit der deutschen gegenwart." Er wirft Thomas Mann Bequemlichkeit vor und nennt sich selbst mit einem unverkennbaren Nietzsche-Gestus einen „schenkenden". „Sie haben in jedem sinne recht für sich wenn Sie persönlichen und geistigen untergang bürgerlich unterscheiden aber für Nietzsche haben Sie nicht recht und auch für mich nicht. vel religio vel societas .." Er selbst lebe als „Hyperboräer"[33] weiter, schließt Pannwitz seine deklamativen Zeilen, aber „keinesfalls als Ihr Ihnen ergebener ‚achtunggebietender Faktor unserer Gesamtbemühung'". Damit setzte er dieser Bekanntschaft, die so verheißungsvoll begann, einen abrupten Schluss, und ging seinen nichtnationalen und nichtchristlichen Weg auf den Spuren von Goethe und Nietzsche weiter, auch auf die Gefahr hin, dass niemand ihm folgen oder ihn unterstützen würde.

Es ist also klar, dass die Wege von Thomas Mann und Pannwitz nach 1920 auseinander gehen mussten. Sie haben nicht einmal nach dem Krieg weitere Briefe gewechselt, als beide in der Schweiz lebten und als Pannwitz mit Hermann Hesse intensiv und freundschaftlich korrespondierte. Thomas Mann und Pannwitz haben auch nicht viele Worte mehr über einander verloren. Selbst in der Korrespondenz Kerényi – Thomas Mann wird Pannwitz nicht erwähnt, obwohl der Ungar Pannwitz sehr gut kannte und von ihm sehr ausführliche und im Hinblick auf seine mythologischen Arbeiten aufschlussreiche Briefe erhielt.[34] Hat wohl Thomas Mann seinem allzu strengen, wenn nicht übermütigen Briefpartner von 1920 je verziehen? Er wollte zumindest Pannwitz' *Werk* nicht ignorieren. An einer Stelle im Essay *Das Problem der deutsch-französischen Beziehungen* (1922) paraphrasiert er ihn sogar: „Versteht man es im Westen überhaupt, kann man es fassen, daß aus sehr geistiger, der George'schen naher deutscher Sphäre (Pannwitz) der Vater Wilson[35] einfach als ‚Das alte Waschweib des Ozeans'[36] bezeichnet wurde?" (15.1, 464) Der *Mensch* Rudolf

[33] Die Bezeichnung ist bei Pannwitz symbolträchtig. So nannte er auch sein Epos, aus dem bis heute lediglich einige Auszüge erschienen sind, so z. B. in der Zeitschrift Corona, Jg. 10 (1942), H. 5, München (u. a.): Oldenbourg, S. 544–555.

[34] Allerdings sind nur vier Briefe von Kerényi an Pannwitz gegenüber knappe zwanzig von Pannwitz an Kerényi erhalten geblieben. Sie werden allesamt im DLA Marbach am Neckar bewahrt.

[35] Gemeint ist Thomas Woodrow Wilson, damals (1913–1921) Präsident der USA.

[36] Zum Zitat heißt es im Kommentar-Band der Essays: „Zitat nicht ermittelt, vielleicht mündlich über Ernst Bertram." (15.2, 303) Eine solche Mutmaßung würde Bertram als Pannwitz-Kenner darstellen, was aber nicht der Fall war. (In der Korrespondenz Thomas Mann – Bertram wird der Satz auch nicht erwähnt). In Wahrheit befindet sich das Zitat im Kap. XVI der *Deutschen Lehre* (Nürnberg: Hans Carl, 1919, S. 112): „Das alte waschweib des ozeans lallt hundertjährige

Pannwitz traf aber seinen Geschmack nicht mehr – zumindest hat man dafür einen kleinen, aber wichtigen Textbeleg aus der Korrespondenz mit Ernst Bertram. Den Anlass bot Pannwitz' drängender Aufruf in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung vom 16. Januar 1930 zur finanziellen Unterstützung der zehnbändigen Buchausgabe seines Freundes Ernst Fuhrmann.[37] Mit Bezug auf den Anruf schreibt Thomas Mann am 27.4.1930 an Bertram:

Und wie denken Sie über den Fall Ernst Fuhrmann? Glauben Sie, daß er ein großer Geist ist und es nicht unter 10 Bänden hätte tun können? Man fürchtet natürlich immer, daß man ahasverhaft gräßlich werden könnte, gelächelt zu haben. Wenn ich nur Pannwitz besser leiden könnte, der den ‚Ruf' verfaßte! (BrB, 169)

Ein gewisses Ressentiment Thomas Manns gegen Pannwitz lässt sich in diesen Zeilen schwer verkennen. Pannwitz' Tun und Schaffen interessierte ihn mit der Zeit immer weniger. Es gibt nur noch eine einzige Tagebuchaufzeichnung von ihm, in der man auf den Namen von Pannwitz stoßen kann, und zwar im Kontext der „Umgestaltung“ der Dichterakademie durch die Nationalsozialisten im Jahre 1933. Im Mai dieses Jahres notierte Thomas Mann in Les Roches fleuries:

Der junge Schickele [Hans oder Rainer] gab gestern durchs Telephon eine Meldung der Frankf. Zeitung über die ‚Umgestaltung' der Akademie wieder. Alle irgendwie europäisch angehauchten Mitglieder sind ausgetreten, selbst Pannwitz, auch Mombert. (Tb, 9.5.1933)

Dass also Pannwitz selbst „europäisch angehaucht“ war, bezweifelte Thomas Mann nach wie vor nicht: Dafür kannte er Pannwitz' *Krisis* oder dessen Flugblatt *Europa* gut genug. Das war ein Grund mehr gewesen, endlich etwas für ihn zu tun: Am 17. November 1931 hatte er sechs Kandidaten für die Zusatzwahlen für die Abteilung der Dichtung der Preußischen Akademie der Künste vorgeschlagen: darunter – neben einem Benn oder Musil – auch Rudolf Pannwitz. Pannwitz und Benn wurden im Januar 1932 auch gewählt, der Letztere wurde sogar zum Vorsitzenden der Sektion für die Dichtkunst an der Stelle von

kehrreime und horcht auf die offenbarungen eines erlösers.“ Übrigens hat sich Pannwitz auch in seinen Briefen an Hofmannsthal häufig kritisch-ironisch über Wilson geäußert, z. B.: „ich habe etwa ein halbes wo nicht ein ganzes jahr gebraucht den schuft Wilson zu entlarven – soweit er da er ebenso dumm wie schlau ist sich nicht selbst entlarvt hat.“ (Brief vom 3.5.1919, in: HP, 372)

[37] Pannwitz kündigte in seinem *Aufruf für Ernst Fuhrmann* die Herausgabe von Fuhrmanns bis dato unveröffentlichten Werken unterschiedlichster Art (Biologie, Mythologie, Sprach- und Völkerforschung) in zehn Bänden an. Es habe sich zu diesem Zweck „eine kleine Gesellschaft von Freunden des Werkes von Ernst Fuhrmann gebildet, die in Anbetracht der Schwere der Aufgabe eine Anzahl von Stiftern aufnehmen möchte, die bereit sind, einen Beitrag von 300 Mk. zu zeichnen.“ Der Aufruf wurde noch von Leopold Ziegler, Theodor Däubler, Alfons Paquet, Emil Nolde und Alfred Döblin unterschrieben.

Heinrich Mann.[38] Pannwitz hatte zwar Kontakte mit Heinrich Mann in Berlin, aber mit dessen jüngerem Bruder wollte er allem Anschein nach in keine persönliche Berührung kommen. Mit der Ehrenfunktion an der Preußischen Akademie der Künste konnte er sowieso nicht zu viel anfangen; wie oben ausgeführt, wurde er nach der Gleichschaltung im Jahre 1933 wegen seiner Absage, kaum nach einem Jahr Mitgliedschaft, aus der Akademie ausgeschlossen. Schwierigkeiten mit der Emigration hatte aber Pannwitz im Unterschied zu vielen Schicksalsgefährten zu dieser Zeit nicht; Koločep wurde inzwischen zu seinem festen Wohnsitz, so konnte er die Ereignisse in Deutschland aus einer relativ sicheren Distanz verfolgen.

Im Briefaustausch von 1920 hatte auch Pannwitz ein Versprechen gegenüber Thomas Mann gegeben: Dass er aber seine Werke später besser kennen lernte, kann wiederum nicht eindeutig nachgewiesen werden. Es gibt immerhin zwei interessante Hinweise auf Thomas Mann, die abschließend erwähnt werden sollen. Auf den ersten machte bereits Alfred Guth aufmerksam, als er eine Stelle in Pannwitz' *Der Dichter und die Blaue Blume* zitierte, wo der Regisseur zu einem Autor sagt:

Und das sind die grenzen die ich Ihnen zieh:
Bei der lasterhöhle schlagen Sie die sphäre
Nicht allzu weit hinaus über baudelaire.
Beim bordell biete ich Ihrem weisen plane
Psychoanalyse statt der courtisane.
Beim irrenhaus gehn Sie über thomas mann
Beträchtlich hinweg aber kaum bis an strindberg heran.[39]

Das ab 1933 entstandene, aber bis heute unveröffentlichte Epos (beendet 1946, letzte Korrekturen 1965), das an vielen Stellen an Goethes *Faust* erinnert und häufig dessen spielerisch-ironischen Ton teilt, erlaubt sich Pannwitz einen ironischen Seitenhieb auf Thomas Mann. Die Ironie wird aber später zu einer grundsätzlichen Kritik, als Pannwitz 1948, bereits in die Schweiz übergesiedelt, vier Zeilen über *Thomas Manns Doktor Faust* [sic] notiert:

Warum ein leichenfeld
Statt einem gänseblümchen?
Faust? Nietzsche? deutsche welt?
Und nicht ein ackerkrümchen.[40]

[38] Vgl. Gert Heine/Paul Schommer: Thomas Mann Chronik, Frankfurt/Main: Klostermann 2004, S. 230.

[39] Zit. nach Alfred Guth (zit. Anm. 2), S. 515. Herv. von mir, L. V. Sz.

[40] Das Manuskript des kleinen Gedichtes befindet sich im Pannwitz-Nachlass im DLA Marbach am Neckar.

Pannwitz, der sich lebenslang als ein geistiger Nachfolger von Goethe[41] und Nietzsche[42] betrachtete, warf Thomas Mann vor, die „deutsche Welt" als ein „Leichenfeld" und nicht als eine „Ackerkrume", also Untergang und Tod statt Schöpfung und Erneuerung in seinem Roman von 1947 dargestellt zu haben. Damit hat er seine Meinung und sein letztes Wort über Thomas Mann gesprochen. Er hat nichts dafür unternommen, den Kontakt mit ihm wieder aufzunehmen; seine Beziehung zu Thomas Mann scheiterte ebenso, wie jene zu Hofmannsthal einige Jahre später. Er blieb im Grunde ein Einzelgänger, der stets darauf bedacht war, ein Werk zu schaffen, das des Erbes von Goethe und Nietzsche würdig wäre. Über die Wirkung seines Werkes konnte er aber nur enttäuscht sein, vor allem, wenn er an die Erfolge solcher Zeitgenossen dachte, wie gerade Thomas Mann. Und enttäuscht wäre er wohl auch heute angesichts des verständnislosen Schweigens über sein Werk.

[41] Nach den anfänglichen Reserven gegen Goethe wurde Pannwitz immer mehr zu einem Verehrer des Dichterfürsten. Im Jahre 1932 hat er sogar ein Buch über Goethe angefangen, das er allerdings nie zu Ende brachte.

[42] Von seiner Affinität für Nietzsche zeugen mehrere seiner Schriften wie etwa *Die Religion Friedrich Nietzsches* (1919), die *Einführung in Nietzsche* (1920), *Zarathustras andere Versuchung* (1929), *Nietzsche und die Verwandlung des Menschen* (1939) oder der Essay *Nietzsche und die Gegenwart* (1951).

Ivo Tartalja

Ivo Andrić und Thomas Mann

Die alten Rhetoriklehrer waren geteilter Ansicht über den besten Weg zu literarischer Bildung. Die einen empfahlen ausgiebige Lektüre einer Vielzahl von Schriftstellern, die anderen – Konzentration auf die Schriften eines auserkorenen Autors. Eine solche Alternative ist für wahre Literaturliebhaber schwerlich akzeptabel. Zu diesen echten Bücherfreunden zählte auch Ivo Andrić: beharrlich die Räume des geschriebenen Wortes durchschweifend, kannte er ebensowohl die beharrende Treue zu „seinem" Autor. Und unter den modernen Dichtern, denen seine bleibende Aufmerksamkeit galt, nimmt Thomas Mann vielleicht den wichtigsten Platz ein.

Andrić hat sein Interesse für das literarische Werk Thomas Manns nie verhehlt. Schriftlich oder mündlich, direkt oder indirekt ist dies von Personen, die mit ihm darüber zu sprechen Gelegenheit hatten, mehrfach bezeugt worden. Und die Forschung hat in einzelnen Werken Andrićs Spuren einer Beeinflussung durch den deutschen Romancier nachzuweisen versucht.

Wie Branimir Živojinović in seinem Aufsatz *Ivo Andrić und die deutsche Literatur*, feststellt, stammen die ersten konkreteren Hinweise auf gewisse verwandte Züge bei Andrić und Thomas Mann von dem Kritiker Petar Džadžić. Während der Vorarbeiten zu seinem Buch *Ivo Andrić* (1957) zog Džadžić in dem Essay *Andrićevi mostovi* (*Andrićs Brücken*) eine Parallele zwischen der Entwicklung beider Künstler vom „Bürgerlich-Individuellen zum Mytisch-Typischen" und betonte in diesem Zusammenhang ihren methodischen Rückgriff auf die Vergangenheit und ihre Versenkung in die „Menschheitslegenden". Živojinović merkt dazu an, dass bei Andrić das für Manns Prosa typische parodistische Element fehlt, bestätigt aber eine tatsächlich feststellbare Ähnlichkeit in der schöpferischen Orientierung des jugoslawischen Autors. Živojinović registriert seinerseits, dass Andrić ebenso wie Mann bei der Neuschöpfung des Mythos die moderne Psychologie in ihn hineinprojiziert, wodurch er vermenschlicht und seiner eigentlichen Natur entkleidet wird. Der Vergleich der beiden Schriftsteller ergibt eine Fülle guter Beobachtungen. Beiden ist nach Živojinović gemeinsam: „das Streben nach Universalität; eine Historizität höherer Ordnung; das Thema von Ordnung und Unordnung […]; die eingehende Untersuchung der irrationalen Triebkräfte des Menschen; das Problem der moralischen Verantwortung: denn

beide sind im Grunde Moralisten."[1] Živojinović verweist auf die Ähnlichkeit zwischen Gedanken über den Künstler im *Gespräch mit Goya* (1934) und Betrachtungen zu diesem Thema, die Mann häufig variiert. Zum Beweis zitiert er Goyas Worte bei Andrić: „Zwischen dem Künstler und der Gesellschaft besteht im kleinen dieselbe Kluft wie zwischen der Gottheit und der Welt." Und weiter: „Der Künstler, das ist eine ‚verdächtige Person', eine vermummte Gestalt in der Dämmerung, ein Reisender mit falschem Pass […] Deshalb steht der Künstler ‚ausserhalb des Gesetzes', ein Abtrünniger im höheren Sinne des Wortes."[2] Einen Augenblick lang scheint Andrićs Goya Erfahrungen Thomas Manns zu resümieren. Zugleich nimmt er Gedanken vorweg, die erst in späteren Werken des älteren Erzählers klarer zum Ausdruck gebracht werden sollten.

Beachtung verdient auch ein Detail im *Gespräch mit Goya*: Der Erzähler wird, seinem abschließenden Bericht zufolge, während er auf der Suche nach seinem entschwundenen Gesprächspartner um den Zirkus streift, von jemandem aus der Menge als Taschendieb verdächtigt. Ist es nicht Manns Tonio Kröger ebenso ergangen? Gegen Schluss der Novelle über den jungen Schriftsteller wird berichtet, er sei unter Verdacht, ein von der Polizei gesuchter Krimineller zu sein, um ein Haar verhaftet worden. Obwohl dieses Motiv auf eine Episode aus Thomas Manns Leben zurückgeht, hat es die Tragfähigkeit eines Symbols, und es ist anzunehmen, dass der Autor des *Gasprächs mit Goya* eine ähnliche Botschaft über die mangelnde Integration des Künstlers in die bürgerliche Ordnung übermitteln wollte.

Eine berühmte Stelle unter festgestellten Übereinstimmungen in der Prosa der beiden Erzähler ist Ćamils Bekenntnis in der Zelle in der Schlüsselszene des *Verdammten Hofs*, wo er die Worte gebraucht, die Thomas Mann der *Bibel* entnommen und zur Formel des Mythos erklärt hat. Davon war bei der Betrachtung seiner Ästhetik bereits die Rede.

Andrićs „Eckermann" – Ljubo Jandrić hat die Meinung des Schriftstellers festgehalten, dass Dostojewski und Thomas Mann die größten Figuren an der Grenze des neunzehnten und des zwanzigsten Jahrhunderts sind, Figuren, mit denen neue europäische Literatur begonnen hat. Wenn es sich um die eigene Erfahrung handelt, hat Andrić erwähnt, dass er eben unter „dem gewissen Einfluss von Dostojewski und Mann die Landschaft zurückgedrängt hat, indem er sie in jenem Masse beschreibt, soviel es nötig ist, um das Schicksal des Menschen und seiner Arbeit zu begreifen".[3]

[1] Branimir Živojinović, Ivo Andrić i nemačka književnost, Sammelband: Ivo Andrić, Beograd: Institut za teoriju književnosti i umetnosti,1962, S. 259.

[2] Živojinović, ebd.

[3] Ljubo Jandrić, Sa Ivom Andrićem, Beograd: Srpska književna zadruga, kolo LXX, 470, 1977, S. 152–3.

Auch von einem konkreten Impuls, den er aus der Prosa Thomas Manns empfing, hat Andrić selbst Ljuba Jandrić berichtet. Es handelt sich um die kurze Erzählung *Ferien im Süden*, in deren Fortgang sich als Schwerpunkt der Fabel immer deutlicher etwas Übernatürliches abzeichnet. Ein österreichischer Gymnasialprofessor, als Tourist in einem kleinen Ort an der Küste, überlässt sich, auf einer Terrasse sitzend, in den Anblick von Himmel und Meer versunken, Gedanken an Fliegen, Schweben, Aufsteigen – und verschwindet wirklich und ward nie wieder gesehen. Der Autor gibt sein Geheimnis preis: die Anregung zu dieser Abweichung von allem Realen und Möglichen hat er von Thomas Mann empfangen, in dessen Novelle *Der Kleiderschrank* sich etwas Unerklärliches ereignet. Der Held dieser rätselvollen Geschichte steigt, entgegen seinem Plan, auf einer Bahnstation aus dem Zug, begibt sich in den ihm unbekannten Ort und nimmt sich ein Zimmer. Als er am Abend den Kleiderschrank öffnet, findet er darin ein splitternacktes weibliches Wesen, das auf ungewöhnliche Weise entschwindet, um an den folgenden Abenden wieder zu erscheinen und jedes Mal eine bedrückende Geschichte zu erzählen. War das alles nur ein Traum?

Dass Andrić betont, hier in der Schuld Thomas Manns zu stehen, verwundert umso mehr, als hier zwei Erzählungen zueinander in Beziehung gesetzt werden, deren jede im Schaffen ihres Autors eine Sonderstellung einnimmt. Das Bekenntnis, ein altes, nur vereinzelt auftretendes Verfahren des fruchtbaren Schriftstellers – Geheimnisse der Phantastik ins Spiel zu bringen – übernommen zu haben, lässt die Frage angebracht erscheinen, welche Anziehungskraft erst die ausgeprägten und charakteristischen Elemente in Manns Werk besessen haben müssen.

Die unrealistische Erzählung, an deren Entstehung nach der von Jandrić in seinem Buch *Sa Ivom Andrićem* (*Mit Ivo Andrić*) wiedergegebenen Aussage des Autors Thomas Mann „schuld“[4] war, blieb kein Einzelfall. Ein Schritt über die Grenzen des Möglichen hinaus wird auch in der Würfelszene auf der Brücke in dem Roman *Die Brücke über die Drina* getan. In dem Triptychon *Jelena, die Frau, die es nicht gibt* verschwimmt die unsichtbare Scheidelinie zwischen Wirklichkeit und Phantasmagorie. Und eine ähnliche Beeinträchtigung der Gewissheit der Sinneswahrnehmung spielt schon in der Erzählung *Die Versuchung in Zelle Nr.38* aus dem Jahre 1924 eine Rolle. Möglicherweise hatte Andrić all dies im Sinn, als er erwähnte, Thomas Mann habe seinerzeit ihn wie auch andere „abstrakte“ Schriftsteller beeinflusst.

Das erste ernster zu nehmende Echo auf das Werk Thomas Manns in der Presse des serbokroatischen Sprachraums war nach der sorgfältigen Unter-

[4] Jandrić (zit. Anm. 3), S. 98–9.

suchung von Tomislav Bekić ein kurzer, mit *An*. unterzeichneter Aufsatz zu Manns fünfzigstem Geburtstag in der Zagreber Zeitschrift *Jugoslavenska njiva* (*Jugoslawischer Acker*). In seiner Studie *Tomas Man u našoj književnoj kritici* (*Thomas Mann in unserer Literaturkritik*, 1987), die eine Fülle neuer Fakten enthält, stellt Bekić fest, mit „diesem kurzen, aber inhaltsreichen Aufsatz" setze „die Rezeption Thomas Manns in der Literaturkritik des serbokroatischen Sprachraums ein".[5] Und eben diesen so wenig aufschlussreich mit *An.* unterzeichneten Aufsatz hatte kurz zuvor Vasilije Kalezić als eine für Andrićs Art zu schreiben und zu urteilen charakteristische Schrift bezeichnet.[6]

Der Aufsatz beginnt im Ton eines Berichts, in München und in der ganzen deutschen Öffentlichkeit sei der fünfzigste Geburtstag „des besten deutschen Erzählers und Romanciers" begangen worden. Angaben über Manns Herkunft, die männliche Linie, eine alte Lübecker Kaufmannsfamilie, die weibliche aus Brasilien, mit Beimischungen vom Blut der indianischen Ureinwohner, werden herangezogen, um sein Werk als Schauplatz des Wirkens gegensätzlicher Einflüsse zu erklären; es wird suggeriert, auch diese Einflüsse, durch die Kraft des Talents verschmolzen, verliehen den Werken Thomas Manns einen eigentümlichen Reiz.

Im bibliographischen Abschnitt werden zunächst die frühen Erzählungen und die *Buddenbrooks* als meisterhafte Schilderung des Verfalls einer Patrizierfamilie erwähnt, mit der Anmerkung, der Verfasser habe „langsam und bedächtig" gearbeitet. Unter den vier veröffentlichten Erzählungsbänden wird *Der Tod in Venedig* hervorgehoben. Genannt werden ferner ein Drama (*Fiorenza*), zwei Romane (*Königliche Hoheit* und *Der Zauberberg*) und die politische Essayistik (*Betrachtungen eines Unpolitischen*). Als sei der Fünfzigjährige nicht fruchtbar genug gewesen, werden seine Werke mit Herrenkindern verglichen. Seine Stellung in der deutschen Literatur der Zeit wird als eine „ganz besondere" bezeichnet.

Im synthetischen Teil des Aufsatzes liefert der nicht unterzeichnete Mitarbeiter der *Jugoslavenska njiva* eine kritische Miniatur.

In all seinen Werken schildert Thomas Mann den ewigen Durst des Menschen nach Besitz und Schönheit und die ewige Einsamkeit des einzelnen (*Der kleine Herr Friedemann*, *Buddenbrooks*, *Der Tod in Venedig*). Mit seltener Strenge gegen sich selbst und unter Anstrengungen, die sich kaum abschätzen lassen, tilgt er dabei alles Persönliche, schmilzt es um, so dass er gelegentlich den Eindruck eines unbeteiligten Betrachters menschlicher Schicksale, eines herzlosen Virtuosen erweckt, der zurückgezogen, seine edle Kunst bis zur Manieriertheit, grausamen Kälte und Gleichgültigkeit pflegt. In Wirklichkeit „glüht er, verbirgt jedoch das Feuer". Voll vornehmer Zurückhaltung und

[5] Tomislav Bekić, Tomas Man u našoj književnoj kritici, Novi Sad: Matica srpska, 1987, S. 13–4.
[6] Vasilije Kalezić, Ivo Andrić u našim sporovima, Ljubljana: Partizanska knjiga, 1985, S. 169–70.

strengem Maß und zugleich erfüllt von erstickter Glut, die mehr ihn selbst verzehrt, als dass sie andere blendet, wird Thomas Mann nie der Dichter allgemeiner Stimmungen und alltäglicher Empfindungen sein. Und doch zeigt die Anerkennung, die ihm sein Land in diesen Tagen erweist, dass die Zahl derer, die ihn verstehen, lieben und schätzen, keineswegs gering ist.

So rundet sich der Aufsatz zum Ganzen: die Ausführungen kehren am Schluss zu dem Thema zurück, von dem sie ihren Ausgang nahmen. Die abschließende Bemerkung: „Bei uns ist Thomas Mann, soweit wir wissen, bisher nicht übersetzt worden" ist als Ausdruck eines gewissen vorwurfsvollen Bedauerns zu verstehen.

Die Betrachtung über Leben und Werk Thomas Manns zu seinem Jubiläum ist ganz aus der Perspektive eines schöpferischen Menschen, eines Meisters derselben Zunft, nicht aus der Sicht eines gewöhnlichen Lesers oder Kritikers geschrieben. Allerdings ist das Thema des Künstlers in Thomas Manns Werk von so zentraler Bedeutung, dass eine gute Darstellung seines Schaffens dazu verleiten mag, die Züge des literarischen Porträts als Offenbarung eigener literarischer Erfahrung des Porträtisten aufzufassen. Immerhin bleibt die Tatsache bestehen, dass in den Bemerkungen über die Kunst des Autors von *Tonio Kröger* gerade die Grundsätze heraugestellt werden, die die Poetik des Verfassers der *Brücke über die Žepa* so entscheidend prägen.

Eine weitere Tatsache ist besonders aufschlussreich. Die in Anführungszeichen gesetzten Worte, mit denen der Verfasser des nicht namentlich gekennzeichneten Aufsatzes auf den scheinbaren Mangel an Emotionen in der künstlerischen Haltung Thomas Manns hinweist, zitiert einige Jahrzehnte später Ivo Andrić auf Französisch („Il brûle, mais il cache sa flamme") in einem Interview für den Figaro littéraire.[7] Indessen wendet Andrić das Zitat diesmal auf seine eigene Haltung in der Literatur an: „Zweifellos kann man sagen, dass auf mich die Worte eines unserer alten Dichter zutreffen: „glüht er, verbirgt jedoch das Feuer".[8] Endlich, ein indirektes Argument für die Autorschaft Ivo Andrićs an dem mit *An*. unterzeichneten Aufsatz bieten neue Daten über das anhaltende Interesse Andrićs für spätere, selbst für die kleineren Werke Manns.

Der handschriftliche Nachlass, der einige Jahre nach 1975 der Forschung zugänglich gemacht wurde,[9] enthält eine Fülle von Daten über das Verhältnis des jüngeren zum älteren Meister der Epik.

Die vermutlich älteste Aufzeichnung Andrićs bei der Lektüre Thomas

[7] George Adam, Ivo Andrich: „Je suis un pessimiste tourné vers la vie", Le Figaro littéraire, 4. 11. 1961, S. 6.

[8] Im Osman-Epos des Dubrovniker Dichters Gundulić 1589? –1638 derselbe Vers („Gori, ali plamen krije", IV. 413) beschreibt die Liebesempfindungen einer der Protagonistinnen.

[9] In dem Archiv der Serbischen Akademie der Wissenschaften und der Künste.

Manns findet sich auf einem vergilbten Blatt mit dem Titel „Thomas Mann, Pariser Rechenschaft, Ber[lin], 1926". Registriert wird das Erscheinen des Reisetagebuchs von Thomas Manns neuntägigem Paris-Aufenthalt als Gast der Carnegie-Stiftung für den Weltfrieden. Ein Echo dieser Veröffentlichung war auch Miroslav Krležas 1927 in der Zeitschrift Književna republika (Die literarische Republik) erschienener Aufsatz *Tomas Man u Parizu* (*Thomas Mann in Paris*). Im Gegensatz zu Krležas bissiger Wiedergabe des Mannschen Berichts sprechen aus Andrićs Zeilen Achtung und Vertrauen. Einige Seiten, die Andrićs Zeilen Interesse erregt hatten, wurden in Form von Thesen zusammengefasst, zunächst über die Begegnungen mit den russischen Intellektuellen und dem prominenten Franzosen, doch das Schwergewicht lag schließlich auf der politischen Stellung des berühmten Deutschen, der bald ein prominenter Antifaschist und, wie er sich selbst nannte, ein „reisender Lautsprecher der Demokratie" werden sollte. Andrić notiert:

Leo Schestow, viel zu wenig bakannter Verfasser ausgezeichneter Essays über Dostojewski, Nietzsche und Pascal.

Iwan Bunin, glattrasiert, ruhig, in sich selbst versunken.

Und dieses ganze warme russische Milieu, mit starkem Tee und viel Zigaretten, seelen- und geistesvoll, ohne Pose und Gezwungenheit.

Dann das Abendessen mit Painlevé, einem geistreichen und sympathischen Vertreter der Wissenschaft und der demokratischen Politik, der sich rückhaltlos, voll ehrlicher Empörung über den Faschismus äußert.

Für Mann sind Demokratie und Politik völlig deckungsgleiche Begriffe. Das ist sein Grundgedanke, den er für wahr und unwiderleglich hält. „Leugnet man ihn, so kann man ein hochinteresantes Volk sein, aber man bringt es zu nichts."

Die Aufzeichnungen wurden wahrscheinlich bald nach Erscheinen der Schrift Manns angefertigt. Schon Anfang Januar 1927, nach seiner Abreise aus Paris, wo er sich als Konsularbeamter aufgehalten hatte, schrieb Andrić mit deutlicher Anspielung aus Marseille an die Freundin Vera Stojić, er ordne „natürlich bescheidenen, Pariser Rechenschaften".[10]

Das nächste Zeugnis für Andrićs fortdauerndes Interesse für Thomas Manns Werk stammt aus der Zeit um den hundertsten Jahrestag von Goethes Tod. Erhalten sind Exzerpte in deutscher Sprache aus Manns 1932 in Berlin veröffentlichtem Vortrag *Goethe als Repräsentant des bürgerlichen Zeitalters*. Andrić notierte sich beim Lesen mehrere Äußerungen Goethes und die bekannten Worte seines Freundes: „Deine unablenkbare Richtung ist es, dem

[10] Ivo Andrić i Vera Stojić, Prepiska, hrsg. Žaneta Djukić Perišić, *Sveske*, Beograd: Zadužbina Ive Andrića, 5/1988, S. 35.

Wirklichen eine poetische Gestalt zu geben. Die anderen suchen das Poetische zu verwirklichen, und dabei kommt nichts als dummes Zeug heraus." Bei dieser Lektüre interessierte Andrić nicht Thomas Mann, sondern Goethe, über den er auch selbst einen Essay zu schreiben gedachte. Doch die Begegnung mit Mann auf dem Weg zu Goethe bleibt bedeutsam. Die Hinwendung zu dem deutschen Klassiker, die Mann als *imitatio Goethes* bezeichnete, kennzeichnet die reifen Jahre des einen wie des anderen Autors. Es ist durchaus anzunehmen, dass der Essay *Goethe als Repräsentant des bürgerlichen Zeitalters* bei der Ausbildung des literarischen Geschmacks des jugoslawischen Klassikers eine gewisse Rolle gespielt hat.

Es kam die Zeit, da Deutschlands berühmtester Dichter sein Land verlassen musste, Jahre, in denen auf dem größten Teil des Alten Kontinents niemand Gelegenheit hatte, seine neuen Bücher zu lesen. In Andrićs nicht eben großer Privatbibliothek finden sich zwei Bände des Joseph-Romans, der erste 1933, der zweite 1934 erschienen. Die beiden anderen blieben offenbar lange Zeit unzugänglich.

In Andrićs *Schwarzem Buch*, einem großen Heft, stößt man unter den Eintragungen des Jahres 1950 auf einige Zitate aus Manns *Doktor Faustus*. Den Anfang bildet eine Aufzeichnung, in der des Erzählers Bericht über die alte Linde auf dem Hof der Leverkühns wiedergegeben wird. Die Linde behindert ein wenig den regen Verkehr auf dem Hofe. „Der älteste Sohn", heißt es im *Schwarzen Buch*, „streitet in jungen Jahren regelmäßig mit dem Vater und verlangt, die Linde solle aus praktischen Gründen gefällt werden, als aber der Vater stirbt und der Sohn als Ältester Herr im Hause ist, denkt er gar nicht daran, die Linde zu fällen, und streitet mit seinem ältesten Sohn, der das Fällen der Linde vorschlägt." In dieser nebenbei notierten Skizze aus dem Roman ahnte Andrić zweifellos eine umfassendere Symbolik, und er bestimmte seine Notiz mit einem Zeichen am Rand für einen Aufsatz. Aber diese Aufzeichnung ist aufschlussreich auch für die Art und Weise, wie ein Meister der Erzählkunst die Geschichte eines anderen wiedergibt. Die Skizze ist in der Nacherzählung keineswegs dürftiger geworden; im Gegenteil. Im Roman heisst es lediglich, die Linde sei dem Fuhrverkehr ein wenig im Wege gewesen, im *Schwarzen Buch* hingegen konkreter: die Linde bildete ein Hindernis für den lebhaften Verkehr von „Wagen, Pferden, Vieh, landwirtschaftlichen Gerätschaften".

Aus dem *Doktor Faustus* schrieb Andrić, auf deutsch, noch eine Stelle

heraus, wo der Erzähler in der Rolle des Biographen des berühmten Musikers seine Zweifel am Sinn der Kunst, ihrer Berechtigung beim derzeitigen Bewusstseinsstand und angesichts der katastrophalen gesellschaftlichen Verhältnisse äußert. Die Stelle lautet:

„Es ist ja Arbeit, Kunstarbeit zum Zweck des Scheins – und nun fragt es sich, ob bei dem heutigen Stande unseres Bewusstseins, unserer Erkenntnis, unseres Wahrheitsinnes dieses Spiel noch erlaubt, noch geistig möglich, noch ernst zu nehmen ist, ob das Werk als solches, das selbstgenügsam und harmonisch in sich geschlossene Gebilde, noch in irgendeiner legitimen Relation steht zu der völligen Unsicherheit, Problematik und Harmonielosigkeit unserer gesellschaftlichen Zustände, ob nicht aller Schein, auch der schönste, und gerade der schönste, heute zur *Lüge* geworden ist.

Exzerpierte Andrić dies in einem jener Augenblicke, in denen auf der schwankenden Waage des Geistes der Bilderstürmer das Übergewicht gewann über den Verehrer der Figuren? Oder galt es nur die Stärke der Einwände abzuwägen, die sich gegen den Glauben an den bleibenden Sinn künstlerischen Schaffens erheben lassen? Das Exzerpt bleibt im Heft ohne Kommentar.

Drei Jahre später schlägt sich die Lektüre eines anderen Werks von Thomas Mann in einer kurzen Notiz nieder, die ein kleines Rätsel aufgibt. Geschildert wird ein Wechsel widersprüchlicher Eindrücke, aber um welches Werk des deutschen Romanciers es sich handelt, wird bis zum Schluss nicht enthüllt.

Ich habe ein Buch von Thomas Mann gelesen; ich las es mit Begeisterung, mit Verwunderung, mit Widerstreben; beim Lesen war ich zeitweilig verstimmt, wie jemand, der spürt, dass man ihn täuscht, und fürchtet, hinters Licht geführt zu werden, und dann wieder gab es Augenblicke selbstvergessener Hingabe an dieses Buch, an das, was es sagt, und den, der all das erdacht und gesagt hat. Gelegentlich legte ich es beiseite, schleuderte es fast von mir, um schon am folgenden Tage die Lektüre wieder aufzunehmen, und zwar so, als tue ich das Interessanteste von der Welt. Aber als ich fertig war, empfand ich das Bedürfnis, auf das blanke Weiß der letzten Seite zu schreiben: „Gelesen, I. A., 6. Januar 1953“, wie es Knaben und einfache Leute tun. Natürlich unterließ ich es, aber ich verstand die, die es tun, besser.

Zur Lösung dieses Rätsels bietet sich zunächst das Verfahren an, diejenigen Werke Manns auszuschliessen, auf die die Beschreibung nicht zutrifft oder die Andrić zu einem anderen Zeitpunkt gelesen hat. Die Romane *Buddenbrooks* und *Der Zauberberg* liest man nicht mit Mühe und Widerstreben. Sie zu Ende zu lesen, würde auch ein durchschnittlicher Leser nicht für eine Leistung halten. Und der neugierige Europäer hat sie gewiss schon viel früher gelesen. Der alte essayistische Prosaband *Betrachtungen eines Unpolitischen* kommt gleichfalls nicht in Betracht: weder trifft die Beschreibung auf ihn zu, noch könnte er die geschilderten Gemütszustände hervorrufen. *Lotte in Weimar* und *Königliche Hoheit* entsprechen in Umfang wie Charakter nicht der Beschreibung, und aus Andrićs *Grünem Buch* geht überdies hervor, dass er den zweiten Roman erst 1955 gelesen hat. Überflüssig zu sagen, dass die umfangreicheren *Bekenntnisse des Hochstaplers Felix Krull* nicht zur schwierigeren Lektüre

zählen: dieser Roman konnte ohnehin nicht ganz gelesen werden. Der erste Band erschien erst 1954, und das Werk blieb unvollendet. (Interessant ist, das Andrić schon im Sommer 1953 ein Zitat aus der neuen Prosa über Felix Krull in sein Heft einträgt, aber von einer abgeschlossenen Lektüre kann damals gar nicht die Rede sein.) Da der *Doktor Faustus* drei Jahre zuvor gelesen worden ist, bleiben nur noch *Joseph und seine Brüder*. Es handelt sich zwar um eine zunächst in vier, später, in der Stockholmer Ausgabe, in zwei Bänden veröffentlichte Tetralogie, aber die Bände bilden ein geschlossenes Ganzes und können in ihrer Gesamtheit durchaus als „Buch" bezeichnet werden. Hinsichtlich der dem Leser abverlangtem Anstrengung und der ihm gewährten Erlebnisse entspricht dieser Roman am ehesten der geheimnisvollen Beschreibung der Aufzeichnung.

Um die Lösung des Rätsels zu überprüfen, kann man auch einen anderen Ausgangspunkt wählen. Nach den zwei in seiner Privatbibliothek erhaltenen Bänden aus der Vorkriegszeit zu schliesen, hatte Andrić mit der Lektüre des grossen Romans schon viel früher begonnen. Aber wenn er den dritten Band von 1936 womöglich noch hatte besorgen können, so war das beim vierten aus dem Kriegsjahr 1943 ganz sicher nicht der Fall. Daher liegt die Vermutung nahe, dass er die erste Gelegenheit nach dem Kriege, an den letzten Band heranzukommen – in der Stockholmer Ausgabe von 1952 – , wahrnahm und die Lektüre an jenem Januartag des Jahres 1953 abschloss, an dem er, wie er sagt, den Wunsch verspürte, seinen Namen auf der letzten Seite zu vermerken. Wenn dem aber so ist, dann stützt die Chronologie von Andrićs Lektüre die These, dass die Worte des Helden im *Verdammten Hof* „Ich bin's!" („Ja sam to!"), gesprochen als Bekenntnis der Identität mit dem fernen Vorgänger, zu Recht mit dem Vorkommen derselben Worte in verschiedenen Kontexten bei Thomas Mann in Verbindung gebracht wurden. Psychologisch überzeugend motiviert, stimmt das befremdliche Geständnis des Andrićschen Helden „Ich bin's!" vor den Ermittlungsbeamten, die den Grund sines eifrigen Interesses für den einstigen Thronprätendenten herausfinden wollen, mit der „Formel des Mythus" überein, die Thomas Mann in seinem Vortrag *Freud und die Zukunft* erläutert hat. Und auch die feierliche Aussage („Ich bin's!") im Titel eines Kapitels von *Joseph der Ernährer* war ja eine deutliche literarische Reminiszenz an das *Neue Testament* und die Volksdichtung.

Andrićs wachsendes Interesse für Leben und Werk Thomas Manns belegt eine Eintragung im *Grünen Heft* vom Mai 1955. Beim Lesen von *Königliche Hoheit* notiert er die Worte des Erzählers, Klaus Heinrich habe zu seinem fünf Gefährten kein vertrautes Verhältnis gehabt. Und dann den Hinweis: „Vergleiche mit dem Buch von Viktor Mann *Wir waren fünf*." Die Berechtigung des Vergleichs ist unbestreitbar. Die biographischen Züge und Anspielungen in

Königliche Hoheit sind auch neueren Interpreten von Manns Werk nicht entgangen. Und die Memoiren des jüngeren Bruder Viktor sind eine anerkannte Quelle von Daten über Thomas Manns Jugend.

Unter Blättern mit Material und einer Fülle von Notizen zum Roman über Omer-Pascha wird in Andrićs Nachlass das Konzept eines kurzen Nachrufs aufbewahrt, eine kleine Rarität in Andrićs Essayistik. Aus dem Text geht hervor, dass er unmittelbar nach dem 12. 8. 1955, dem Todestag des letzten Klassikers der deutschen Literatur, entstand. Er ist eine persönliche Reaktion auf die letzte Nachricht über Thomas Mann und zugleich ein Rückblick auf das Todesthema in seinem Werk. Die Buchstaben sind klein und stellenweise schwer lesbar; dennoch lässt sich der Text genügend zuverlässig entziffern.

Bei Menschen dieser Art scheint der Tod stets verfrüht und unerwartet. Der Verfasser des *Zauberbergs*, des *Todes in Venedig* und des *Doktor Faustus* hat über Jahrzehnte hin vom Tode gesprochen und viel Tiefgründiges und Richtiges darüber gesagt, aber immer unter dem Gesichtspunkt des Lebens und der Berufung des Menschen auf Erden und in der Gesellschaft. Er hat das Sterben stets als Bestandteil dieses Lebens betrachtet. Wie alle großen Denker und wahren Dichter stieg er in die Tiefen des Nichtseins hinab, aber wie die Speläologen, die in tiefe Höhlen hinuntersteigen – nicht weil er das Dunkel und die Stille des Nichtseins liebte und suchte, nicht um darin zu verweilen, sondern um, daraus auftauchend, sich und anderen das Leben zu erhellen, zu bereichern und zu erleichtern, damit der Mensch „die hohe Schwierigkeit seiner Existenz" leichter zu meistern vermöchte.

Und während ich dies niederschreibe, vermeine ich als Schlussakkorde eines schönen Menschenlebens und eines vollendeten Werks die Worte seines bewegten und doch getragenen Ausrufs erklingen zu hören: „O Szenen der schönen Welt!"

Viele, viele sind wir in aller Welt, die über Jahre und Jahrzehnte hinweg *teilhatten* an seiner Gedanken- und Gefühlswelt und an der Entfaltung seines interessanten Werks, und so wäre es nicht konsequent und nicht recht, wären wir nicht im Augenblick seines Todes wenigstens mit ein paar schlichten Worten unserer *Anteilnahme* zur Stelle.

Die Aufzeichnung ähnelt Erklärungen, wie sie bei solchen Anlässen für Zeitungen oder den Rundfunk abgegeben werden, aber es ist auch denkbar, dass sie allein aus einem inneren Bedürfnis heraus entstand und als eines der vielen „Wegzeichen" des Dichters im Konzept belassen wurde. Das durch Pietät evozierte Motiv wird hier allgemein im Geiste der Sicht Manns und zugleich im Lichte eigener Einsichten behandelt. Lange Leseerfahrung ist aufs äußerste verdichtet und dennoch lebendig und bildhaft veranschaulicht. Die drei Titel, die statt des Dichters Namen zur Kennzeichnung verwendet werden, sind nicht als Hinweis auf die Gipfel seiner Kunst zu verstehen; im Rahmen der ganzen Aufzeichnung erscheinen sie vielmehr als Erinnerung an die Werke, in denen das Motiv von Krankheit und Tod eine zentrale Stellung einnimmt. Die höchste Anerkennung des künstlerischen Schaffens bleibt

indes nicht aus: für das Gesamtwerk Thomas Manns wird das stärkste Wort gebraucht: *vollendet.*

Der Text enthält zwei kurze Zitate in der Sprache des Originals. Das erste, „die hohe Schwierigkeit seiner Existenz", gibt die Worte des rechtschaffenen Biographen aus dem *Doktor Faustus* wieder, die im Roman dazu dienen, neben persönlicher Schüchternheit und Einsamkeit die geistige Grundsituation des jungen deutschen Komponisten zu kennzeichnen, für den nur wenige Schweizer Verständnis aufbrachten. Andrić dehnt die Tragweite dieser Worte unermesslich aus. Er bedient sich ihrer, um die Situation jedes Menschen, ohne Unterschied, zu umreißen. Das zweite Zitat, „O Szenen der schönen Welt!", ist den *Bekenntnissen des Hochstaplers Felix Krull* entnommen, der Stelle, wo der Held seinem Entzücken über die Auslagen der Frankfurter Geschäfte, die Möbel, Kleider, Gemälde, Gold und Juwelen, Blumen, Schreibwaren, Parfüms, aber auch über andere Bilder, deren er ansichtig wird, freien Lauf lässt. Bei aller Unzuverlässigkeit der Urteile des Helden hat der mit dieser Anrufung der Szenen der Welt eingeleitete Gedankengang in Thomas Manns letztem großen Werk doch etwas von einem Vermächtnis des Dichters.

Interessanterweise findet sich derselbe Ausruf „O Szenen der schönen Welt!" als Motto auf der ersten Seite von Andrićs Konzept der Erzählung *Panorama* von 1955. Dieses Motto mit der Unterschrift „Thomas Mann" wurde später gestrichen (vielleicht weil im Kontex des Krull-Romans die Apostrophe nicht als Wort des Autors gebraucht ist). Aber etwas vom wehmütig-dithyrambischen Geist des Ausrufs durchzieht gleichwohl die Novelle *Panorama*. Und die mit der gefühlvollen Hinwendung zu den Szenen der Welt leichthin verknüpfte Assoziation aus dem Bereich der Musik – die letzten Akkorde, die nach dem Ende des Konzerts in Bewusstsein nachklingen – steht in vielfältigem Zusammenhang mit der Thematik des Erzählers, um den es geht. Die beiden deutschsprachigen Zitate aus Manns Prosa als zwei unterschiedliche Auffassungen von Menschen in der Welt, am Schluss zweier aufeinander folgender Absätze in Andrićs Text, halten sich gleichsam die Waage.

Es finden sich noch zwei weitere Aufzeichnungen, die bei der Lektüre Thomas Manns entstanden sind, beide vorwiegend stilistischen Charakters. Eine von ihnen enthüllt auch Ansichten über Leben und Kunst. Bei dieser lässt sich auch die Entstehungszeit feststellen: aus dem Heft, in dem sie notiert ist, geht hervor, dass sie Anfang 1966 niedergeschrieben wurde. Voran steht ein Zitat aus einem essayistischen Text Manns, in deutscher Sprache, es folgt ein Kommentar auf serbokroatisch. Das Zitat umfasst einen Satz: „Ich glaube an das Gute und Geistige, das Wahre, Freie, Kühne, Schöne und Rechte, mit einem Wort an die souveräne Heiterkeit der Kunst, dieses große Lösungsmittel für Hass und Dummheit." Darunter steht der Name des Autors; „Thomas Mann". Im fol-

genden Passus wird ein interessanter Kommentar gegeben, dessen erster Teil, wie auch das Zitat selbst, mit Tinte geschrieben ist. „Eine Wahrheit, in barocker Form ausgesprochen. Alles gewunden und verschnörkelt, allzu gefällig und milde. Zugrunde liegt diesem allzu schönen und gedrechselten Satz eine Wahrheit, und sie ist in drei Worten ausgedrückt: Heiterkeit, Hass und Dummheit." Nach einem Komma ist, nunmehr mit Bleistift, hinzugefügt: „aber die Frage, ob die ‚Kunst' eine Lösung ist, die dieses Problem definitiv zu lösen vermag – bleibt offen." Der Satz Thomas Manns gibt so zunächst Anlass zur kritischen Konfrontation zweier Stilistiken. In den Termini der Alten ausgedrückt, werden hier attizistischer und asianistischer Stil, in die Termini der modernen Kritik gefasst, klassische und barocke Ausdrucksweise einander gegenübergestellt. Der aufmerksame Leser empfindet Wörter, die nicht unentbehrlich sind, eher als störend denn als gefällig. In der Fortsetzung seines Kommentars setzt Andrić Manns Optimismus hinsichtlich der veredelnden Kraft der Kunst seine gelinde Skepsis entgegen.

Die zweite Anmerkung zum Stil Thomas Manns ist in den *Wegzeichen* veröffentlicht, als eine der wenigen Lektürenotizen, die in den Band meditativer Prosa aufgenommen wurden. Sie weist eine gewisse Übereinstimmung mit der unveröffentlichten Aufzeichnung von 1966 auf. Auch hier wird ein Überborden des Mannschen Stils betrachtet, aber eine Rechtfertigung dafür gefunden. „Von großer Dichte, reicher Erfahrung und wacher Aufmerksamkeit zeugt seine Prosa, in der es weder hohle Stellen noch leere Worte gibt; und wo stilistische Weitschweifigkeit vorkommt, dient sie als nützliche und unentbehrliche ‚Verpackung' für Worte, die reich an Sinn sind. (Bei der Lektüre von Thomas Mann.)"[11] Im Bild der Verpackung erkennt der große Verfechter des knappen Ausdrucks die nützliche Rolle auch jener Worte des Klassikers der neuen Epik an, die selbst nicht sinntragend sind. Mit anderen Worten, epische Breite ist nicht mit Wortgeklingel zu verstehen, Weitläufigkeit des Erzählens nicht mit leerem Gerede gleichzusetzen.

*

Als die Berliner Akademie der Künste für das geplante Sonderheft der Zeitschrift Sinn und Form unter den Titel *Thomas Mann und sein Zeitalter – unser Zeitalter und Thomas Mann* einen Beitrag von Ivo Andrić erbat, bedauerte er (in einem Brief vom 7.3.1965) das sein Gesundheitszustand ihn daran hindere, der Aufforderung nachzukommen. Über Thomas Mann hat er nie einen Essay

[11] Ivo Andrić, Wegzeichen, übersetzt von Reinhard Fischer, München und Wien: Hanser 1982, S. 195.

verfasst wie über andere Dichter, die er liebte und zu deren Werken er immer wieder zurückkehrte. Aber die Reihe von Andrićs Reaktionen, als Leser wie als Schriftsteller, auf das Werk Thomas Manns verfolgt – im Unterschied zum üblichen Essay, der bereits ausgeformte Erscheinungen betrachtet – über Jahrzehnte hin die Etappen des grossen dichterischen Werks in seiner Entstehung. Dieses Echo ähnelt dem Schiffstagebuch von einer Forschungreise, das nicht nur die Forschungsergebnisse festhält, sondern auch zeigt, wohin die Fahrt gehen soll.

Übersetzung aus dem Serbokroatischen
Gudrun Krivokapić

Ibuki Shitahodo, Eberhard Scheiffele

Bemerkungen zur Thomas-Mann-Rezeption in Japan

Am Beispiel literarischer und wissenschaftlicher Publikationen seit dem Zweiten Weltkrieg

1

In der geistigen Situation der Nachkriegszeit wurde bei uns Thomas Mann als ein Kämpfer gegen den Nazismus prominent, als ein Verteidiger der westlichen Demokratie, wie sie im Gefolge der amerikanischen Besatzungspolitik in Japan eingeführt worden ist. Diese Mann-Deutung hat auf die damalige literarische Welt und auf die germanistische Forschung einen gewissen intellektuellen Einfluss ausgeübt. Als ein prägnantes Beispiel dafür möchte ich zunächst *Thomas Mann* (1949) von Kohichi SATOH nennen. Yoshitaka TAKAHASH hat in seinem Essayband *Die moderne Deutsche Literatur* (1955) Thomas Manns antifaschistische Essays als Leistungen eines zweitrangigen Schriftstellers angesehen und die damalige Haupttendenz der Mann-Rezeption in Japan geringgeschätzt; doch blieb das damals eine Ausnahme.

In heutiger Sicht scheint diese Hochschätzung Manns als eines engagierten Schriftstellers eine eher ephemere Erscheinung gewesen zu sein. Hideo KIKUMORIs umfangreiche Biographie Thomas Manns erschien 1977. Yuhshiroh TAKEI analysierte in *Ästhetik der Zeit* (1994) die „Struktur und die Rezeption" des *Zauberberg* phänomenologisch. Jiroh YOSHIDA deutete in *Einführung in die Thomas Mann-Literatur, dargestellt am Beispiel von „Budenbrooks"* (1988) den Erstlingsroman werkimmanent, wobei er auch eine Skizze des zeitgenössischen gesellschaftlichen Hintergrunds bot. Keihei WAKIs *Die Intellektuellen und die Politik 1914–1933* (1973) ist wirkungsgeschichtlich orientiert. Darin wird die Thomas-Mann-Rezeption in der Nachkriegszeit kritisiert und der ideologischen Wanderung dieses unpolitsch-konservativen Schriftstellers bis zu dessen Bekenntnis zur Demokratie nachgegangen, jenem Prozess, der auch noch nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs Anlass dazu gegeben hat, den Autor der *Betrachtungen eines Unpolitischen* als antidemokratischen Renegaten zu denunzieren. WAKI sah darin die unterschwellige Kontinuität einer Grundgesinnung, die bei all ihrer anscheinenden Diskontinuität Bestand gehabt habe. Sein Beitrag hat auf die weitere kulturkritische Mann-Forschung in Japan nachhaltig gewirkt.

Die Veröffentlichung der Tagebücher Thomas Manns sowie vieler neuer Dokumente und weiterer Materialien markiert einen entscheidenden Wendepunkt in der neueren Forschung. Eine ihrer Richtungen, die neopositivistische, bringt eine nicht enden wollende Reihe von Veröffentlichungen hervor, in denen unter vielfältigen Aspekten und mit neuen Methoden das „literarische Phänomen" Thomas Mann beleuchtet wird. Dieser Zustand ist geradezu als kaleidoskopisch zu charakterisieren, was sowohl für die deutschsprachige als auch für die japanische wissenschaftliche Thomas-Mann-Rezeption gilt. Doch gehen wir schrittweise vor. Für die eher kulturkritische Forschungsrichtung sind u. a. die nachstehenden Titel zu nennen. Ibuki SHITAHODO: *Versuch über „Doktor Faustus"–Thomas Mann und die Göttterdämmerung der deutsch-bürgerlichen Kultur* (1996, zweite Aufl. 2000); Yasumasa OGURO: *Apokalyptische Träume. Thomas Mann und die Allegorie* (2001); Kazuhide TOMODA: *Thomas Mann und die 20er Jahre* (2002); Keizo SUZAKI: *Ironie und Deutschtum* (1985); *Thomas Mann. Mythos und Ironie* (2002).

Unter dem grundsätzlichen Einfluss von WAKIs Beitrag hat SHITAHODO die Lebensgeschichten des *Doktor Faustus* und seines Autors vom Ersten Weltkrieg bis zu Manns Emigrantendasein „aufeinander bezogen und sie wechselseitig erläutert",[1] und zwar unter der Voraussetzung, dass *Betrachtungen eines Unpolitischen* eine Art Prolog, *Doktor Faustus* eine Art Epilog zur „Götterdämmerung der deutschen bürgerlichen Kultur ausmache".[2] OGURO thematisiert die „apokalyptische Allegorie", die nicht nur den *Doktor Faustus* strukturiere, sondern unterschwellig auch im *Zauberberg* anwesend sei.[3] TOMODA versucht, Thomas Mann, diesen „Unpolitischen bei dessen politischer Wanderung zu begleiten […], um dann seine entscheidende Trennung von Friedrich Georg Jünger nachzuweisen".[4] SUZAKI untersucht die „dynamische Flexibilität der Ironie bei Mann und solche Anregungen, die er Friedrich Schlegel und Theodor W. Adorno verdankt".[5] In seinem neueren Buch hat SUZAKI die Fülle von Beziehungsbereichen der Mannschen Ironie geistesgeschichtlich dargestellt, und zwar in einem prospektiven Vergleich mit der Ironie bei anderen Autoren, etwa mit der Martin Walsers.

Bei vielen der heutigen Arbeiten fällt auch in Japan besonders auf, dass sie die Homoerotik für eine Quelle der dichterischen Phantasie Thomas

[1] Yasumasa Oguro: Thomas Mann in Japan – Rezeption und neuere Forschung, in: Neue Beiträge zur Germanistik, hrsg. v. der Japanischen Gesellschaft für Germanistik. Band3/Heft 4 (2004). München: Indicium 2004, S.149.

[2] Ebd., S.149

[3] Ebd., S.151

[4] Ebd., S.151

[5] Ebd., S.150

Manns halten und unter diesem Aspekt seine literarischen sowie seine zeitkritischen Werke zum Gegenstand der Betrachtung machen. Kazuhiko TAMURA sieht in *Auf den „Zauberberg" steigen. Thomas Mann und der Körper* (2002) den Sanatoriumsroman als einen „körperlichen Text" an und zeigt im Detail, „[…] wie genau sich der individuell-kranke Organismus und der ‚national-homoerotische' entsprechen".[6] In Nachfolge des Beitrags von TAMURA sind in *Deutschland als das Land der Jugend und Thomas Mann. Männerbund und Homoerotik* von Keita FUKUMOTO (2005) homoerotische Phänomene betreffende Beschreibungen und Berichte aus Manns Werken, Tagebüchern und Briefen sowie aus Dokumenten herausgezogen und in einen Zusammenhang gebracht mit damaligen Zeitströmungen, etwa mit der von Hans Blüher vertretenen Ideologie des „Männerbunds" und derjenigen nationalsozialistischer Tendenzen, die ihr qualitativ ähnlich seien. Toshihiro OKUDA nennt in *Thomas Mann und Klaus Mann. Literatur der „Verkehrtheit" und der Nationalsozialismus* (2006) Manns homoerotische Passion eine produktive „Verkehrtheit" und erkennt darin eine ursprüngliche Triebkraft von dessen Schaffen, durch die sein Erkenntnisprozess in Gang gesetzt und erhöht worden sei. OKUDA hat hier in der homosexuellen Veranlagung auf anfängliche Unterschiede und letztlich doch bestehende Ähnlichkeiten zwischen Thomas und seinem ersten Sohn Klaus aufmerksam gemacht. Es gehört ja zu den wichtigsten Aufgaben der Mann-Forschung, seine literarischen Leistungen in Vergleich mit denen anderer Autoren und deren Wirkung einzuschätzen. Man denkt dabei an Zeitgenossen wie Hesse, Musil, vor allem aber an den älteren Bruder Heinrich Mann, ohne dessen Dasein sich Thomas' Kunst und Lebensgestaltung wohl sehr anders entwickelt hätten. Umgekehrt macht Yutaka YAMAGUCHI in seinem Buch *Heinrich Mann. Leben und Werk* (1993) darauf aufmerksam, dass es allzu einseitig wäre, mit Blick auf *Betrachtungen eines Unpolitischen* und den „Bruderzwist" zur Zeit des Ersten Weltkriegs und danach Heinrich Manns Schaffen in den Kreis der Betrachtung einzubeziehen. Heinrich habe seine eigene literarische Vorstellungswelt gehabt und seine eigene Position behauptet. Wie eine Antwort darauf liest sich Atsushi MIURAs *Der Bruderzwist zwischen Heinrich und Thomas Mann in ihrer Jugend* (2006). In seiner Untersuchung kommt er zu dem Ergebnis, dass das Rivalitätsverhältnis zu dem Bruder gleichsam den Entstehungsboden für Thomas Manns Jugendwerke bilde. Wie ich meine, bleibt es eine wichtige Aufgabe, in vergleichender Untersuchung einmal Werk und Leben der Brüder von der Zeit des Bruderzwists bis zu der ihrer Versöhnung und ihres Lebens im Exil aufeinander zu beziehen.

[6] Ebd., S.151

Besondere Beachtung verdient die schon erwähnte Tendenz, die Werke Thomas Manns unter dem homoerotischen Aspekt zu betrachten. Ich anerkenne das Innovatorische dieses Ansatzes, meine aber doch, dass diese Deutung nur der Versuch einer Annäherung sein kann. Es gelingt auf diese Weise nicht, das Leben und die eigentümliche Laufbahn dieses ironischen Schriftstellers v. a. konkret und von innen her zu erfassen. Man sollte auch die Beschränktheit dieser Sicht bedenken. Wenn man unter dem Thema der Homoerotik das bisherige Thomas Mann-Bild zu ändern unternimmt, sollte man sich davor hüten, eine Collage zu liefern, die sich allzu „schlüssig" aus Einzelteilen der Mannschen Welt zusammensetzte. Dieser Autor brachte unter unterschiedlichen Masken die Homoerotik zu literarischer Darstellung, besonders signifikant in *Der Tod in Venedig*. Mann litt unter seiner homoerotischen Veranlagung und geriet in Angstzustände, wenn jener Trieb ihn gelegentlich überfiel. In seinem bürgerlichen Leben ihn verheimlichend, setzte er sich literarisch mit ihm auseinander, um ihn zurückzudrängen. Auch die in seiner Sicht beängstigende Seite seiner homoerotischen Erfahrung sollte – OKUDA weist darauf hin – berücksichtigt werden, will man überhaupt Thomas Mann und sein Werk sowohl als ganzheitliches Phänomen als auch ganz konkret erfassen. Es ist von grundsätzlicher Bedeutung, die Ambivalenz im Blick zu behalten, die für das so vieldeutige „Phänomen Thomas Mann" charakteristisch ist. Unter welchen Aspekten und mit welchen Methoden auch immer wir dieses „Phänomen" zum Gegenstand der Forschung machen, dürfen wir andere wichtige Themen und Probleme, die organische Bestandteile des Werks bilden, nicht außer Acht lassen. Wie Wagners Musikdramen sind ja Manns literarische Werke bei all ihrem überraschenden Reichtum an Formen, Entprechungen und Querverbindungen doch nach einem strengen Bauplan geschaffen. Er hat die Kunst als „eine musikalisch-geistige Konstruktion, ein Gewebe geistiger Themen" formuliert.[7] Demgemäß ist, wie ich meine, ein Einblick in den Sinnzusammenhang zwischen dem Werk und diesem „einzelgängerischen und exemplarischen Leben" (Peter de Mendelssohn)[8] unerlässlich. Ohne diese Grundvoraussetzung würde die Thomas-Mann-Forschung das Werk immer nur von außen berühren, nie zu seinem Kern vordringen. Das hätte notwendigerweise Miss- und Überinterpretation zur Folge.

[7] Frage und Antwort. Interview mit Thomas Mann 1909–1955. Hrsg. v. Volkmar Hansen und Gert Heine, Hamburg: Knaus 1983, S. 134

[8] Peter de Mendelssohn: Von deutscher Repräsentanz. München: Prestel 1972, S.73

2

Nun ein Blick auf die *literarische* Rezeption Thomas Manns in Japan. Vor allem auf drei japanische Schriftsteller hat er entscheidend gewirkt: auf Morio KITA (*1927), Yukio MISHIMA (1925–1970) und Kunio TSUJI (1925–1999). *Buddenbrooks* war das Vorbild bzw. das Modell für den Familienroman *Die Nires* von Morio KITA (1964). Manns dualistische Auffassung der Künstler/Bürger-Problematik und das korrelate Verhältnis von Schönheit und Tod waren von Bedeutung für die Kunst Yukio MISHIMAs, der den deutschen Romancier Thomas Mann von Jugend an als Meister verehrte. Susumu HAYASHI hat in seinem komparatistisch ausgerichteten Buch *Yukio Mishima und Thomas Mann* Analogien und Differenzen im Leben und Werk der beiden nach den Quellen untersucht"(1999). Die vier Kapitel lauten: „Mann als Repräsentant der Literatur des 20. Jahrhunderts", „Narzismus", „*Tonio Kröger* als Watakushishohsetsu"[9], „Thomas Manns Nietzsche-Rezeption".[10] Für Kunio TSUJI war Thomas Mann ein großer humanistischer Epiker, der die Brücke vom 19. zum 20. Jahrhundert geschlagen und durch seine sittliche Bemühung um eine Erhöhung des individuellen Künstlertums zum Allgemeinen und Typischen das Vertrauen in die Möglichkeit großer Romankunst wiederhergestellt habe. Mann war für ihn ein Vorbild. In seinem Buch *Thomas Mann* (1983) beschrieb er voller Sympathie, ja mit Verehrung jene Einheit von Leben und Kunst, die für das Phänomen Thomas Mann charakteristisch sei. Bei MISHIMA wie auch bei TSUJI ist ein tiefer Einblick in den eigentümlichen inneren Prozess dieser Kunst und Lebenskunst zu spüren.

Jedoch standen und stehen japanische Schriftsteller weit häufiger unter dem Einfluss von Franz Kafka. Besonders das Phänomen der *Verwandlung* in dessen Werk ist es, was auf ihr Schreiben und ihre Lebensdeutung gewirkt hat. An Kafka erinnert sich der Leser vor allem bei Autoren wie Kobo ABE(1924–1993), Yumiko KURAHASHI (*1935), Toshio SHIMAO(1917–1986), Kiyoteru HANADA(1909–1974), Kunio OGAWA (*1927) und Haruki MURAKAMI (*1949), dessen Roman *Kafka am Strand* Bestseller wurde.[11] Dass Kafka bei uns so viele Schriftsteller inspiriert, mag u. a. daran liegen, dass seine Werke auch in ganz unterschiedlichen Zeitsituationen zu vielfältiger Rezeption und Interpretation reizen. Ein anderer Grund ist seine unkonventionelle Sehweise. Sie bildet eine Antithese sowohl zum herkömmlichen Literatur-Begriff als auch

[9] Das Watakushi-shosetsu gilt als die populärste Gattung der japanischen Erzählkunst. Der Ich-Erzähler ist hier meist identisch mit der Person des Autors. Siehe: Thomas Mann in Japan (zit. Anm. 1), S.151.

[10] Ebd.

[11] Unter seinem Namen wird heute sogar für einen Füllfederhalter geworben.

zum konventionellen „schönen" Stil. War der Einfluss Manns auf japanische Schriftsteller eher eine Randerscheinung, so erwies sich also derjenige Kafkas als dauerhaft. Der von Hiroshi YAGI und Takahiro ARIMURA herausgegebene Sammelband *Die moderne japanische Literatur und Franz Kafka* (1985) trug zur Erforschung der Kafka-Rezeption unter japanischen Schriftstellern bei. Kafka ist in Japan einer der populärsten ausländischen Autoren. Der Kontrast zur Wirkung Thomas Manns ist also, ebenso wie in Deutschland, eklatant.

Adolf Muschg etwa schätzt die Vollkommenheit der Gesamtform, des Stils und des ironischen Spiels bei Thomas Mann. Doch habe das Werk für ihn deshalb einen nur geringen Lebenswert, weil es diesem an Anregungen zu Expeditionen ins Neuland der Kunst fehle. Hingegen könne er nicht schreiben ohne Anregungen von Kafka, Brecht oder Musil.[12] Martin Walser, der bezeichnender Weise Kafkas Werk zum Thema seiner Doktorarbeit gewählt hat, sprach der Kunst Thomas Manns die Aktualität ab; dessen Ironie kritisierte er als ein „Wort zur Entschuldigung und Selbstverklärung einer geschichtsfeindlichen Ideologie".[13] In diesem Zusammenhang hat SUZAKI in seinem Buch *Thomas Mann. Ironie und Mythos* Walsers Kritik an der Mannschen Ironie gerechtfertigt, selbst unter Berücksichtigung der Verschiedenheit ihrer literarischen Situation. Schon anhand dieser beiden prägnanten Beispiele kann man sagen, dass Thomas Mann den Schriftstellern der nachfolgenden Generation keine wesentlichen Anregungen geben konnte. Mann sei für sie, so sagen sie, nicht mehr aktuell. Einer der Hauptgründe liegt wohl darin, dass dieser konservative Künstler bis zu seinem Lebensende jener Parodist blieb, der seine Liebe zu einem „Kunstgeist" bekannte, „[…] an dessen Möglichkeit man nicht mehr glaubt[e]".[14] In diesem Zusammenhang überrascht, dass er auf eine gewisse Verwandtschaft zwischen sich und James Joyce aufmerksam machte, dabei freilich bemerkte, dessen *Ulysses*, eine Parodie der *Odyssee*, besitze nicht die Popularität (!), die seinem eigenen Werk beschieden sei.[15] Die Montagetechnik, die Mann im *Doktor Faustus*, einer Parodie des Volksbuchs von *Dr. Faust*, verwendet, wirkte nicht so verfremdend und schockierend auf den Leser wie etwa diejenige bei Brecht oder Döblin. Mann hat auch in diesem Roman sein literarisches Experiment nicht bis zur letzten Konsequenz durchgeführt. Im Grunde genommen, modernisierte er mit den Mitteln der Parodie lediglich

[12] Vgl. Adolf Muschg: Die unbeliebte Großmacht. In: Was halten sie Thomas Mann. Achtzehn Autoren antworten. Hrsg. von Marcel Reich-Ranicki, Frankfurt/Main: Fischer 1986, S.65.

[13] Martin Walser: Ironie als höchstes Lebensmittel oder Lebensmittel der Höchsten In: Thomas Mann. Hrsg. v. Heinz Ludwig Arnold, München: Ed. Text und Kritik 1976.

[14] XI, 589.

[15] Vgl. Ebd., S.205.

den traditionellen Roman.[16] Mann machte es seit dem *Zauberberg* zu seinem besonderen Anliegen, die humanistische Tradition der von Goethe vertretenen deutschen bürgerlichen Kultur im gebildeten Leser zu evozieren, selbst noch am Rand ihrer letzten Erschöpfung und Auflösung. Wie für den Verfasser von *Dichtung und Wahrheit*, bedeutete Dichtung für ihn „ein ethisches Lebenssymbol".[17] Und das Parodieren war für ihn nichts anderes als das ihm letztlich bleibende Verfahren, gemäß der traditionellen Bildungsidee überhaupt noch künstlerisch zu schaffen. Seine literarische Einstellung war konservativ. So lässt es sich erklären, dass er seinen Zeitgenossen und vor allem Autoren der Nachkriegsgeneration, die den „Nullpunkt" zu ihrem literarischen Ausgangspunkt machten, nicht näher stand. Hans Mayer stellte die These auf, dass Thomas Mann und seine „literarischen Widersacher ein wesentliches Thema der deutschen Literatur" sei. Thomas Mann habe keinen Nachfolger.[18] Dieser hat über seines Zeitgenossen Roman *Das Schloß* eine kurze Rezension verfasst,[19] die aber meines Erachtens nicht viel mehr bietet als eine belanglose Bestätigung seiner eigenen Formulierung vom Dichten als dem einzigen Mittel der „Selbstrechtfertigung und -rettung". Mann konnte nur so über Kafka urteilen. Die literarische Essenz des Werkes begriff er kaum. Man vergleiche damit nur das tiefe Kafka-Verständnis seines Zeitgenossen Walter Benjamin. Dieser hat sich unter dem Gesichtspunkt seiner aktuellen apokalyptischen Geschichtauffassung für das Phänomen Kafka interessiert. Der habe das abgründige Rätsel des menschlichen Daseins allegorisch dargestellt.[20]

Auch die geänderte Stellung des Erzählers im Roman steht in einem untrennbaren Zusammenhang mit der von uns charakterisierten literarischen Situation in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Ohne die Voraussetzung einer bestimmten Distanz zwischen dem Erzähler und dem Erzählten konnte der anspruchsvolle moderne Schriftsteller keinen in sich geschlossenen Roman mehr schreiben, wie es im 19. Jahrhundert Flaubert vorbildlich getan hatte. In repräsentativen Romanen des 20. Jahrhunderts verschwindet der „allwissende Erzähler", dessen Standort durch die „ästhetische Distanz"(Adorno)[21] bestimmt war, immer mehr. Vor allem aus diesem Grund war der Erzähler, wie man ihn bisher verstand, gleichsam sprachlos geworden und der Roman in eine Krise geraten, ja seine Form der Gefahr der Auflösung ausgesetzt. Die Form

[16] Vgl. Viktor Lange: Thomas Mann: Tradtion und Experiment. In: Thomas Manns Dr. Faustus und die Wirkung 2. Teil. Bonn: Bourvier 1983, S.130.

[17] XII, 105.

[18] Hans Mayer: Zur deutschen Literatur der Zeit. Reinbek bei Hamburg: Rohwohlt, S.270

[19] 10.1, 349f.

[20] Walter Benjamin: Franz Kafka. In: Schriften 2, Frankfurt/Main: Suhrkamp 1955. S.196–228.

[21] Theodor W. Adorno: Standort des Erzählers im zeitgenössischen Roman. In: Gesammelte Schriften Bd. 11, Frankfurt/Main: Suhrkamp 1974, S. 46.

ist, wie Adorno schreibt[22] und der Teufel in *Doktor Faustus* es ausspricht,[23] zu einer konkreten Dokumentation der Geschichte der Kunst geworden.

Thomas Mann hat ähnlich wie Gide und Musil kritische Reflexionen und Kommentare über den Erzähler und dessen Darstellungsweise, welche eigentlich die Geschlossenheit der Form in Frage stellen, wie organische Bestandteile ins Romangeschehen integriert. Mit diesem ebenso hochstaplerischen wie halsbrecherischen Spiel wurde das Nicht-Fiktive präsentiert, als ob es der fiktionale Schein der Kunst wäre. Mann sah darin gewissermaßen die letzte Möglichkeit des traditionellen Romans vor seiner endgültigen Auflösung.

Als ein prägnantes Kontrastbeispiel zu jener distanzierten – im Fall Thomas Manns ironischen – Erzählweise ist ebenfalls die Kafkas zu nennen. In dessen Erzählwerk fehlt dem Erzähler nicht nur die Distanz zu seinen Figuren, sondern auch zu dem „Es" des Erzählten. Meist wird in Koinzidenz in der Sicht von Beobachtungen, Gedanken und Gefühlen der Figuren erzählt. Dadurch wurde die „ästhetische Distanz" aufgehoben.[24] Was hier dominiert, ist nach Adorno „eine zerfallene assoziative Dingsprache",[25] ein wirksames Mittel, den vordergründigen Zusammenhang des Lebens zu durchbrechen und das Dahinterliegende sprachlich auszudrücken, als eine letzte Wahrheit, etwas, das mit der konventionellen Sprache nicht mehr darstellbar sei. Auch in dieser Hinsicht wurden Stil und Darstellungsweise zahlreicher Schriftsteller, mehr oder weniger direkt, von Kafka beeinflusst. Zur Erforschung der produktiven Kafka-Rezeption im 20. Jahrhundert hat der in Japan erschienene Sammelband *Die deutsche Literatur des 20. Jahrhunderts und Franz Kafka* (1999), herausgegeben von Takahiro ARIMURA, einen Beitrag geleistet. Vor einigen Jahren erschien *Doktor Faustus. Zwischen Tradition und der Moderne* (2003) von Eva Schmidt-Schütz, als 28. Band der *Thomas-Mann-Studien*. Die Autorin hat in Anlehnung an die schon angeführte Bemerkung Manns über seine Verwandtschaft mit Joyce den ganzen Umfang seiner parodistischen Schaffensmöglichkeiten werkimmanent und positivistisch genau untersucht. Sie erwähnt aber weder die Kritik Martin Walsers und anderer zeitgenössischer Schriftsteller an Thomas Mann noch die Diskussion über Manns antipodisches Verhältnis zu Kafka. Es wäre eine künftige Aufgabe ihrer weiteren Mann-Forschung, diese Lücke zu schließen.

[22] Vgl. Theodor W. Adorno: Philosophie der neuen Musik. In: Gesammelte Schriften (zit. Anm. 21), Bd. 12, S. 47

[23] Vgl. Thomas Mann: Doktor Faustus. In: VI, 319 f.

[24] Vgl. Theodor W. Adorno: Standort des Erzählers im zeitgenössischen Roman (zit. Anm. 21)

[25] Ebd., S.47

3

Für Thomas Mann war der Nationalsozialismus die schrecklichste Ausgeburt der traditionell unpolitischen bürgerlichen Kultur Deutschlands, als deren Paradigma der Verfasser des *Doktor Faustus* die deutsche Musik angesehen hat. Als Kulturkritik habe der Nationalsozialismus wie „ein reinigendes Gewitter" auf das letzte Verfallssyndrom der europäischen Zivilisation gewirkt.[26] Mann hat zur Zeit der Weimarer Republik in der „machtgeschützten Innerlichkeit"[27] eine fatale Schwäche der deutschen Kultur erkannt und sich selbstkritisch zur Demokratie gleichsam „bekehrt", was ihm von rechtsradikaler Seite als eine Art Selbstverrat zum Vorwurf gemacht wurde. Danach hat er öffentlich gegen den Nationalsozialismus Stellung bezogen. Das bedeutete für ihn nichts anderes als eine Korrektur seiner eigenen, ehemals unpolitischen, ja politikblinden Einstellung. Damit setzte er sich der Lebensgefahr aus. Im Exil stellte er dann das Schicksal Deutschlands unter dem Nationalsozialismus in dem Roman *Doktor Faustus* dar, mythisch-symbolisch, in Analogie zur Fiktion der Tragödie des genialen Komponisten Adrian Leverkühn. In diesem – nicht chronologischen, sondern typologischen – Sinn ist *Doktor Faustus*, eine Parodie sowohl des Volksbuchs als auch der heroisch-tragischen Lebensgeschichte Nietzsches, sein *letztes* Werk geworden, sein *Parsifal*,[28] wie SHITAHODO in seinem Buch über *Doktor Faustus* darlegt. Eine Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus dieser Art, also nicht nur in Aufsätzen und Reden, sondern im für ihn immer wesentlichen *künstlerischen* Schaffen, war Thomas Mann freilich nur möglich, weil ihm in den Vereinigten Staaten eine fast fürstliche Lebensführung vergönnt war, unter den Emigrantenschicksalen gewiss ein extremer Ausnahmefall.

In *dieser* Hinsicht stellt ein Künstler wie Wilhelm Furtwängler *die* typische Kontrastfigur dar. Dieser hatte zugunsten von Bruno Walter und Paul Hindemith gegen die antijüdische und „vereinfachende" Kulturpolitik des Nazi-Regimes protestiert. 1934 war er von allen wichtigen Stellen, die er im Musikleben der Zeit eingenommen hatte, zurückgetreten. Aber in den nächsten Jahren entschied er sich zu erneuter öffentlichen Tätigkeit; denn er meinte, dass ohne die Resonanz des Heimatlands der deutschen Musik der Boden entzogen sei und dass er durch reines Musizieren die Tradition der deutschen Musik gegen die NS-Kulturpolitik behaupten könne. In diesem Musiker kann man gewissermaßen das Bild des Helden im *Doktor Faustus* wiedererkennen, eine Sym-

[26] Tb, 2.7.1934.
[27] Thomas Mann: Leiden und Große Richard Wagners. In: IX, 419.
[28] Vgl. Br III, S.309.

bolfigur der deutschen „Innerlichkeit“[29]: Furtwängler, in den politischen Strudel der Zeit hineingerissen, wäre dann eine Art Adrian Leverkühn.

In der Tat ist Furtwängler von der Kulturpolitik der Nazi-Regierung, für die der geniale deutsche Maestro von besonderem Wert sein musste, propagandistisch ausgenutzt worden. Außer Furtwängler gab es keinen oppositionellen Musiker, der damals in Deutschland als weltbekannter Dirigent tätig war. Die „innere Emigration“ Furtwänglers war ein extremer Ausnahmefall, wie es die „äußere“ Emigration Thomas Manns einer war. Bei Furtwänglers Entnazifizierungsprozeß wurde klar, dass dieser an keinem der nationalsozialistischen Verbrechen teilhatte. Nun wurde er in seinem Heimatland für einen Anti-Nationalsozialisten und im Ausland für einen Nazi gehalten. Die heiße Diskussion darüber ging zwischen der von Curt Ries vertretenen Pro-Furtwängler-Richtung und der von Thomas Mann vertretenen Anti-Furtwängler-Richtung weiter. Schriften und Dokumente zum „Fall Furtwängler“ wurden bei uns in Japan kontinuierlich übersetzt, beispielsweise *Furtwängler. Musik und Politik* von Curt Ries (1959), *Furtwängler. Eine kritische Biographie* (1986) von Berndt W. Wessling und *Kraftprobe Wilhelm Furtwängler im dritten Reich* von Fred K. Prieberg (1990) . Und im letzten Jahr erschien Sam SHIRAKAWAs umfangreiches Buch *Furtwängler, der teuflische Maestro* (2005). Ferner hat Kazuhide OKUNAMI aus Anlaß des 50. Todestags des Dirigenten den Essay *Furtwängler und das deutsche Schicksal* (2005) veröffentlicht.

Die Diskussion über den „Fall Furtwängler“ dauert an. Als Repräsentanten der deutschen Kultur und nicht zuletzt als Erben der deutschen Romantik haben Thomas Mann und Furtwängler den dämonischen Abgrund und zugleich das Überirdische, Transzendente der Musik zutiefst erfahren. Auf dieser letztlich religiösen Ebene konnten die beiden deutschen Künstler übereinstimmen. Aber im Gegensatz zu Mann wurde Furtwängler, dieser Maestro des 20. Jahrhunderts, in der Welt der sogenannten „machtgeschützten Innerlichkeit“ sesshaft, hatte keine Einsicht in das dämonische Wesen des Nationalsozialismus. Er hat sich nie so grundsätzlich mit ihm auseinandergesetzt wie Thomas Mann, dessen Kritik an der deutschen „Innerlichkeit“ zugleich eine schmerzliche Selbstkritik war. Sein letztes Wort blieb – nach jener „Zurücknahme“ der Neunten Symphonie Beethovens durch Adrian Leverkühn – : „Hoffnung jenseits der Hoffnungslosigkeit, die Transzendenz der Verzweiflung“.[30] Thomas Mann verstand dies als eine grundsätzliche, nämlich *dialektische* Verneinung von Humanität im Sinn des deutschen Neuhumanismus. Er verdankte diese Einsicht seinem musikalischen Berater Adorno, wie ja auch der Erzähler Sere-

[29] Thomas Mann: Deutschland und die Deutschen. In: XI, 1142.
[30] Thomas Mann: Doktor Faustus, in: 10.1, 711

nus Zeitblom die Frage stellt, was von einem der „religiösen Sphäre“[31] zugehörigen „neuen Humanismus“[32] denn zu halten sei. Zu dieser Dimension ist, wie Eckhard Heftrich schreibt, die „Übertragung des Religiösen ins Ästhetische“[33] gewagt worden. Jedenfalls hatte Mann keine Nachsicht mit Furtwänglers Politikblindheit und wollte sie ihm nicht vergessen. An seinen Tagebüchern und an Kommentaren dazu ist sein ambivalentes Gefühl gegenüber Furtwängler, eine Art Hassliebe, überdeutlich ablesbar.[34] Aber allein anhand solcher Zeitdokumente kann man kein objektives Urteil gewinnen. Da seit dem Tod dieser beiden großen deutschen Künstler des vergangenen. Jahrhunderts nun schon über fünfzig Jahre vergangen sind und zahlreiche Materialien und Dokumente entdeckt und auch veröffentlicht wurden, wäre es an der Zeit, den „Fall Furtwängler“ als ein äußerst problematisches Beispiel für das Schicksal eines in der unpolitischen deutschen Kulturtradition stehenden prominenten Künstlers mit dem „Fall Thomas Mann“ zu vergleichen. Heute scheint es besonders wichtig zu sein, kulturelle Phänomene in einer möglichst weiten Perspektive zu betrachten, sowohl diachronisch als auch synchronisch. Da wäre der Versuch gewiss sehr aufschlussreich, unter den Aspekten „Thomas Mann contra Kafka“ und „Thomas Mann contra Furtwängler“ das Phänomen Thomas Mann resümierend und zugleich kontrapunktisch zum Gegenstand weiterführender Untersuchungen deutscher *und* japanischer Forschung zu machen.

Was die japanische Seite betrifft, gibt es hier wirklich einen Nachholbedarf. Schließlich handelt es sich dabei um die Rezeption zweier eminenter Dichter, die eines Thomas Mann, eines Kafka; zugleich um diejenige zweier für die spezifisch *deutsche* Situation des vergangenen Jahrhunderts repräsentativer Künstler, Thomas Manns und Furtwänglers. Zur Untersuchung dieser komplexen Problematik reicht wohl die *komparative* Methode nicht aus. Das Prinzip *interkultureller* Literaturforschung hilft vielleicht weiter.[35] Im Schlussabschnitt stellt nun Eberhard Scheiffele dazu einige methodologische Überlegungen an.

Ibuki Shitahodo

[31] Thomas Mann: Schicksal und Aufgabe. :In: XII, 938.

[32] Ebd., 938.

[33] Eckhard Heftrich:Vom Verfall zur Apokalypse. Über Thomas Mann, Frankfurt/Main: Klostermann 1982, S. 275.

[34] Vgl. Tb 13.11.46; 8.3.47; 10.3.47; 11.3.47.

[35] Siehe dazu etwa: Eberhard Scheiffele: Affinität und Abhebung. In: Über die Rolltreppe. Studien zur deutschsprachigen Literatur, München: Iudicium 1999, S. 147–159.

4

Nach Ibuki SHITAHODO besteht eine auffällige Analogie zwischen der japanischen und der deutschsprachigen Thomas Mann-Rezeption seit dem Zweiten Weltkrieg. Sowohl hier wie dort wird offenbar Kafka als dessen Antipode angesehen, wobei die Wirkung des Prager Autors bis heute unvermindert andauert, während die große Zeit der Thomas Mann-Verehrung bereits der Vergangenheit angehört. Das betrifft allerdings weniger die Frage des *wissenschaftlichen* Interesses, das in beiden Kulturkreisen bis heute nicht nachgelassen hat.

Was die japanische Seite betrifft, spricht dafür die eindrucksvolle Anzahl von Übersetzungen der Werke und fremdsprachlicher Forschungsbeiträge sowie vor allem die Fülle japanischer bzw. in Japan erschienener Abhandlungen. So wurden hier zwischen 1963 und 2003 170 Mann-Übersetzungen und etwa 840 Forschungsarbeiten über Werk, Leben und Zeitumstände des Autors gedruckt.[36] Die Feststellung, Kafka habe seinen so genannten Antagonisten hinsichtlich der Rezeption der Werke inzwischen weit hinter sich gelassen, bezieht sich also hauptsächlich auf dessen im Werk japanischer Gegenwartsautoren nachweisbare *literarische* Wirkung sowie auf das anhaltende Interesse der ‚allgemeinen' Leserschaft. Ein Vergleich jenes ‚Mann/Kafka–Antagonismus' im deutschsprachigen Gebiet und in Japan wäre aber von vornherein anders situiert als das Modell der triadischen Komparation, bei welcher von einem „dritten Standpunkt" aus nach dem Schema *X in Y* (z. B.: Kafka in der japanischen Literatur), *X bei Y* (etwa: Thomas Manns Einfluss auf Mishima) oder einfach *X und Y* (Abe Kobo und Kafka) vorgegangen wird. In unserem Fall gehören beide Autoren demselben Kulturkreis an und schrieben sie in derselben Sprache. Grundsätzlich stellt sich die Frage, ob wir hier überhaupt von Komparation sprechen könnten, dem Grundprinzip der Kulturkomparatistik. Auch wenn diese heute nicht mehr strikt darauf abhebt, man solle Kulturphänomene nur vergleichen, wo sich ein einseitiger oder reziproker Einfluss nachweisen lässt („genetischer Vergleich"), sondern auch den Strukturvergleich bzw. den „typologischen Vergleich" zulässt, ja zunehmend zu bevorzugen scheint,[37] hält sie doch grundsätzlich an der Methode des Vergleichens – von einem dritten, „neutralen" Standpunkt aus – fest. Bei einer Untersuchung jenes beiderseitigen ‚Antagonismus' würde sich hingegen eine doppelt *interkulturelle* Aufgabe stellen. Gefordert wäre 1. der Rückbezug der anderskulturellen Objektivation (hier: der Rezeption fremdliterarischer Texte) auf *deren* ‚Horizont' bzw. der

[36] Oguro (zit. Anm. 1)

[37] Siehe dazu etwa: Adrian Marino: Comparatisme et théorie de la littérature. Paris: Puf 1988, S.241 ff.; Peter V. Zima: Komparatistik. Tübingen: Francke 1992, S. 94–198.

Bezug der eigenkulturellen Objektivation auf den anderskulturellen Horizont und 2. die Reflexion des jeweiligen Interpreten über das Verhaftetsein mit seinem eigenen kulturell-lebensweltlichen *Standort*, der auf die *Perspektive* seines Verstehens, also seine Sicht*weise*, ebenso entscheidend Einfluss nimmt wie auf „seinen" *Horizont*, an oder in dem sich ihm etwas zeigt, in dieser oder in jener Weise.

Doch um die Objektivation einer anderen Kultur überhaupt auf deren Horizont *rück*beziehen zu können, muss man erst einmal in ihn *hinein*gekommen sein. Nach dem Gadamerschen Konzept der „Horizontverschmelzung" „verschmelzen" „Horizonte" aber eben deshalb, weil sie durch ein historisch – oder auch kulturräumlich – gemeinsames „Überlieferungsgeschehen" schon vorgängig aufeinander bezogen sind.[38] *Interkulturell* angelegt wäre dagegen ein Dialog zwischen Partnern aus *unterschiedlichen* Überlieferungsgeschehen. „Inter-" in „interkulturell" ist dabei freilich nicht in der gängigen Bedeutung von „zwischen" zu nehmen. Denn nach diesem Konzept kommt man nie in den Horizont des je Anderen hinein, sondern nur – sieht man in der Raummetapher das Bild der Grenz*linie* – bis zu einer Grenz*berührung* oder – versteht man ‚Horizont' als Grenz*fläche* – zu einer *Überschneidung* von Teilen der je eigenen und der je anderen Sphäre. „Inter-" verstehen wir daher in seinem bekanntlich ebenso originären Sinn von: „miteinander", „unter" („inter nos"; „primus inter pares"; „unter vier Augen"). Nach *diesem* Verständnis des Relationsmoments „inter" gliche die interkulturelle *Situation* einem freien Platz, „[…] auf dem sich mehrere Straßen *kreuzen*: Diverse Verstehens*richtungen* (hier: die Perspektiven von Forschern aus unterschiedlichen Kulturen) durchdringen sich wechselseitig und streben dann wieder auseinander. ‚Inter' als ‚miteinander' bezeichnet also keine Vermischung oder Verschmelzung. Als ein Sich-Überkreuzen ist dieses Zusammentreffen ein *transversaler* Vorgang".[39]

Germanisten aus den nicht-deutschsprachigen Ländern bzw. Gebieten stehen von vornherein in dieser interkulturellen Situation. Da genügt es nicht, von der Bindung an den je lebensweltlich-eigenkulturellen Stand*ort* zu abstrahieren, indem man sich etwa auf den „neutralen" Standpunkt der Vergleichenden Literaturwissenschaft stellt, als wäre es relativ belanglos, ob man sich als Wissenschaftler in Deutschland, Senegal oder Japan über Kafka oder die Brüder Mann Gedanken macht. Im Sinn unseres Modells vom Platz, auf dem sich

[38] Hans-Georg Gadamer: Wahrheit und Methode. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik, 2.Aufl., Tübingen: Mohr 1965, S. 277, 279, 289.

[39] Eberhard Scheiffele: Die Herausforderung der Kulturwissenschaften durch das Konzept der ‚Globalisierung': eine Chance für die Germanistik als Wissenschaft. In: Neues Jahrhundert, neue Herausforderungen – Germanistik im Zeitalter der Globalisierung. Hrsg. Von der Chinesischen Gesellschaft für Germanistik. Beijing 2004, S.535–542; S.537.

mehrere Straßen kreuzen, sind die aus unterschiedlichen „Überlieferungsgeschehen" herbeigekommenen Dialogteilnehmer in *einer* Hinsicht solidarisch *inter*-essiert: Sie forschen „miteinander" über zum Fachgebiet der Germanistik zählende Gegenstände. Wissenschaftlich *produktiv* würde dieser interkulturelle Dialog nun *gerade* dann, wenn man seine Motivation bzw. Interessiertheit, die durch den eigenkulturell-lebensweltlichen Stand*ort* perspektivisch zu nicht geringen Teilen *vorgegeben* ist, nicht verschwiege, als wäre es „unwissenschaftlich", sie überhaupt ins Spiel zu bringen, sondern indem man sie eigens zum Thema machte. – „Aber entspricht das denn dem Gebot wissenschaftlicher Stringenz?" Nun, wenn es stimmt, dass das Bemühen um eine – freilich, da niemand „über seinen Schatten springen" kann, nie vollständige – interkulturelle Aufhellung des eigenen *Vor*verständnisses kritische Schärfe und Einübung in selbstkritisches Distanznehmen erfordert – : dann könnte die Antwort nur heißen: „*Ja*, selbstverständlich."

Eberhard Scheiffele

Nachbemerkungen

Die vorliegende Arbeit versteht sich als ein Ergänzungsbeitrag zu Yasumasa OGUROs *Thomas Mann in Japan – Rezeption und neuere Forschung* (zit. Anm. 1).

Nach heutigem Usus werden japanische Familiennamen bald vor-, bald nachgestellt. Um Missverständnisse zu vermeiden, schreiben wir sie im fortlaufenden Text regelmäßig groß.

Die im Text wiedergegebenen Titel von Werken japanischer Autoren sowie die japanischer Forschungsbeiträge habe ich ins Deutsche übersetzt.

Ibuki Shitahodo

Gregor Ackermann und Walter Delabar

7. Nachtrag zur Thomas-Mann-Bibliographie

Die nachfolgende Mitteilung von Texten und Drucken zu Lebzeiten schließt an die in Band 13 des *Thomas Mann Jahrbuchs* begonnene Berichterstattung an. Drucke bekannter Texte werden nach den einschlägigen bibliographischen Arbeiten ausgewiesen. Hierzu benutzen wir folgende Siglen:

Nestler, Addenda (= Brigitte Nestler. Addenda et Corrigenda. In: Georg Potempa in memoriam. Herausg. von Timm A. Zenner. Morsum/Sylt 2000, S. 22–30.)

Potempa (= Georg Potempa. Thomas Mann-Bibliographie. Mitarbeit Gert Heine. 2 Bde. Morsum/Sylt 1992–1997.)

Potempa, Aufrufe (= Georg Potempa. Thomas Mann. Beteiligungen an politischen Aufrufen und anderen kollektiven Publikationen. Eine Bibliographie. Morsum/Sylt 1988.)

Regesten (= Die Briefe Thomas Manns. Regesten und Register. Bd. 1–5. Herausg. von Hans Bürgin u. Hans-Otto Mayer. Frankfurt/M. 1976–1987.)

Für Hinweise und Hilfen danken wir herzlich Dr. Katrin Bedenig (Zürich), Dr. Dirk Heißerer (München), Prof. Dr. Hermann Kurzke (Mainz), Rainer-Joachim Siegel (Leipzig), Claudio Steiger (Zürich) und Bernhard Veitenheimer (Berlin).

I. Texte

Frieden zwischen den Alten und den Jungen. Der Konflikt der notleidenden Generationen. – In: Breslauer Neueste Nachrichten (Breslau), Jg. 43, Nr. 154 vom 8.6.1930, II. Ausg., S. 19

Thomas Manns Beitrag steht hier neben solchen von Rabindranath Tagore, Louis Loucheur, Adolf von Harnack, Willi Hellpach und Reichskanzler a. D. Wilhelm Marx unter dem redakt. Sammeltitel „Sommerfrieden? Ein konfliktmüdes Geschlecht will aufatmen“ – (Rundfrage von René Kraus).

Nicht bei Potempa

Grüße an den I. Internationalen Kongreß für Musikerziehung in Prag. – In: Die Brücke (Prag), Folge 3, Nr. 13 vom 3.4.1936, S. 12

Im Inhaltsverzeichnis u. d. Titel „Zum Kongress für Musikerziehung".
Brief an Leo Kestenberg. Vgl. Tagebücher 1935–1936, S. 278 (21.III.36) und Regesten IV, S. 551 (Verschollene Briefe).
Nicht bei Potempa

Thomas Mann begrüsst und beglückwünscht „Das andere Deutschland". – In: Argentinisches Tageblatt (Buenos Aires), Jg. 49, Nr. 15.051 vom 31.10.1937, S. 6
Nicht bei Potempa

Thomas Mann begrüsst und beglückwünscht „Das andere Deutschland". – In: Argentinisches Wochenblatt (Buenos Aires), Jg. 59, Nr. 3.218 vom 6.11.1937, S. 51
Nicht bei Potempa

Diskussion über kranke Menschen. – In: Leipziger Tageblatt. (Stadt-Ausg.) (Leipzig), Jg. 117, Nr. 289 vom 7.12.1923, S. 3
Potempa D 3

Die Taufschale. – In: Leipziger Tageblatt. (Stadt-Ausg.) (Leipzig), Jg. 118, Nr. 313 vom 26.11.1924, S. 3
Potempa D 3

[o. T.] – In: Moderne Welt (Wien), Jg. 7 (1925/26), H. [13] (Der intime Schubert. Franz Schubert-Sonderheft), S. 20 (Der Lindenbaum. In Romanen zeitgenössischer Dichter.)
Potempa D 3

Jaakob freit um Rahel. [Mit e. redakt. Einl.] – In: Deutsche Zeitung Bohemia (Prag), Jg. 106, Nr. 239 vom 12.10.1933, S. 4
Potempa D 4

Von Rahels Verwirrung. Aus dem neuen Roman von Thomas Mann. – In: Argentinisches Tageblatt (Buenos Aires), Jg. 45, Nr. 13.625 vom 26.11.1933, Beil.: Hüben und Drüben. Jg. 31, Nr. 1.530, S. 3–4
Potempa D 4

Jaakobs Hochzeit. Lea statt Rahel. – In: Argentinisches Tageblatt (Buenos Aires), Jg. 46, Nr. 13.701 vom 11.2.1934, Beil.: Hüben und Drüben. Jg. 31, Nr. 1.546, S. 3–4
Potempa D 4

Das Paradies. [Mit e. redakt. Einl.] – In: Argentinisches Tageblatt (Buenos Aires), Jg. 46, Nr. 13.729 vom 11.3.1934, Beil.: Hüben und Drüben. Jg. 31, Nr. 1.550, S. 1–2
Potempa D 4

Von der Schönheit. [Mit e. redakt. Einl.] – In: Deutsche Zeitung Bohemia (Prag), Jg. 107, Nr. 68 vom 22.3.1934, S. 5
Potempa D 5

Das bunte Kleid. – In: Argentinisches Tageblatt (Buenos Aires), Jg. 46, Nr. 13.791 vom 13.5.1934, Beil.: Hüben und Drüben. Jg. 31, Nr. 1.559, S. 1–3
Potempa D 5

Joseph wird zum zweitenmal verkauft. [Mit e. redakt. Einl.] – In: Deutsche Zeitung Bohemia (Prag), Jg. 107, Nr. 286 vom 6.12.1934, S. 5
Potempa D 6

Die Feste Zel. Aus dem Roman „Josef und seine Brüder." – In: Argentinisches Tageblatt (Buenos Aires), Jg. 47, Nr. 14.314 vom 20.10.1935, Beil.: Hüben und Drüben. Jg. 32, Nr. 1.632, S. 3–5
Potempa D 6

Joseph und die Sphinx. – In: Argentinisches Tageblatt (Buenos Aires), Jg. 47, Nr. 14.377 vom 22.12.1935, Beil.: Hüben und Drüben. Jg. 32, Nr. 1.639, S. 3–4
Potempa D 6

Gartenszene. [Mit e. redakt. Einl.] – In: Argentinisches Tageblatt (Buenos Aires), Jg. 48, Nr. 14.606 vom 9.8.1936, Beil.: Hüben und Drüben. Jg. 33, Nr. 1.676, S. 3–6
Potempa D 6

Die Warnung. [Mit e. redakt. Einl.] – In: Deutsche Zeitung Bohemia (Prag), Jg. 109, Nr. 249 vom 25.10.1936, S. 13
Potempa D 6

Frau Potiphar. – In: Argentinisches Tageblatt (Buenos Aires), Jg. 49, Nr. 14.793 vom 14.2.1937, Beil.: Hüben und Drüben. Jg. 34, Nr. 1.673, S. 5
Potempa D 6

Kleines Abenteuer an der Ilm. – In: Argentinisches Tageblatt (Buenos Aires),

Jg. 50, Nr. 15.351 vom 28.8.1938, Beil.: Hüben und Drüben. Jg. 35, Nr. 1.153, S. 4–5
Potempa D 7

Goethe und seine Gäste im Haus am „Frauenplan". – In: Argentinisches Tageblatt (Buenos Aires), Jg. 51, Nr. 15.860 vom 21.1.1940, Beil.: Hüben und Drüben. Jg. 35, Nr. 1.225, S. 4
Potempa D 7

Vorbereitung für ein Fest. – In: Argentinisches Tageblatt (Buenos Aires), Jg. 57, Nr. 17.804 vom 3.6.1945, Beil.: Hüben und Drüben. Jg. 40, Nr. 1.520, S. 4–6
Potempa E 29

Mose auf dem Berge Sinai. [Mit e. redakt. Einl.] – In: Argentinisches Tageblatt (Buenos Aires), Jg. 56, Nr. 17.477 vom 9.7.1944, Beil.: Hüben und Drüben. Jg. 39, Nr. 1.473, S. 1–2
Potempa E 32

Thomas Manns erstes Gedicht. [Mit e. redakt. Einl.] – In: Deutsche Zeitung Bohemia (Prag), Jg. 108, Nr. 129 vom 2.6.1935, S. 11
Potempa F 6

[o. T.] –In: Deutscher Bühnen-Klub. Monatshefte des D. B. K. (Berlin), [Jg. 1], Nr. 11 vom Januar 1928, S. 94
Wieder in: Der Kontakt. Erfurter Bühnenblätter (Erfurt), Spielzeit 1932/33, H. 2 (August '32), S. [10]
Wieder in: Der Kontakt. Erfurter Bühnenblätter (Erfurt), Spielzeit 1932/33, H. 23 (März '33), S. [10]
Potempa G 29, Ausz.

[o. T.] – In: Der Kontakt. Erfurter Bühnenblätter (Erfurt), Spielzeit 1932/33, H. 2 (August '32), S. [10]
Wieder in: Der Kontakt. Erfurter Bühnenblätter (Erfurt), Spielzeit 1932/33, H. 23 (März '33), S. [10]
Potempa G 29, Ausz.

Ludwig Hardt und Heine. [Mit e. redakt. Einl.] – In: Leipziger Tageblatt. (Stadt-Ausg.) (Leipzig), Jg. 119, Nr. 39 vom 8.2.1925, S. 4
Potempa G 135

Ludwig Hardt. [Mit e. redakt. Einl.] – In: Breslauer Neueste Nachrichten (Breslau), Jg. 40, Nr. 309 vom 11.11.1927, I. Ausg., S. 2–3
Potempa G 135

Aus der Rede „Von deutscher Republik". – In: Hamburger Echo (Hamburg), Jg. 39, Nr. 161 vom 13.6.1925, Beil.: Die arbeitende Jugend. Monatsbeilage für das Hamburger Echo. Juni 1925, S. [2–3]
Potempa G 174

Die Pläne der Dichter. – In: Leipziger Tageblatt. (Stadt-Ausg.) (Leipzig), Jg.119, Nr. 8 vom 8.1.1925, S. 3
Potempa G 226

Meine Arbeitsweise. [Mit e. redakt. Einl.] – In: Heidelberger Tageblatt (Heidelberg), Jg. 43, Nr. 76 vom 31.3.1925, Beil.: Literarische Rundschau., Jg. 1925, Nr. 1
Potempa G 227

Thomas Mann über Friedrich Ebert. – In: Leipziger Tageblatt (Leipzig), Jg. 119, Nr. 66 vom 7.3.1925, S. 3
Potempa G 230

Besuch bei Tut-anch-Amon. [Mit e. redakt. Einl.] – In: Heidelberger Neueste Nachrichten (Heidelberg), Nr. 286 vom 8.12.1925, S. 2
Potempa G 233

Deutscher Geist und kosmopolitische Idee. [Mit e. redakt. Einl.] – In: Heidelberger Neueste Nachrichten (Heidelberg), Nr. 57 vom 9.3.1926, Beil.: Der Spiegel.
Potempa G 244

Thomas Mann gegen die Todesstrafe. – In: Hamburger Echo (Hamburg), Jg. 52, Nr. 82 vom 23.3.1926, Beil., S. [2]
Potempa G 262

Ein neuer Thomas Mann. – In: Breslauer Neueste Nachrichten (Breslau), Jg. 39, Nr. 61 vom 3.3.1926, I. Ausg., S. 2
Potempa G 263.2

Deutsches Wesen. [Mit e. redakt. Einl.] – In: Heidelberger Tageblatt (Heidelberg), Jg. 45, Nr. 270 vom 19.11.1927, S. 2
Potempa G 298

[o. T.] – In: Breslauer Neueste Nachrichten (Breslau), Jg. 41, Nr. 15 vom 15.1.1928, II. Ausg., S. 3
Thomas Manns Beitrag steht hier neben solchen von Heinrich Mann, Mechtilde Lichnowsky und Hermann Stehr unter dem redakt. Sammeltitel „Mein Tag. Von der Schaffensarbeit des Künstlers".
Potempa G 329

Ein Filmbekenntnis Thomas Manns. – In: Breslauer Neueste Nachrichten (Breslau), Jg. 41, Nr. 213 vom 7.8.1928, II. Ausg., S. 3
Potempa G 350

[o. T.] – In: Breslauer Neueste Nachrichten (Breslau), Jg. 41, Nr. 146 vom 1.6.1928, II. Ausg., S. 2
Thomas Manns Beitrag steht hier neben solchen von Hermann Hesse, Jakob Wassermann, Lion Feuchtwanger, Hedwig Courths-Mahler, Walter Bloem und Rudolf Stratz unter dem redakt. Sammeltitel „Was Dichter über ihren Erfolg sagen. Eine Umfrage".
Potempa G 356

[o. T.] – In: Heidelberger Tageblatt (Heidelberg), Jg. 46, Nr. 135 vom 12.6.1928, S. 4
Thomas Manns Beitrag steht hier neben solchen von Heinrich Mann, Hermann Hesse, Jakob Wassermann, Lion Feuchtwanger u. a. unter dem redakt. Sammeltitel „Dichter über ihren Erfolg. ‚Warum werden ihre Bücher gern gelesen?'"
Potempa G 356

Wie Thomas Mann und Walter von Molo arbeiten. – In: Memeler Dampfboot (Memel), Jg. 80, Nr. 237 vom 7.10.1928, 2. Beil., S. [1–2]
Potempa G 377

Das schöne Zimmer. – In: Heidelberger Tageblatt (Heidelberg), Jg. 46, Nr. 304 vom 29.12.1928, S. 4
Potempa G 390

[o. T.] – In: Breslauer Neueste Nachrichten (Breslau), Jg.42, Nr. 173 vom 28.6.1929, II. Ausg., S. 3
Thomas Manns Beitrag steht hier neben solchen von Heinrich Mann, Erich Maria Remarque u. a. unter dem redakt. Sammeltitel „Des Knaben Lieblingsbuch. (Eine Umfrage)".

Referat der Umfrage der „Literarischen Welt".
Potempa G 414

Das Bankett für die Nobelpreisträger. Eine Ansprache Thomas Manns. – In: Breslauer Neueste Nachrichten (Breslau), Jg. 42, Nr. 338 vom 11.12.1929, II. Ausg., S. 3
Potempa G 430

Der Dank. Thomas Manns Rede in Stockholm. – In: Hamburger Echo (Hamburg), Jg. 55, Nr. 345 vom 14.12.1929, 1. Beil., S. [1]
Potempa G 430

Theodor Storms Ehen. [Mit e. redakt. Einl.] – In: Argentinisches Tageblatt (Buenos Aires), Jg. 47, Nr. 14.293 vom 29.9.1935, S. 11
Potempa G 462

Goethe als Bürger. [Mit e. redakt. Einl.] – In: Deutsche Zeitung Bohemia (Prag), Jg. 108, Nr. 76 vom 30.3.1935, S. 5
Potempa G 522

Bekenntnis zum Sozialismus. Thomas Mann spricht vor den Wiener Arbeitern. [Mit e. redakt. Einl.] – In: Volkswacht (Freiburg), Jg. 22, Nr. 251 vom 26.10.1932, S. 3
Potempa G 542

Thomas Mann bekennt sich zum Sozialismus! – In: Volkswacht (Freiburg), Jg. 22, Nr. 257 vom 3.11.1932, S. 2
Potempa G 542

Thomas Mann: Bekenntnis zur sozialen Republik. [Mit e. redakt. Einl. u. e. Photogr.] – In: Argentinisches Tageblatt (Buenos Aires), Jg. 46, Nr. 13.708 vom 18.2.1934, S. 5
Potempa G 549

Thomas Mann antwortet … [Mit e. redakt. Einl.] – In: Argentinisches Tageblatt (Buenos Aires), Jg. 45, Nr. 13.625 vom 26.11.1933, S. 17
Potempa G 563

Meerfahrt mit Don Quijote. – In: Argentinisches Tageblatt (Buenos Aires), Jg. 46, Nr. 14.013 vom 21.12.1934, S. 12–13 bis Nr. 14.021 vom 29.12.1934, S. 9–10
Potempa G 579

Die Freiheit des Künstlers. [Mit e. redakt. Einl.] – In: Deutsche Zeitung Bohemia (Prag), Jg. 108, Nr. 129 vom 2.6.1935, S. 11
Potempa G 579

Gruß an Prag. [Mit e. redakt. Einl.] – In: Deutsche Zeitung Bohemia (Prag), Jg. 108, Nr. 18 vom 22.1.1935, S. 1–2
Potempa G 587

Alter und Jugend. – In: Argentinisches Tageblatt (Buenos Aires), Jg. 48, Nr. 14.750 vom 1.1.1937, S. 12
Potempa G 589

Achtung Europa. – In: Argentinisches Tageblatt (Buenos Aires), Jg. 49, Nr. 14.779 vom 31.1.1937, S. 7
Potempa G 589

Zur Sicherung des Friedens. [Mit e. redakt. Einl.] – In: Argentinisches Tageblatt (Buenos Aires), Jg. 48, Nr. 14.530 vom 24.5.1936, S. 6
Potempa G 609

Der antike Mensch und der Mythos. [Mit e. redakt. Einl.] – In: Argentinisches Tageblatt (Buenos Aires), Jg. 48, Nr. 14.711 vom 22.11.1936, Beil.: Hüben und Drüben. Jg. 33, Nr. 1.691, S. 1
Potempa G 610

Geist und Dichtung müssen frei sein. [Mit e. redakt. Einl.] – In: Die Brücke (Prag), Folge 3, Nr. 21 vom 29.5.1936, S. 8
Potempa G 612

„Freiheit und Geist sind ein und dasselbe." Eine Erklärung des berühmten deutschen Schriftstellers zur Kulturbarbarei des Dritten Reiches. [Mit e. redakt. Einl.] – In: Argentinisches Tageblatt (Buenos Aires), Jg. 48, Nr. 14.550 vom 14.6.1936, S. 13
Potempa G 612

[o. T.] – In: Die Brücke/Most (Prag), Jg. 3, Nr. 44 vom 24.12.1936, S. 6
Im Inhaltsverzeichnis u. d. Titel „Thomas Mann zu seiner Ausbürgerung".
Potempa G 630

Thomas Mann rechnet mit dem Hitler-Regime ab. [Mit e. redakt. Einl. u. e. Photogr.] – In: Argentinisches Tageblatt (Buenos Aires), Jg. 49, Nr. 14.793 vom 14.2.1937, S. 6
Potempa G 632

Der Kampf des spanischen Volkes. – In: Argentinisches Tageblatt (Buenos Aires), Jg. 49, Nr. 14.856 vom 18.4.1937, S. 5
Potempa G 636

Bekenntnis zum Freiheitskampf. Eine große Rede des Dichters in New York. – In: Die Brücke/Most (Prag), Jg. 4, Nr. 20 vom 14.5.1937, S. 7–8
Potempa G 646

Das mythische Surrogat. Richard Wagner als der deutsche Beitrag. – In: Argentinisches Tageblatt (Buenos Aires), Jg. 50, Nr. 15.155 vom 13.2.1938, S. 13
Potempa G 658

Falsche Fairness. – In: Argentinisches Tageblatt (Buenos Aires), Jg. 50, Nr. 15.393 vom 9.10.1938, S. 11
Potempa G 662

Erziehung zum Ungeist. – In: Argentinisches Tageblatt (Buenos Aires), Jg. 51, Nr. 15.553 vom 19.3.1939, S. 9
Potempa G 672

Christentum – Demokratie – Barbarei. Rede vor dem amerikanischen Komitee für deutsche christliche Flüchtlinge. – In: Argentinisches Tageblatt (Buenos Aires), Jg. 50, Nr. 15.379 vom 25.9.1938, S. 5
Potempa G 673

Die Einweihung der neuen Pestalozzi-Schule. – In: Argentinisches Tageblatt (Buenos Aires), Jg. 50, Nr. 15.372 vom 18.9.1938, S. 11
Darin Abdrucke der Gratulationsschreiben von u. a. Albert Einstein, Heinrich Mann, Thomas Mann und Konrad Heiden.
Nestler, Addenda G 680a

Die Einweihung der neuen Pestalozzi-Schule. – In: Argentinisches Wochenblatt (Buenos Aires), Jg. 60, Nr. 3.264 vom 24.9.1938, S. 50–51
Darin Abdrucke der Gratulationsschreiben von u. a. Albert Einstein, Heinrich Mann, Thomas Mann und Konrad Heiden.
Nestler, Addenda G 680a

Deutsche Zeitschrift heute … [Mit e. redakt. Einl.] – In: Deutsche Zeitschrift Bohemia (Prag), Jg. 111, Nr. 196 vom 21.8.1938, S. 5
Potempa G 684

Mephisto im Faust. – In: Argentinisches Tageblatt (Buenos Aires), Jg. 51, Nr. 15.651 vom 25.6.1939, S. 13
Potempa G 695

Dieser Münchener Friede. – In: Argentinisches Tageblatt (Buenos Aires), Jg. 51, Nr.15.497 vom 22.1.1939, S. 7 u.10
Potempa G 696

„Wir sprechen dem Reiche des Hitler das Deutschtum ab"! Thomas Manns Rede auf dem Deutschen Tag in New York. – In: Argentinisches Tageblatt (Buenos Aires), Jg. 51, Nr. 15.483 vom 8.1.1939, S. 3
Potempa G 702

Kultur und Politik.– In: Argentinisches Tageblatt (Buenos Aires), Jg. 51, Nr. 15.721 vom 3.9.1939, Beil.: Hüben und Drüben. Jg. 35, Nr. 1.205, S. 1–2
Potempa G 703

Das Problem der Freiheit. [Mit e. redakt. Einl.] – In: Argentinisches Tageblatt (Buenos Aires), Jg. 57, Nr. 17.804 vom 3.6.1945, Beil.: Hüben und Drüben. Jg. 40, Nr. 1.520, S. 6
Potempa G 723

Es geht zu Ende. Eine Warnung an die Deutschen, die vom englischen Rundfunk ins Nazireich und die von den Nazis besetzten Gebiete gesendet wurde. – In: Argentinisches Tageblatt (Buenos Aires), Jg. 54, Nr. 16.852 vom 11.10.1942, S. 6
Potempa G 817

Thomas Mann über Domela „Der falsche Prinz". – In: Hamburger Echo (Hamburg), Jg. 53, Nr. 288 vom 18.10.1927, Beil., S. [1]
Potempa App. 2087

II. Interviews

Willy Haas: Thomas Mann: Über Film und Filme. Ein Gespräch mit dem Dichter. – In: Internationale Filmschau (Prag), Jg. 17, Nr. 3 vom 15.2.1935, S. 11
Nicht bei Potempa

[Willy Haas]: Thomas Mann über „Modern Times". Während seines Prager Aufenthalts äußerte sich der Dichter auf Befragen unseres W. H.-Mitarbeiters über den Chaplinfilm. – In: Internationale Filmschau (Prag), Jg. 18, Nr. 8 vom 30.5.1936, S. 2
Nicht bei Potempa

Egon Dietrichstein: Thomas Mann über seine Werke. – In: Wiener Woche (Wien), Jg. 1, H. 49 vom 21.12.1919, S. 8–10
Potempa K 7

Thomas Manns Pläne. – In: Heidelberger Neueste Nachrichten (Heidelberg), Nr. 140 vom 19.6.1926, S. 2
Potempa K 50

III. Aufrufe

De belangen der vrije beroepen. – In: Nieuwe Rotterdamsche Courant (Rotterdam), Jg. 86, Nr. 268 vom 27.9.1929, Avondblad, C, S. 1
Unterzeichner: Julius Bab, Peter Behrend, Max Liebermann, Max Osborn, Hans Pölzig, Heinrich Mann, Thomas Mann u. a.
Nicht bei Potempa, Aufrufe

Aufruf. – In: Die Ähre (Zürich), Jg. 2, H. 35 vom 31.5.1914, S. 9
Potempa, Aufrufe Nr. 6

Deutschlands geistige Führer für die Demokratie. Gegen den Bürgerblock für Volksgemeinschaft und soziale Gerechtigkeit. – In: Leipziger Tageblatt (Stadt-Ausg.) (Leipzig), Jg. 118, Nr. 322 vom 5.12.1924, S. 1
Potempa, Aufrufe Nr. 19

An die Nichtwähler! Ein Aufruf deutscher geistiger Führer. – In: Heidelberger Tageblatt (Heidelberg), Jg. 48, Nr. 212 vom 12.9.1930, Beil.: Die deutsche Parole., S. [2]
Potempa, Aufrufe Nr. 46

Aufruf zum Goethe-Jahr. Der Name Goethe bedeutet eine Botschaft inneren Friedens und einen Weckruf für ein einiges Deutschtum in aller Welt. – In: Heidelberger Tageblatt (Heidelberg), Jg. 50, Nr. 64 vom 16.3.1932, S. 1
Potempa, Aufrufe Nr. 57

Für die Freilassung Ossietzkys. Ein Aufruf Schweizer Intellektueller. – In: Argentinisches Tageblatt (Buenos Aires), Jg. 47, Nr. 14.044 vom 22.1.1935, S. 6
Potempa, Aufrufe Nr. 63

Glückwunsch-Adresse an Prof. Freud. [Mit e. redakt. Einl.] – In: Prager Presse (Prag), Jg. 16, Nr. 125 vom 6.5.1936, S. 5
Potempa, Aufrufe Nr. 66

Thomas Mann-Fonds. – In: Argentinisches Tageblatt (Buenos Aires), Jg. 49, Nr. 14.821 vom 14.3.1937, S. 7
Potempa, Aufrufe Nr. 69

Siglenverzeichnis

[Band arabisch, Seite]	Thomas Mann: Große kommentierte Frankfurter Ausgabe. Werke – Briefe – Tagebücher, hrsg. von Heinrich Detering, Eckhard Heftrich, Hermann Kurzke, Terence J. Reed, Thomas Sprecher, Hans R. Vaget und Ruprecht Wimmer in Zusammenarbeit mit dem Thomas-Mann-Archiv der ETH Zürich, Frankfurt/Main: S. Fischer 2002 ff.
[Band römisch, Seite]	Thomas Mann: Gesammelte Werke in dreizehn Bänden, 2. Aufl., Frankfurt/Main: S. Fischer 1974.
Ess I–VI	Thomas Mann: Essays, Bd. 1–6, hrsg. von Hermann Kurzke und Stephan Stachorski, Frankfurt/Main: S. Fischer 1993–1997.
Notb I–II	Thomas Mann: Notizbücher 1–6 und 7–14, hrsg. von Hans Wysling und Yvonne Schmidlin, Frankfurt/Main: S. Fischer 1991–1992.
Tb, [Datum]	Thomas Mann: Tagebücher. 1918–1921, 1933–1934, 1935–1936, 1937–1939, 1940–1943, hrsg. von Peter de Mendelssohn, 1944–1.4.1946, 28.5.1946–31.12.1948, 1949–1950, 1951–1952, 1953–1955, hrsg. von Inge Jens, Frankfurt/Main: S. Fischer 1977–1995.
Reg I–V	Die Briefe Thomas Manns. Regesten und Register, Bd. 1–5, hrsg. von Hans Bürgin und Hans-Otto Mayer, Frankfurt/Main: S. Fischer 1976–1987.
Br I–III	Thomas Mann: Briefe 1889–1936, 1937–1947, 1948–1955 und Nachlese, hrsg. von Erika Mann, Frankfurt/Main: S. Fischer 1962–1965.
BrAM	Thomas Mann – Agnes E. Meyer. Briefwechsel 1937–1955, hrsg. von Hans Rudolf Vaget, Frankfurt/Main: S. Fischer 1992.
BrAu	Thomas Mann: Briefwechsel mit Autoren, hrsg. von Hans Wysling, Frankfurt/Main: S. Fischer 1988.

BrEvK	Thomas Mann – Erich von Kahler. Briefwechsel 1931–1955, hrsg. und kommentiert von Michael Assmann, Hamburg: Luchterhand 1993 (= Veröffentlichungen der deutschen Akademie für Sprache und Dichtung Darmstadt, Bd. 67).
BrHM	Thomas Mann – Heinrich Mann. Briefwechsel 1900–1949, hrsg. von Hans Wysling, 3., erweiterte Ausg., Frankfurt/Main: S. Fischer 1995 (= Fischer Taschenbücher, Bd. 12297).
DüD I–III	Dichter über ihre Dichtungen, Bd. 14/I–III: Thomas Mann, hrsg. von Hans Wysling unter Mitwirkung von Marianne Fischer, München: Heimeran; Frankfurt/Main: S. Fischer 1975–1981.
Mp	Materialien des Thomas-Mann-Archivs der ETH Zürich.
TMA	Thomas-Mann-Archiv der ETH Zürich.
TM Jb	Thomas Mann Jahrbuch 1 (1988) ff., begründet von Eckhard Heftrich und Hans Wysling, hrsg. von Thomas Sprecher und Ruprecht Wimmer, Frankfurt/Main: Klostermann.
TMS	Thomas-Mann-Studien 1 (1967) ff., hrsg. vom Thomas-Mann-Archiv der ETH Zürich, Bern/München: Francke, ab 9 (1991) Frankfurt/Main: Klostermann.

Thomas Mann: Werkregister

Kursive Seitenzahlen verweisen auf die Anmerkungen.

Amphytrion 223
An die japanische Jugend 12
Anekdote 230
Anna Karenina 53, 223
[Ansprache bei der Einweihung des erweiterten Goethe-Museums in Frankfurt am Main] *12*
Ansprache im Goethejahr 99 f., 112, 122, 142 ff.
Anzeige eines Fontane-Buches 248 f.
[Der autobiographische Roman] 86, 88

Beim Propheten 220, 229
Bekenntnisse des Hochstaplers Felix Krull *32*, 33 ff., 225 f., 237, 272 f., 275
Betrachtungen eines Unpolitischen 29, 54, 56, 61 ff., 223, *246*, *248*, 254, 256–58, 268, 272, 279–81
Die Betrogene 32, 34, 39, 179 f.
Bilderbuch für artige Kinder 237
Bilse und ich 46, 227
Briefwechsel und Briefadressaten
– Adorno, Theodor W. *172*
– Amann, Paul *28*, *31*
– Bab, Julius 25 f.
– Basler, Otto *33*
– Bertram, Ernst 240, 251, 261
– Bonn 18, 167
– Buchterkirchen, Hermann 112 f.
– Carl, Hans 247, 249, 252, 255
– Carossa, Hans 142
– Deutsche Akademie *198*
– Eichner, Hans *28*
– Fiedler, Kuno 9 f., 20, 31 f., *35*, 173
– Fischer, Samuel 62, 226
– Guggenheim Foundation *210* f.
– Herz, Ida 168
– Hilscher, Eberhard *121*
– Hofmannsthal, Hugo von *251*
– Hülsen, Hans von *27*, *31*
– Jacobson, Anna 10, *30*
– Kahler, Erich von 170 f., 232
– Kerényi, Karl 251, 260
– Kesten, Hermann *11*
– Kolb, Walter 132
– Korrodi, Eduard 9
– Lion, Ferdinand *120*
– Mann, Erika *10*, 168
– Mann, Frido 51
– Mann, Heinrich 61, 99 f., 237
– Mann, Klaus *134*
– Meyer, Agnes E. *56*, 165, 167, 168 f., *212*, 216 f.
– Molo, Walter von *212*
– Nemerov, Howard 230
– Oehler, Adalbert 249
– Pannwitz, Rudolf 246, 251, 254 ff.
– Preetorius, Emil 50, *51*, 58 f., 139
– Reisiger, Hans 132, *144*
– Rosenhaupt, Hans W. 195–242
– Sabais, Winfried 104, 111 f.
– Singer, Samuel 169
– Wassermann, Jakob 86
– Weber, Carl Maria *28*, *31*
– Witkop, Philip *28*, *62*
– Zimmer, Elisabeth 27 f., *31*

– Zimmermann, G. W. 66
Bruder Hitler 11, 126
Buddenbrooks 64, 97, 218, 222, 225 f., 233 f., 236, 254, 268, 272, 279, 283

[The Coming Humanism] *202*

Denken und Leben *209*
Deutsche Ansprache 54, *68*
Das deutsche Buch 12, *77*
Deutsche Hörer! *144*, 159
Deutschland und die Demokratie *67*
Deutschland und die Deutschen 105, 124 f., 134, 161, 288
Doktor Faustus 14, 25, 90, *93*, 123 f., 126, 134, 140, 145, 170 f., 173, 179–181, 188, 191 f., 218, 262, 271–75, 280, 284–88
Dostoevsky – in Moderation 161
Die drei Gewaltigen 124, 127

Die Ehe im Übergang 33 f.
Eine Einführung in den Zauberberg 90, 225
Das Eisenbahnunglück 177 f., 229
Die Entstehung des Doktor Faustus *31*, 157
Enttäuschung 229
Die Erotik Michelangelos 32 f., 37, 43
Der Erwählte 90, 173
Das Ewig-Weibliche 227
The Exiled Writer's Relation to His Homeland 161

Fiorenza 45, 53, 248, 268
Freud und die Zukunft 240, 273
Für das neue Deutschland *67*

Gedanken zum Kriege 61
Gerächt 229
German Letter [I] *224*
Gesang vom Kindchen 227, 232
Gladius Dei 48, 220
Goethe als Repräsentant des bürgerlichen Zeitalters 12, 51, 131, 270 f.
Goethe und die Demokratie 55, 131, 134, 137, 142 f.
Goethe und Tolstoi 29, 50 f., 53 f., *63*
Goethes Laufbahn als Schriftsteller 12, 131
Gruß an das Reichsbanner 47

Herr und Hund 177 f., 227, 238

[Interview in der New York Times am 22. Februar 1938] 9

Joseph und seine Brüder 11, 36, 41 f., 90, 127, 168–70, 175, 180, 203, 213, 218, 231, *234*, 238, *240* 271, 273
– Die Geschichten Jaakobs 175, 231, 242
– Joseph der Ernährer 168 ff., 273
– Joseph in Ägypten 231
– Der junge Joseph 242

Der Kleiderschrank 220, 267
Der kleine Herr Friedemann 235, 268
Königliche Hoheit 47, 64, 89, 222, 225, 268, 272 ff.
Der Künstler und die Gesellschaft 69
Kultur und Politik 126
Kultur und Sozialismus *65 f.*, *84*, 223
Die Kunst des Romans 14, 53, 87, 93

Die Lager 124
Lebensabriß 45 f., 220, *222*
Leiden und Größe Richard Wagners 35, 287
Der Literat 55 f.
Lotte in Weimar 9–21, 30 ff., 51, 90, 100, 105, 110, 118, 120–122, 131, 209, 212, 233, 272
Lübeck als geistige Lebensform 223
Luischen 48, 234 f.

The Making of „The Magic Mountain" 203, 205
Mario und der Zauberer 175–93, 227, 242
Meine Goethereise *100*
Meine Zeit *83*
München als Kulturzentrum 223

Notizbücher 25, *29*

Okkulte Erlebnisse *220*
[On Myself] *28*, 42, *120*

Pariser Rechenschaft *65*, *92*, 175, 227, 230, 270
Politische Novelle 223
Das Problem der deutsch-französischen Beziehungen 260
Rede und Antwort 220, 230
Rede zur Gründung der Sektion für Dichtkunst *223*
Rückkehr 173

Schicksal und Aufgabe 289
Schopenhauer 50
Schwere Stunde 45 ff., 226
Sieg deutscher Besonnenheit 68 f.
Die Stellung Freuds in der modernen Geistesgeschichte *223*, 240

Tagebuchblätter 9 ff.
Tagebücher 13, 16, *20*, 29–35, 42, 44, 58, 62, 73, *100*, 104, 112, 114, *132*, *134*, 138, *141 f.*, 158–60, 162, 164, 168–70, 172 f., *199*, 245, 248, 250–52, 254 *f.*, 258, 261, 280 f., 287, 289
Thomas Mann stellt richtig 122
Tobias Mindernickel 48
Der Tod 229
Der Tod in Venedig 10 f., 25 ff., 57 f., 61, 222, 235, 237, 241, 254, 268, 274, 282
Tonio Kröger 20, 29, 34, 65, 220, 241, 266, 269, 283
Tristan 37, 46, 220, 229
Tristan und Isolde [Filmmanuskript] 238

Über den Film 223
Über den „Gesang vom Kindchen“ 284
Über die Ehe 223
[Über die Kritik] 50 f.
Über „Königliche Hoheit“ *89*
[Über Rudolf Borchardt] 55
[Über Schiller] 45
„Unordnung und frühes Leid“ 72 f., 190, 227

Versuch über das Theater 47, 230
Versuch über Schiller 48 ff., 122, *147*
Die vertauschten Köpfe 180 f., 203, 209
Von Deutscher Republik 50, 53, 61, *66*
Vorwort zu Masereels „Stundenbuch“ *71*

War and Democracy 203, *209*
[Warum ich nicht nach Deutschland zurückgehe] 212, 217
„Die Welt ist schön“ *77* ff.
Wie Jappe und Do Escobar sich prügelten 230
[Wie sollen Dichtungen behandelt werden?] 45
Die Wiedergeburt der Anständigkeit *68*
Der Wille zum Glück 229

Der Zauberberg 35, 37, 71–81, 83–97, 180, *203*, 220, 222, 224 f., 234, 241, 259, 268, 272, 274, 279–81, 285
Zu „Fiorenza“ 53
Zu Lessings Gedächtnis 175
Zum sechzigsten Geburtstag Ricarda Huchs 130
Zur Gründung der „American Guild for German Cultural Freedom“ und der „Deutschen Akademie“ *198*
Zuspruch *67*
Zweimaliger Abschied 240

Personenregister

Kursive Seitenzahlen verweisen auf die Anmerkungen.

Abe, Kobo 283, 290
Achmann, Josef 253
Adenauer, Konrad 138
Adorno, Theodor W. 45, 157, 280, 288
– Minima Moralia 45
– Philosophie der neuen Musik 285 f.
– Standort des Erzählers im zeitgenössischen Roman 285 f.
Albert, Claudia
– Schiller im 20. Jahrhundert 48 f.
Alewyn, Richard
– Goethe als Alibi? 102, 119, 126
Andrić, Ivo 265–277
– Brief an Vera Stojić *270*
– Die Brücke über die Drina 267, 269
– Ferien im Süden 267
– Gespräch mit Goya 266
– Grünes Buch 272 f.
– Jelena, die Frau, die es nicht gibt 267
– Panorama 275
– Schwarzes Buch 271
– Der verdammte Hof 266, 273
– Die Versuchung in Zelle Nr. 38 267
– Wegzeichen 276
Ansel, Michael
– Die Erfindung des Schriftstellers Thomas Mann *85*
Arimura, Takahiro
– Die deutsche Literatur des 20. Jahrhunderts und Franz Kafka 286
– Die moderne japanische Literatur und Franz Kafka 284
Bachofen, Johann Jakob 175–193
– Der Mythus von Orient und Occident 176, 186, 188–90, 192 f.
– Die Sage von Tanaquil 191 f.
– Urreligion und antike Symbole 185 f., 190–92
Baeumler, Alfred 175, 186
Bahr, Ehrhard
– Goethe in Hollywood *171*
– Weimar on the Pacific *166*
Banham, Reyner
– Los Angeles: The Architecture of Four Ecologies *162*
Baum, Marie
– Leuchtende Spur *130*
Baum, Vicki 89
Bauman, Zygmunt
– Moderne und Ambivalenz *96*
Becher, Johannes R. 48, 102–04, 109, *115*
– Der Befreier 103
– Denn er ist unser *48*
Becker, Sabina
– Neue Sachlichkeit 73, 89
Beethoven, Ludwig van 288
Bekić, Tomislav
– Jugoslawischer Acker 268
– Thomas Mann in unserer Literaturkritik 268
Benfer, Heinrich
– Friedrich v. Schiller *58*
Benjamin, Walter 47, 95, 285
– Der Erzähler *95*

– Über einige Motive bei Baudelaire *96*
Benn, Gottfried 261
Bense, Max 106
Bermann Fischer, Gottfried 134, 141, 203, 209
Bernauer, Hermann
– Zeitungslektüre im „Mann ohne Eigenschaften“ 94
Bernoulli, Carl Albrecht 191
Bertram, Ernst 232, *240*, 251, 251, 254, *260*
– Nietzsche 249, 256
Bethmann-Hollweg, Theobald von 62
Beulwitz, Friedrich Wilhelm Ludwig von *50*
Bichsel, Peter *38*
Bie, Oscar 235
Biedermann, Flodoard von
– Goethes Gespräche 14, *27*
Biedermann, Woldemar von
– Goethes Gespräche 14, *27*
Bielschowsky, Albert
– Goethe 14
Bismarck, Otto von 124, 126, 151 f.
Blüher, Hans 67, 281
Boccaccio, Giovanni
– Il Decamerone 180 ff.
Bode, Wilhelm 14
– Goethe in vertraulichen Briefen seiner Zeitgenossen 12, *23*
– Goethes Lebenskunst 14
– Goethes Sohn 14
Böhm, Franz 129–155
– Berlin 131
Bogart, Humphrey 160
Boissevain, Charles 200, 207
Borchardt, Rudolf 55, 251
Borchmeyer, Dieter 57
– Macht und Melancholie *57*
Borgese, Giuseppe Antonio 39, 137, 221
Brandes, Georg 247
Braun, Otto 257
– Aus den nachgelassenen Schriften eines Frühvollendeten *255*
Brecht, Bertolt 45, 59, 92, 163–66, 284
– Das Fischgerät 165
– Hollywood Elegien 163, 166
– Immer wieder 165
– Kleiner Rat, Dokumente anzufertigen *59*
– Nachdenkend über die Hölle 166
– Sommer 1942 166
Breloer, Heinrich
– Die Manns – ein Jahrhundertroman *137 f.*
Broch, Hermann 89
Brown Hershey, Charlie 205
Buchterkirchen, Hermann 106, 109, 112 f.
Buchwald, Reinhard
– Schiller 50, *56*
Büchner, Georg 45
Buff, Charlotte 12 ff.
Bunin, Iwan 270

Carl, Hans 247, 249 ff.
Carl August (Großherzog von Sachsen-Weimar-Eisenach) 23, *235*
Ceconi, Ermanno 130
Cicero, Marcus Tullius 57 f.
Cooper, Gary 160
Crosby, Bing 160

Däubler, Theodor *261*
Danius, Sara
– Nase für Neuigkeiten *95*
Dante Alighieri 151
Davison, Edward 206
Dent, J. M. 241
Derleth, Ludwig *220*
Dewey, Thomas E. *159*
Dierks, Manfred
– Ambivalenz 95, 97
Döblin, Alfred 87–92, 130, 163, *261*, 284
– Berlin Alexanderplatz 47, 89
– Das Ich über der Natur 88
Dos Passos, John
– Manhattan Transfer 89
Dostojewski, Fjodor 257, 266, 270
– Der Idiot 252
Dotzler, Bernhard J.

– Thomas Mann, der alte Fontane und die jungen Medien *76*
Düntzer, Heinrich 14
Džadžić, Petar 265
– Andrićs Brücken 265
– Ivo Andrić 265

Ebert, Friedrich 63, 117
Eckermann, Johann Peter 118, 266
– Gespräche mit Goethe 16, 24
Eichendorff, Joseph von
– Aus dem Leben eines Taugenichts 56
Einstein, Albert 92, 129, 164, 171, *240*
Einstein, Carl 91
Eloesser, Arthur
– Thomas Mann. Sein Leben und Werk 240
Elsaghe, Yahya
– Die kleinen Herren Friedemänner *188*
– Krankheit und Matriarchat *187*
– „Der Mythus von Orient und Occident" in „Doktor Faustus" *188*
Enskat, Fritz
– Vom Ami verkauft *101*
Erman, Adolf
– Ägypten 231
Eysteinsson, Astradur
– The Concept of Modernism 94

Fadiman, Clifton 202
– I Believe 202
Faur, Curt Faber du 220
Fest, Joachim
– Die unwissenden Magier 68
Feuchtwanger, Lion 163
Fischer, Samuel 226
Flaubert, Gustave 285
– Brief an Louise Colet *57*
Fleißer, Marieluise 89
Fontane, Theodor *246*
Forsbach, Ralf
– Thomas Mann und die Universität Bonn 135
Frank, Bruno 164, 232
– Tage des Königs 223
Frazer, Sir James George
– The Golden Bough 231
– Folk-Lore in the Old Testament 231
Freud, Sigmund 17, 130, 186
Frey, Erich A.
– Thomas Mann and His Friends before the Tolan Committee *165*
Friedensburg, Ferdinand *139*
Friedrich, Emil 107 f.
Friedrich, Hans-Edwin
– Die Erfindung des Schriftstellers Thomas Mann *85*
Friedrich der Große 237
Frizen, Werner
– Goethe tritt auf *11*
– Kommentar zu Lotte in Weimar (GKFA) *9 ff.*
– Zu „Lotte in Weimar" *11*, *30*
Frühwald, Wolfgang
– Die Goethe-Rezeption in der deutschsprachigen Exilliteratur *120*
Fuhrmann, Ernst 261
Fulda, Daniel
– Wissenschaft aus Kunst *57*
Fukumoto, Keita
– Deutschland als das Land der Jugend und Thomas Mann 280
Furtwängler, Wilhelm 287 f.

Gadamer, Hans-Georg
– Wahrheit und Methode 291
Galsworthy, John
– The Forsyte Saga 71
Galvan, Elisabeth
– Eleanor Twentyman – alias Cynthia Sperry – in Florenz *31*
George, Stefan 67, 130, 220 f., 247 ff., 260
Gerhard, Melitta
– Schiller *58*
Gerhard, Ute
– Schiller als „Religion" *48*
Gide, André 286
Giese, Therese *227*
Giesler, Hermann 118
Glück, Alfons
– Schillers „Wallenstein" *56*

Goethe, August von
– Brief an seine Frau 23
Goethe, Johann Wolfgang von 9 ff., 23 ff., 47 ff., 99 ff., 117 ff., 129 ff., 210, *235*, 236, 257, 260, 263, 270 f., 285
– An Werther 24
– Aussöhnung 24
– Brief an Amalie von Levetzow-von Brösigke 24 f.
– Brief an Friedrich Schiller *25*
– Brief an Kanzler Friedrich von Müller *24*
– Dichtung und Wahrheit 151, 285
– Elegie 24
– Epilog zu Schillers Glocke 48
– Faust 147, 170 f., 262
– Hermann und Dorothea 131
– Iphigenie auf Tauris 17
– Leiden des jungen Werther 12
– Römische Elegien 34
– Selige Sehnsucht 17
– Tagebuch 12
– Torquato Tasso *222*
– Trilogie der Leidenschaft 24
– Die Wahlverwandtschaften 236
– Wilhelm Meister 26, 186
Goethe, Ottilie von 23
Goldhagen, Daniel Jonah 126
Gottfried von Straßburg
– Tristan und Isolde *238*
Grass, Günter *38*
Grimme, Adolf 133
Grimmelshausen, Hans Jakob Christoffel von 186
Gropius, Walter 117 f.
Günther, Hugo 110
Guenther, Johannes von 251
Güttinger, Fritz
– Kein Tag ohne Kino *72*
Guggenheim, Simon 210
Gundolf, Friedrich 247
– Brief an E. Salin *247*
– Goethe 14, 249
Gundulić, Ivan
– Osman *269*
Guth, Alfred 247
– Rudolf Pannwitz 245, 262
Guthke, Karl S.
– Schillers Dramen *57*

Hallstein, Walter 133 ff.
Hamburger, Käte
– Zu Thomas Manns Schiller-Bild 51
Hammerstein, Notker
– Die Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main
Hamsun, Knut *35*, *255*
Hanada, Kiyoteru 283
Hansen, Niels
– Aus dem Schatten der Katastrophe 148
– Franz Böhm mit Ricarda Huch 129
Hansen, Volkmar
– „Lebensglanz“ und „Altersgröße“ Goethes in „Lotte in Weimar“
Harpprecht, Klaus
– Thomas Mann. Eine Biographie 138, *141*
Hauptmann, Gerhart 67, 130
– Vor Sonnenuntergang 25
Haushofer, Karl 241
Hausmann, Manfred 145
Hayashi, Susumu
– Yukio Mishima und Thomas Mann 283
Hebbel, Friedrich 45, *230*
Heese, Walter 104 f., 113
Heftrich, Eckhard
– Vom Verfall zur Apokalypse 289
Heine, Gert
– Thomas Mann Chronik *103*, *161*, *172*, *262*
Heine, Heinrich 17, 120
Heise, Carl Georg 78
Heller, Heinz-B.
– Literarische Intelligenz und Film *72*
Hellmich, Hans 107
Hennecke, Hans
– Nachlese und Erinnerung *49*
Herder, Johann Gottfried 114
Hermand, Jost 87
Herrmann, D. Rudolf 106, 108, 111
Hesse, Hermann 33
Heuss, Theodor

– Das Bismarck-Bild im Wandel *152*
Hilty, Rudolf
– Friedrich Schiller *58*
Hindemith, Paul 287
Hinderer, Walter
– Schillers „Wallenstein“ *53*, *56*
Hitler, Adolf 17, 66 f., 117 ff., 139, 144, 152 f.
Hölderlin, Friedrich 67
Hofmannsthal, Hugo von 246 f., 250 *f.*, 255
– Die Frau ohne Schatten 250
– Briefe an Pannwitz 246 ff.
Hofmiller, Josef 28, 235
Homer 151
Horstmann, Siegfried *141*
Huch, Ricarda 103, 130 f., *251*
Hübinger, Paul Egon
– Thomas Mann, die Universität Bonn und die Zeitgeschichte *135*
Hughes, Howard 160
Humboldt, Karoline von
– Brief an ihren Mann *23 f.*
Humboldt, Wilhelm von 170

Jacob, Gerhard
– Das Werk Thomas Manns 219
Jandrić, Ljubo *267*
– Mit Ivo Andrić 266
Jens, Inge
– Dichter zwischen rechts und links *130*
– Frau Thomas Mann *131*
– Katias Mutter *131*
Jens, Walter
– Frau Thomas Mann *131*
– Katias Mutter *131*
Jeremias, Alfred Karl Gabriel
– Das alte Testament im Lichte des alten Orients 231
Jolizza, W. K.
– Die Schule des Tanzes *190*
Jonas, Klaus W.
– Thomas Mann und Cynthia Sperry *31*
Joyces, James 94
– Ulysses 89, 95, 284, 286
Jünger, Friedrich Georg 280
Jung, C. G. 97

Kaes, Anton 87
– Kino-Debatte *72*
– Film in der Weimarer Republik *72*
Kafka, Franz 283 ff., 290
– Das Schloß 285
– Die Verwandlung 283
Kahler, Erich von 232
Kaiser, Gerhard
– Erzählstrategien in Thomas Manns Doktor Faustus *93*
Kalezić, Vasilije
– Ivo Andrić u našim sporovima 268
Kassner, Rudolf *251*
Kessler, Harry 247
Kesten, Hermann
– Meine Freunde die Poeten 166 f.
Keun, Irmgard 89
Keyserling, Hermann Graf *251*, 253
– Brief an Pannwitz 253
– Reisetagebuch eines Philosophen 249
Kikumori, Hideo *279*
Kippenberg, Anton 113
Kita, Morio 283
– Die Nires 283
Kleinschmidt, Karl
– Friedrich Schiller *58*
Klemperer, Victor
– Tagebücher 101 f., *106*
Knopf, Alfred A. 172
Köbner, Thomas
– Der Film als neue Kunst *72*
Köhler, Erich 139 ff.
Kogon, Eugen 100
Kolb, Walter 132 f., 140
Kolbenheyer, Erwin Guido 13
Koopmann, Helmut
– Lotte in Amerika, Thomas Mann in Weimar *9*, 120
– Thomas Mann in Amerika *85*
– Thomas Manns Schiller-Bilder 49, *53*
– Zur Ästhetik des historischen Romans im Exil *120*
Kraske, Bernd M.

– Von Qual und Glanz *127*
Krleža, Miroslav
– Thomas Mann in Paris 270
Krummel, Richard Frank
– Nietzsche und der deutsche Geist *247*
Kurahashi, Yumiko 283
Kurzke, Hermann
– Thomas Mann: Das Leben als Kunstwerk 94, 172
– Thomas Mann. Epoche – Werk – Wirkung 248
Lade, Philippine 26 f.
Lange, Hartmut
– Thomas Mann und das poetische Verständnis der Moderne 83
Lányi, Jenö 228
Laquer, Walter 87
Lassen, Christian 246
Lauer, Gerhard
– Die Erfindung des Schriftstellers Thomas Mann *85*
Lawrence, T. E.
– Seven Pillars of Wisdom 198
Le Bon, Gustave 186
– Psychologie der Massen 187
Lengefeld, Charlotte von *50*
Lessing, Gotthold Ephraim 17
Levetzow, Joachim Otto Ulrich von 23
Levetzow, Ulrike von 23 ff., 235
Levetzow-von Brösigke, Amalie von 23
Liebermann, Max *51*
Linder, Jutta
– Zu Thomas Manns Orientierung an Goethe 27
Lubitsch, Ernst
– Sumurun 73 f.
Ludwig, Emil
– Tommy in Weimar 20 f.
Lukács, Georg
– Auf der Suche nach dem Bürger 65
Lühe, Irmela von der 49
– Opfer einer Fascination 15
– Goethe und Schiller in der Essayistik Thomas Manns 49
Luther, Martin 124–26, 151, 251
MacLeish, Archibald 214 f.
Maier, Hans Albert
– Stefan George und Thomas Mann 255
Mann, Carla 219
Mann, Erika 33 f., 131 f., 139, 167 f., 172, 221, *227* f., 246
– Das letzte Jahr *49*, 161 f.
– The lights go down 228
– The Other Germany 228
– Thomas Mann und seine Familie 167
Mann, Frido 221
Mann, Golo 141, 213 f., 221, 228, 239
Mann, Heinrich 61, 63 f., 67, 86, 99, *130*, 137, 160, 163 f., 182, 188, 237, 247, 261 f., 281
– Die Armen 63
– Begrüßung des Ausgebürgerten 120
– Bilderbuch für artige Kinder 237
– Die Jagd nach Liebe 64
– Die kleine Stadt 64, 182
– Madame Legros 63
– Professor Unrat 64
– Der Untertan 62–64
– Zola *61*, *63*
Mann, Julia (Mutter) 185, 219
Mann, Julia (Schwester) 219
Mann, Katia *46*, 112, *137* f., 158 f., 173, 177
– Briefe an Hans W. Rosenhaupt 195–242
Mann, Klaus *134*, 141, 148, 214, 221, 227 f., 235, 281
– The Other Germany 228
Mann, Michael *35*, 214, 221,
Mann, Monika 221, 228
Mann, Nelly 160
Mann, Viktor 219
– Wir waren fünf 273 f.
Mann–Borgese, Elisabeth 39, 137, 221
– Das Drama der Meere *137*
Marcuse, Ludwig 164
– Mein Zwanzigstes Jahrhundert *164*
Marino, Adrian
– Comparatisme et théorie de la littérature 290

Marx, Karl 67, 107, 151
Marx, Rudolf 190 f.
Masaryk, Tomáš Garrigue *245*
Maupassant, Guy de 170
Maurois, André 206
Mayer, Hans 49, 106
– Ein Leben mit Friedrich Schiller 49
– Zur deutschen Literatur der Zeit 285
McCarthy, Joseph R. 171
Meier, Bettina
– Goethe in Trümmern *100*
Meinecke, Friedrich 62
– Verfassung und Verwaltung der deutschen Republik 67
Meißner, A. G. 180
Mendelssohn, Peter de
– Kommentar zu Tagebüchern 245 *f.*
– Von deutscher Repräsentanz 282
Merseburger, Peter
– Mythos Weimar 117
Meyer, Agnes E. *136*, 160, *214*, *216*, 232
– America's Home Front 165
Meyer, Eugene 136, 216, *232*
Mies van der Rohe, Ludwig 208
Mishima, Yukio 283, 290
Miura, Atsushi
– Bruderzwist 281
Molo, Walter von 13, 145
Mombert, Alfred 261
Moser, Gret *221*
Moses, Julius
– Die Lösung der Judenfrage 241
Motschan, Georges 132, 141
– Thomas Mann – von nahem erlebt *132*, *141 f.*, *147*
Müller, Ernst
– Der junge Schiller *58*
– Schiller 50
Murakami, Haruki
– Kafka am Strand 283
Muschg, Adolf 284
Musil, Robert 87, 89, 91–94, 261, 281, 284, 286
– Mann ohne Eigenschaften *89*

Nelson, Valerie
– Larry Oakley *160*
Nemerov, Howard
– The Quester Hero 224
Neumann, Michael
– Thomas Mann: Romane *84*
Nietzsche, Friedrich 17, 45, *47*, 69, 87, 125 f., 170, *232*, 246 ff., 270, 283, 287
– Also sprach Zarathustra 250
– Der Antichrist 54
– Aus dem Nachlass der Achtzigerjahre 122
Noelle-Neumann, Elisabeth *140*
Noelle-Neumann, Peter *140*
Nösselt, Friedrich
– Lehrbuch der griechischen und römischen Mythologie 185
Nohl, Hermann
– Friedrich Schiller *58*
Nolde, Emil *261*
Northcote-Bade, James
– Zur Bedeutung von Thomas Manns „letzter Liebe" im Spätwerk *32*
Novalis 67

Oakley, Larry 160
Ogawa, Kunio 283
Oguro, Yasumasa
– Apokalyptische Träume 280
– Thomas Mann in Japan 280, 283, 290, 292
Okuda, Toshihiro 282
– Thomas Mann und Klaus Mann 281
Okunami, Kazuhide
– Furtwängler und das deutsche Schicksal 288
Ormandy, Eugene 162

Painlevé, Paul 270
Pannwitz, Charlotte *245*
Pannwitz, Rudolf 245 ff.
– Aufruf an Einen! 253
– Aufruf für Ernst Fuhrmann 261
– Baldurs Tod 250 f.
– Die Bedeutung des deutschen Geistes für die europäische Kultur 250
– Briefe an Hermann Hesse 247, 260, 281

– Briefe an Hofmannsthal 246, 250, 253, *258*
– Die Deutsche Lehre 250 f., 253 f., *260 f.*
– Der Dichter und die Blaue Blume 262
– Dionysische Tragödien *247*
– Einführung in Nietzsche 253 f., 256, *263*
– Die Erziehung *247*
– Europa 258
– Kosmos Atheos 258
– Krisis der europäischen Kultur 246 ff.
– Logos 258
– Maßstäbe und Beispiele lyrischer Synthese 257
– Nietzsche und die Gegenwart *263*
– Nietzsche und die Verwandlung des Menschen *263*
– Die Religion Friedrich Nietzsches *263*
– Tagebuch *258*
– Das Werk der deutschen Erzieher *247*
– Zarathustras andere Versuchung *263*
– Zur Formenkunde der Kirche *247*
Paquet, Alfons *261*
Pascal, Blaise 270
Patton, George S. 118
Paul, Jean 257
Paul, Rudolf 113
Pearson, Drew 136
Petersen, Julius 13, 47
Pfitzner, Hans 232
Phaedrus 222
Pikulik, Lothar
– Schillers Wallenstein und der „Doppelsinn des Lebens“ *57*
Pitt, Dale
– Los Angeles A to Z 161
Pitt, Leonard
– Los Angeles A to Z 161
Platen-Hallermünde, August von 146, 237
Platon 222
Plievier, Theodor 103
Polgar, Alfred 164
Pool, Bob
– Business Still Hair *160*
Prieberg, Fred K.
– Kraftprobe 288
Pringsheim, Alfred 30, 131
Pringsheim, Hedwig 131
Prüfer, Thomas
– Die Bildung der Geschichte *57*
Pünder, Hermann 135, 137, 139
Puschkin, Alexander 114

Reed, Terence
– Thomas Mann und die literarische Tradition *47*
Reich-Ranicki, Marcel 127
– Thomas Mann als literarischer Kritiker *51*
Renan, Ernest 191
Renger-Patzsch, Albert
– Die Welt ist schön *77* ff.
Reuter, Fritz
– Stromtied 238
Reventlow, Franziska Gräfin von 220 f.
Rieckmann, Jens
– Thomas Mann, Franz Westermeier und Die Bekenntnisse des Hochstaplers Felix Krull *32*
Riemer, Friedrich Wilhelm 15 f., 20, 233
Ries, Curt
– Furtwängler 288
Rilke, Rainer Maria 91, 225, 232, 247
Roosevelt, Franklin D. 159, 164, 169, *202*, *214*
Rosa, Hartmut
– Beschleunigung *96*
Rosenhaupt, Hans W. 195–242
– Isolation in German Literature 201
Rosenhaupt, Heinrich 217
Rosenhaupt, Heinz-Peter 242
Rosenhaupt, Maureen 217
Ruthenberg, Alexander Gustaf Jan 208

Sabais, Heinz Winfried 100–15
– Das Goethejahr 1949 *103*
– Thomas Mann 75 Jahre alt *113 f.*

– Thomas Mann in Weimar *100 f.*, 101, 142, *146*
Said, Edward W.
– Orientalism 191
Saint-Saëns, Camille 191
Sandberg, Hans-Joachim
– Thomas Manns Schiller-Studien 49 f., *56*
Satoh, Kohichi
– Thomas Mann 279
Scharffenstein, Georg Friedrich *50*
Scheiffele, Eberhard
– Affinität und Abhebung 289
– Die Herausforderung der Kulturwissenschaften 291
Schestow, Leo 270
Schiller, Charlotte *46*
– Brief an ihren Sohn Ernst *23*
Schiller, Friedrich 23, 45–59, 100, 108, 114 f., 122, 124, *147*
– Brief an Friedrich Heinrich Jacobi 59
– Briefe 226
– Das Glück 52
– Jungfrau von Orleans *54*
– Don Karlos 45, 52
– Maria Stuart 52
– Die Räuber *50*
– Über die ästhetische Erziehung des Menschen 54
– Über naive und sentimentalische Dichtung 52 f.
– Die Verschwörung des Fiesko zu Genua 52
– Wallenstein *49*, 50, 52 f., 56 f.
Schings, Hans-Jürgen
– Das Haupt der Gorgone *57*
Schlegel, Friedrich 280
Schmidt, Christoph
– Eine unbekannte Quelle zu Thomas Manns „Der Zauberberg“ 73
Schmidt-Schütz, Eva
– Doktor Faustus 286
Schöll, Julia
– Joseph im Exil 169
Schönberg, Arnold 157, 164
Schommer, Paul
– Thomas Mann Chronik *103*, *161*, *172*, *262*
Schopenhauer, Adele 15, 19
Schopenhauer, Arthur 14, 47, 97
Schrenck-Notzing, Albert Freiherr von 220, 238
Schröter, Klaus
– Thomas Mann *131*
Schröter, Manfred 175 f., 190
Schuster, Gerhard 250
Schwab, Gustav
– Sagen des klassischen Altertums 185
Schwabe, Karl Leberecht
– Schillers Beerdigung 49, 52
Schwarz, Egon
– Thomas Manns „Mario und der Zauberer“ *184*
Schweitzer, Albert 130
Seghers, Anna 89
Semprún, Jorge 117 f.
– Buchenwald 117, 119
– Le grand voyage 117 f., 123
Shakespeare, William 46
Shaw, George Bernhard 33
Shawcross, Hartley 122
Shimao, Toshio 283
Shirakawa, Sam
– Furtwängler, der teuflische Maestro 288
Shitahodo, Ibuki
– Versuch über „Doktor Faustus“ 280, 287
Siefken, Hinrich
– Thomas Mann. Goethe – „Ideal der Deutschheit“ *11*, *130*
Sigismund, Volker 107 f., 110
Silva, Maria Luísa da 219
Simmel, Georg 247
– Über sociale Differenzierung 90
Slochower, Harry
– Thomas Mann's Joseph Story *234*
– Three Ways of Modern Man 234
Sorani, Aldo 237
Spengler, Oswald 97, 246, 248 f., 256
– Der Untergang des Abendlandes 249, 256
Sperry, Cynthia 31 f., 35 f.

Sprecher, Thomas
– Der göttliche Jüngling *32*
Staiger, Emil 119
Steinecke, Hartmut
– Romanpoetik von Goethe bis Thomas Mann 92
Starr, Kevin
– 1943: Zoot Suit, Embattled Dreams 165
Stifter, Adalbert 97
Storz, Gerhard
– Der Dichter Friedrich Schiller *58*
Strauss, Richard 113
Strich, Fritz 49, 222
– Kunst und Leben *222*
– Schiller und Thomas Mann *49*
– Schiller 49f.
Suhrkamp, Peter 141
Suzaki, Keizo
– Ironie und Deutschtum 280
– Thomas Mann. Mythos und Ironie 280, 284

Takahash, Yoshitaka
– Die moderne Deutsche Literatur 279
Takei, Yuhshiroh
– Ästhetik der Zeit 279
Tamura, Kazuhiko
– Auf den „Zauberberg" steigen 281
Temple, George 160
Theilhaber, Aaron
– Goethes Sexus und Eros 12, 14
Thiess, Frank 145
Thurn und Taxis-Hohenlohe, Marie von 225
Tillinger, Eugene 172
Tolstoi, Lew Nikolajewitsch 33
Tomoda, Kazuhide
– Thomas Mann und die 20er Jahre 280
Torberg, Friedrich 164
Torhorst, Marie 104, 107, 109
Toscanini, Arturo 135, 143, 164
Trommler, Frank 87
Truman, Harry S.
Tschaikowsky, Pjotr Iljitsch 159
Tsuji, Kunio 283
– Thomas Mann 283
Tucholsky, Kurt *35*
– Deutschland, Deutschland über alles 76
– Hitler und Goethe 119
Turck, Eva-Monika
– Fotografie wird Literatur *71*

Unruh, Fritz von 135, 143

Vaget, Hans Rudolf
– Seelenzauber *74*
– Thomas Mann. Kommentar zu sämtlichen Erzählungen *57*
– Thomas Mann und James Joyce 171
– Vorzeitiger Antifaschismus *172*
Veit, Hermann 135

Wagner, Anton
– Los Angeles 162
Wagner, Richard 46f., 52, 125f., 159, *232*, 282
Wahl, Volker
– Der Schriftsteller Theodor Plievier in Weimar 103
– Thomas Mann in Weimar und Jena von 1910 bis 1955 *99*
Waki, Keihei
– Die Intellektuellen und die Politik 1914–1933 279f.
Wallace, Henry A. 159
Walser, Martin *38*, 118, 280, 284, 286
– Ein liebender Mann 25
– Ironie als höchstes Lebensmittel 284
Walter, Bruno 158, 164, 232, 287
Wassermann, Jacob 73, *251*
Weber, Max
– Die protestantische Ethik oder der Geist des Kapitalismus *87*
– Wirtschaft und Gesellschaft *87*
Wefing, Heinrich
– Das Haus des Zauberers 168
– Weimar am Pazifik *158*
Wegwitz, Paul 253
Weinstock, Heinrich
– Pelagianischer Heroismus *59*

Weissberg, Marianne
– Kill Bill! 38
Wentzlaff-Eggebert, Friedrich-Wilhelm
– Schillers Weg zu Goethe *58*
Werfel, Franz 163, *251*
Wessling, Berndt W.
– Furtwängler. Eine kritische Biographie 288
Westermeier, Franz 32, *34*, 37, 41 f.
Whitman, Walt 67
Wiedemann, Hans 115
Wiese, Benno von
– Friedrich Schiller *56*, *58*
– Schiller *58*
Wilhelm II. 222
Wilson, Thomas Woodrow 251, 260 *f.*
Wimmer, Ruprecht
– Thomas Manns langer Abschied von Amerika 172
Wißkirchen, Hans
– Der Einfluß Heinrich Manns auf den „Zauberberg“ *85*
– Zeitgeschichte im Roman 85
Wolf, Hugo 170
Wolff, Kurt 63, *77*
Wolffheim, Hans 247
Wolfskehl, Karl 220
Wolzogen, Wilhelm von *50*

Yagi, Hiroshi 284
Yamaguchi, Yutaka
– Heinrich Mann 281
Yoshida, Jiroh
– Einführung in die Thomas Mann-Literatur 279

Zander, Peter
– Thomas Mann im Kino *71*, *74*, *238*
– Kino im Roman der Weimarer Republik *74*
Zeller, Bernhard *246*, 254, *256*
Zeller, Regine
– Cipolla und die Masse *186 f.*
Zelter, Carl Friedrich 170
Ziegler, Leopold 130, *261*
– Gestaltwandel der Götter 252
Ziegler, Theobald 48
Zima, Peter V.
– Komparatistik *290*
– Moderne, Postmoderne 94
Zischler, Hanns
– Nase für Neuigkeiten *95*
Živojinović, Branimir
– Ivo Andrić und die deutsche Literatur 265 f.
Zuckmayer, Carl
– Hauptmann von Köpenick 226
Zweig, Stefan 247
– Sternstunden der Menschheit 25

Die Autorinnen und Autoren

Gregor Ackermann, Augustastr. 60, 52070 Aachen.

Prof. Dr. Peter-André Alt, Freie Universität Berlin, Institut für Deutsche und Niederländische Philologie Fachbereich Philosophie und Geisteswissenschaften, Direktor Dahlem Research School, Habelschwerdter Allee 45, 14195 Berlin.

Prof. Dr. Ehrhard Bahr, Distinguished Professor Emeritus of German, Department of Germanic Languages, 212 Royce Hall, University of California, Los Angeles, CA 90095–1539, USA.

Prof. Dr. Sabina Becker, Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, Deutsches Seminar II, Platz der Universität 3, 79085 Freiburg.

Prof. Dr. Walter Delabar, Gellertstr. 46, 30175 Hannover.

Prof. Dr. Yahya Elsaghe, Universität Bern, Institut für Germanistik, Unitobler, Länggassstr. 49, CH-3000 Bern 9.

Dr. Philipp Gut, Ressortleiter Kultur und Gesellschaft „Die Weltwoche", Förrlibuckstr. 70, Postfach, CH-8021 Zürich.

Dr. jur Dr. phil h. c. Niels Hansen, Frankenstraße 1, 53175 Bonn.

Prof. Dr. Hermann Kurzke, Universität Mainz, Deutsches Institut, 55099 Mainz.

Prof. Dr. Friedhelm Marx, Otto-Friedrich-Universität Bamberg, Lehrstuhl für Neuere deutsche Literaturwissenschaft, An der Universität 5, 96045 Bamberg.

Ibuki Shitahodo, Waseda University, School of letters, Arts and Sciences, 1–24–1 Tojama, Shinjuku Tokyo, 162–8644, Japan.

Dr. Thomas Sprecher, Thomas-Mann-Archiv der ETH Zürich, Schönberggasse 15, CH-8001 Zürich.

Prof. Dr. Eberhard Scheiffele, 247–19 Nogawa, Miyamae-Ku 216–0001 Kawasaki-Shi, Japan.

Dr. László V. Szabó, Pannonische Universität Veszprém, Germanistisches Institut, Pf. 158, Füredi u. 2., H-8201 Veszprém, Ungarn.

Prof. Dr. Ivo Tartalja, Vojvode Dobrnja 30, 11000 Beograd, Serbien.

Prof. Dr. Irmela von der Lühe, Freie Universität Berlin, Habelschwerdter Allee 45, 14195 Berlin.

Prof. Dr. Volker Wahl, Paul-Schneider-Straße 33 A, 99425 Weimar.

Prof. Dr. Armin Wishard, Colorado College, German/Russian & East Asian Languages, 14 East Cache La Poudre Street, Colorado Springs, Colorado 80903–3298, USA.

Auswahlbibliographie 2007–2008

zusammengestellt von Thomas Sprecher und Gabi Hollender

1. Primärliteratur

Mann, Thomas: „das deutsche Wort in aller Freiheit zu führen“: Thomas Mann an den Dekan der Philosophischen Fakultät der Universität Bonn (1937), kommentiert von Rolf-Bernhard Essig, in: Essig, Wer schweigt, wird schuldig!, S. 159–172.

Mann, Thomas: Frühe Erzählungen 1893–1912, hrsg. und textkritisch durchgesehen von Terence J. Reed unter Mitarbeit von Malte Herwig, Kommentar von Terence J. Reed unter Mitarbeit von Malte Herwig, 2. Auflage, Frankfurt/Main: S. Fischer 2008 (= Grosse kommentierte Frankfurter Ausgabe, Thomas Mann, Bd. 2.1 und 2.2), 604 S. und 604 S.

Mann, Thomas: München leuchtete: ein Bekenntnis, mit einer Einführung von Joachim Kaiser, München: Süddeutsche Zeitung 2008 (= Süddeutsche Zeitung, Bibliothek, Bd. 15), 234 S.

Mann, Katia: „Liebes Rehherz“: Briefe an Thomas Mann, 1920–1950, im Anhang: Thomas Mann: Zwei Schreiben an Katia Mann, hrsg. und kommentiert von Inge Jens, München: Peniope 2008 (= Thomas-Mann-Schriftenreihe, Fundstücke, Bd. 4), 165 S.

Mann, Monika: Das fahrende Haus: aus dem Leben einer Weltbürgerin, hrsg. von Karin Andert, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt-Taschenbuch-Verlag 2007 (= Rororo, Bd. 24513), 364 S.

2. Sekundärliteratur

Appelfeld, Aharon: The bible and Thomas Mann, in: Papst, Vom weltläufigen Erzählen, S. 63–71.

Armbrust, Heinz J. und Heine, Gert: Wer ist wer im Leben von Thomas Mann?: ein Personenlexikon, Frankfurt/Main: Klostermann 2008, 345 S.

Bal, Mieke: Loving Yusuf: conceptual travels from present to past, Chicago: The University of Chicago Press 2008 (= Afterlives of the Bible), 250 S.

Bartl, Andrea und Magen, Antonie (Hrsg.): Auf den Schultern des Anderen: Festschrift für Helmut Koopmann zum 75. Geburtstag, Paderborn: Mentis 2008, 331 S.

Bassewitz, Gert von: Auf den Spuren von Thomas Mann, 2. überarbeitete Auflage, Hamburg: Ellert & Richter 2007, 95 S.

Benn, Gottfried: „ich erkläre mich ganz persönlich für den neuen Staat“: Gottfried Benn an Klaus Mann und die emigrierten deutschen Schriftsteller (Deutsche Allgemeine Zeitung 25.5.1933), kommentiert von Reinhard Martin Georg Nickisch, in: Essig, Wer schweigt, wird schuldig!, S. 139–152.

Berger, Andreas: „Schluss mit den Idyllen!“: Parallelen des Untergangs in Wilhelm Raabes „Akten des Vogelsangs“ und Thomas Manns „Doktor Faustus“, Bad Schwartau: Literarische Tradition 2007 (= Literarische Tradition), 51 S.

Bernsmeier, Helmut: Thomas Mann, „Buddenbrooks“, Stuttgart: Reclam 2008 (= Reclams Universal-Bibliothek, Lektüreschlüssel für Schülerinnen und Schüler, Bd. 15396), 96 S.

Bigge, Barbara: „ … allerlei Sonstiges … „: auf den Spuren des „Zauberberg“ von Thomas Mann im Prosawerk Max Frischs, Essen: Universität 2007, 236 S.

Blöcker, Karsten: Emma Plühr und „Der Zauberberg“: Entdeckungen am Rande der Thomas-Mann-Forschung in Weimar, in: Die grosse Stadt, Jg. 1, H. 4, 2008, S. 262–294.

Blöcker, Karsten: Der Streit zwischen Thomas Mann und Arnold Schönberg um die Erfindung der Zwölftonmusik, in: Weber, Literatur, Recht und Musik, S. 113–125.

Boa, Elisabeth: Mann, „Buddenbrooks“, in: Hutchinson, Landmarks in the German novel, S. 99–115.

Börnchen, Stefan und Liebrand, Claudia (Hrsg.): Apokrypher Avantgardismus: Thomas Mann und die klassische Moderne, Paderborn: Fink 2008, 333 S.

Börnchen, Stefan: „Die Ordnung lässt zu wünschen übrig.“: Chaos und Gesetz in der Schule der „Buddenbrooks“, in: Börnchen, Apokrypher Avantgardismus, S. 67–115.

Borchmeyer, Dieter: Musik im Zeichen Saturns: Melancholie und Heiterkeit in Thomas Manns Doktor Faustus, in: Düsing, Edith (Hrsg.): Geist und Literatur: Modelle in der Weltliteratur von Shakespeare bis Celan, Würzburg: Königshausen & Neumann 2008 (= Geist und Seele, Bd. 4), S. 285–326.

Braches, Ernst: Der Tod in Venedig: Kommentar zum ersten Kapitel, Overveen: Braches 2008, 149 S.

Braches, Ernst: Der Tod in Venedig: Thomas Mann, Arbeitsnotizen, Overveen: Braches 2008, 86 S.

Breloer, Heinrich: Thomas Manns „Buddenbrooks“: ein Filmbuch: mit Auszügen aus dem Drehbuch von Heinrich Breloer und Horst Königstein, Frankfurt/Main: S. Fischer 2008, 383 S.

Brenner, Michael: „Wir haben einander böses Blut gemacht“: Thomas Manns Wahrnehmung des Jüdischen während seiner Münchner Jahre, in: Heisserer, Thomas Mann in München IV, S. 1–35.

Bronsema, Carsten: Thomas Manns Roman „Der Erwählte“: eine Untersuchung zum poetischen Stellenwert zu Sprache, Zitat und Wortbildung, Osnabrück: Universität Osnabrück online [2008], 252 S.

Bub, Stefan: Phonograph und Grammophon bei Thomas Mann und Michel Leiris, in: KulturPoetik, Jg. 8, H. 1, 2008, S. 60–70.

Butter, Michael: Chiffre für den Modernismus oder postmodernistischer Autor: Thomas Mann aus der Sicht eines Amerikanisten, in: Börnchen, Apokrypher Avantgardismus, S. 51–66.

Chiarini, Paolo: Thomas Mann e il „Faust“: modernità come parodia del classico, in: Humanitas: rivista mensile di cultura, Jg. 62, H. 5–6, 2007, S. 1066–1080.

Cohn, Dorrit: Telling timelessness in „Der Zauberberg“, in: Vaget, Thomas Mann's „The Magic Mountain“, S. 201–218.

Cronau, Frank: Wie Thomas Mann Tscheche und „Agitator“ wurde … , Berlin: Spotless-Verlag 2008 (= Spotless-Reihe, Bd. 206), 96 S.

Dean, Martin R.: Der Flügelschlag eines brasilianischen Schmetterlings: Felix Krull als Modell weltläufigen Erzählens, in: Papst, Vom weltläufigen Erzählen, S. 73–79.

Delabar, Walter: Der Autor als Repräsentant, Thomas Mann als Star: Aufstieg und Niedergang der öffentlichen Funktion des Autors im 20. Jahrhundert, in: Grimm, Gunter E. (Hrsg.): Schriftsteller-Inszenierungen, Bielefeld: Aisthesis 2008, S. 87–102.

Dierks, Manfred: Blatt Ia/20 in der XI. Mappe: was ich Thomas Mann, Freud und diesem Blatt verdanke, in: Mauser, Wolfram (Hrsg.): Literatur und Psychoanalyse: Erinnerungen als Bausteine einer Wissenschaftsgeschichte, Würzburg: Königshausen & Neumann 2008, S. 173–190.

Dierks, Manfred: „Buddenbrooks“ und die kapitalistische Moderne, in: Sprecher, „Was war das Leben? Man wusste es nicht!“, S. 111–126.

Dierks, Manfred: Invaliden der Moderne: Pierre Janet, Thomas Mann und die Ich-Psychologie, in: Hagestedt, Literatur als Lust, S. 17–30.

Dietl, Johannes: Der Tod – „ein grosses Mittel des Lebens“?: Thomas Mann: „Die Betrogene“, in: Gellner, Christoph (Hrsg.): Herzstücke: Texte, die das Leben ändern: ein Lesebuch zu Ehren von Karl-Josef Kuschel zum 60. Geburtstag, Düsseldorf: Patmos 2008, S. 141–148.

Dittmann, Britta und Wißkirchen, Hans (Hrsg.): Das Buddenbrookhaus, Lübeck: Schmidt-Römhild 2008, 109 S.

Dittmann, Britta: Buddenbrooks heute, in: Wißkirchen, Die Welt der Buddenbrooks, S. 187–249.

Dittmann, Britta: Geschichte des Buddenbrookhauses: ein Kaufmannshaus, in: Wisskirchen, Die Welt der Buddenbrooks, S. 144–186.
Dittmann, Britta: Von den Manns zu den Buddenbrooks: 1841–2008, in: Dittmann, Das Buddenbrookhaus, S. 82–85.
Downing, Eric: Photography and Bildung in „The Magic Mountain", in: Vaget, Thomas Mann's „The Magic Mountain", S. 45–70.
Ecker, Hans-Peter: Die Eröffnung des Spiels, in: Hagestedt, Literatur als Lust, S. 31–37.
Egli, Alfred: Thomas Manns Küsnachter Jahre 1933–1938 (I), in: Küsnachter Jahrheft, Jg. 47, 2007, S. 92–100.
Egli, Alfred: Thomas Manns Küsnachter Jahre 1933–1938 (II), in: Küsnachter Jahrheft, Jg. 48, 2008, S. 81–87.
Eickhölter, Manfred: Ein Lübecker wird Autor von Weltgeltung: Thomas Mann und Lübeck, in: Wisskirchen, Die Welt der Buddenbrooks, S. 114–143.
Eickhölter, Manfred: Die Stadt Lübeck in „Buddenbrooks": Romangeschehen und Ort der Handlung, in: Wisskirchen, Die Welt der Buddenbrooks, S. 61–113.
Eigen, Manfred: Thomas Mann, Erwin Schrödinger und die moderne Biologie, in: Sprecher, „Was war das Leben? Man wusste es nicht!", S. 13–29.
Elsaghe, Yahia A.: Apokryphe Juden und apokryphe Antisemitismen in Thomas Manns späterem und spätestem Erzählwerk, in: Börnchen, Apokrypher Avantgardismus, S. 225–242.
Elsaghe, Yahya A.: Die kleinen Friedemänner: Familie und Geschlecht in Thomas Manns frühesten Erzählungen, in: Kanz, Christine (Hrsg.): Zerreissproben/Double Bind: Familie und Geschlecht in der deutschen Literatur des 18. und des 19. Jahrhunderts, Bern: eFeF-Verlag 2007 (= Gender-Wissen, Bd. 10), S. 159–180.
Elsaghe, Yahya A.: Vom blinden Genuss betäubender Düfte, in: Aurora: Magazin für Kultur, Wissen und Gesellschaft, online, 1.9.2007, 6 S.
Elsner, Norbert: Von Haupt und Gliedern: Gedanken über Thomas Manns Erzählung „Die vertauschten Köpfe", in: Sprecher, „Was war das Leben? Man wusste es nicht!", S. 127–156.
Essig, Rolf-Bernhard (Hrsg.): Wer schweigt, wird schuldig!: offene Briefe von Martin Luther bis Ulrike Meinhof, Göttingen: Wallstein 2007, 270 S.
Ette, Wolfram: Thomas Mann, Joseph und seine Brüder (1933–1943), in: Junkerjürgen, Ralf (Hrsg.): Klassische Romane Europas in Einzeldarstellungen, Hamburg: Kovac 2007 (= Schriftenreihe Schriften zur Literaturgeschichte, Bd. 8), S. 247–277.
Fest, Joachim: Die unwissenden Magier: über Thomas und Heinrich Mann, in: Fest, Joachim: Flüchtige Größe: gesammelte Essays über Literatur und Kunst, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 2008, S. 33–122.

Flasskamp, Mathias: Vom Bund mit dem Bösen: eine untersuchende Betrachtung der Teufelspaktstrukturen vom Volksbuch über Goethes Faust bis Thomas Manns „Doktor Faustus“, Saarbrücken: VDM 2008, 79 S.

Forasacco, Denis: Savonarola als Maske der Krise bei Thomas Mann, in: Forasacco, Denis: Girolamo Savonarola in der deutschen Dichtung um 1900: zwischen fiktivem Archetypus und Projektionsfigur der Krise, Hamburg: Kovac 2008 (= Schriftenreihe Studien zur Germanistik, Bd. 26), S. 257–347.

Foucart, Claude: Thomas Mann face à Theodor Fontane: le triomphe de „l'immortalité“ de l'âge sur une „vie sans grandeur“, in: Paillard, Marie-Christine (Hrsg.): Admirable tremblement du temps: le vieillir le créer, Clermont-Ferrand: Presses Universitaires Blaise Pascal 2008 (= Cahiers de recherches du CRLMC), S. 239–249.

Frickel, Daniela Anna: Thomas Mann und andere „kritische“ Beziehungen zu Schriftstellern, in: Frickel, Daniela Anna: Adele Gerhard (1868–1956): Spuren einer Schriftstellerin, Köln: Böhlau 2007 (= Literatur und Leben, Bd. 70), S. 286–297.

Füllmann, Rolf: „Unordnung und frühes Leid“: die tiefe Kluft zwischen den Generationen nach 1914 bei Thomas Mann und seinem Umfeld, in: Füllmann, Rolf: Alte Zöpfe und Vatermörder: Mode- und Stilmotive in der literarischen Inszenierung der historisch-politischen Umbrüche von 1789 und 1914, Bielefeld: Aisthesis 2008, S. 386–465.

Gasser, Markus: „Buddenbrooks“ – Die Wirklichkeit des Realismus, in: Gasser, Markus: Die Sprengung der platonischen Höhle: Roman und Philosophie im Widerstreit, Göttingen: Wallstein 2007, S. 29–39.

Gockel, Heinz: Deutsche Geistesgeschichte und Faschismus: zu Thomas Manns Doktor Faustus, in: Bartl, Auf den Schultern des Anderen, S. 203–213.

Goebel, Eckart: Tierische Transzendenz: „Herr und Hund“, in: Börnchen, Apokrypher Avantgardismus, S. 307–327.

Görner, Rüdiger: Das Medium welcher Botschaft?: Oder: Wovon die Musik bei Thomas Mann erzählt, in: Poppe, Literarische Medienreflexionen, S. 124–136.

Grabowsky, Dennis: Vorzugskind des Himmels: Aspekte der Ironie in Thomas Manns „Felix Krull“, Marburg: Tectum 2008, 107 S.

Grenville, Anthony: „Linke Leute von rechts“: Thomas Manns Naphta and the ideological confluence of radical right and radical left in the early years of the Weimarer Republic, in: Vaget, Thomas Mann's „The Magic Mountain“, S. 143–170.

Grisko, Michael: Die Karriere des Buddenbrookhauses: vom Bürgerhaus zum Haus von einiger Bedeutung, in: Dittmann, Das Buddenbrookhaus, S. 28–32.

Gruber, Ulrich: „Okkulte Erlebnisse“: der Arzt, Zoologe, Skipionier und Bergsteiger sowie Parapsychologe Professor Dr. Karl Gruber als Nachbar Thomas Manns, in: Heisserer, Thomas Mann in München IV, S. 111–153.

Gumbrecht, Hans Ulrich: Scirocco: über Stimmung und Modernität von Thomas Manns „Der Tod in Venedig“, in: Börnchen, Apokrypher Avantgardismus, S. 299–306.

Gut, Philipp: Thomas Mann: „Die Bekenntnisse des Hochstaplers Felix Krull“, in: Ebel, Martin (Hrsg.): Nackt gebadet, gejauchzt bis zwölf: Weltliteratur in Zürich – 50 Porträts, München: Nagel & Kimche 2007, S. 150–152.

Gut, Philipp: Thomas Manns Idee einer deutschen Kultur, Frankfurt/Main: S. Fischer 2008, 460 S.

Haas, Alois M.: „Leben selbst ist Sterben und dennoch Wachstum“: Thomas Mann zwischen Décadence und Epiphanie, in: Papst, Vom weltläufigen Erzählen, S. 81–108.

Häckermann, Ursula (Hrsg.): This amazing family: Schüler erzählen von den Manns, Lübeck: Dräger 2008, 64 S.

Hagen, Carolin: Deutsche Gegenpropaganda im Auslandshörfunk: Motive, Ziele und Wirkungsweise am Beispiel von Thomas Mann und Paul Tillich, Saarbrücken: VDM 2008, 56 S.

Hagestedt, Lutz (Hrsg.): Literatur als Lust: Begegnungen zwischen Poesie und Wissenschaft: Festschrift für Thomas Anz zum 60. Geburtstag, München: belleville 2008 (= Reihe Theorie und Praxis der Interpretation, Bd. 6), 423 S.

Hamacher, Bernd: Zauber des Letzten – Zauber des Ersten?: Epigonalität, Avantgardismus und das Problem der Kreativität – in der Moderne und bei Thomas Mann, in: Börnchen, Apokrypher Avantgardismus, S. 29–50.

Hawkes, David: Modernist Fausts, in: Hawkes, David: The Faust myth: religion and the rise of representation, New York: Palgrave Macmillan 2007, S. 167–195.

Hebekus, Uwe (Hrsg.): Die Souveränität der Literatur: zum Totalitären der Klassischen Moderne 1900–1933, München: Fink 2008, 477 S.

Heißerer, Dirk: In kleinen Junggesellenwohnungen: wo Thomas Mann Buddenbrooks schrieb, in: Heißerer, Dirk: Wo die Geister wandern: literarische Spaziergänge durch Schwabing, München: Beck 2008 (= Beck’sche Reihe, Bd. 1847), S. 89–109.

Heißerer, Dirk: Der „Lieder-Möller“: zu einer Figur in „Unordnung und frühes Leid“, in: Heißerer, Thomas Mann in München IV, S. 155–182.

Heißerer, Dirk: Noch einmal zur „fatalen Illustrationssache“: ein unbekannter Brief Thomas Manns an Samuel Fischer und eine Lesung in Bremen (1925), in: Heißerer, Thomas Mann in München IV, S. 189–202.

Heißerer, Dirk (Hrsg.): Thomas Mann in München IV: Vortragsreihe Sommer

2006, München: Peniope 2008 (= Thomas-Mann-Schriftenreihe, Bd. 7), 218 S.

Heißerer, Dirk: Unterwegs im „Lebensbuch“: München in Thomas Manns Roman „Doktor Faustus“, in: Hirmer, Simone (Hrsg.): München lesen: Beobachtungen einer erzählten Stadt, Würzburg: Königshausen & Neumann 2008, S. 109–125.

Heißerer, Dirk: Zwischen Despotie und Demokratie: Thomas Manns „Villino“ in Feldafing und der „Zauberberg“, in: Oberreuter, Thomas Mann, die Deutschen und die Politik, S. 105–114.

Herwig, Malte: Tod und Verklärung: Thomas Mann und seine ärztlichen Kritiker, in: Sprecher, „Was war das Leben? Man wusste es nicht!“, S. 31–49.

Herwig, Malte: The „Magic Mountain malady“: „Der Zauberberg“ and the medical community, in: Vaget, Thomas Mann‘s „The Magic Mountain“, S. 245–264.

Hinrichsen, Jens: Kostümgeschichten „Buddenbrooks“: zwei Verfilmungen des Romans von Thomas Mann, in: Film-Dienst, Jg. 60, H. 10, 2007, S. 46–47.

Hölter, Achim: Amnesien auf dem Zauberberg und anderswo: Überlegungen zu einer Poetik des narrativen Vergessens, in: Bolln, Frauke (Hrsg.): Europäische Memoiren: Festschrift für Dolf Oehler, Göttingen: V & R Unipress 2008, S. 81–107.

Hutchinson, Peter (Hrsg.): Landmarks in the German novel, Bern: Lang 2007 (= British and Irish studies in German language and literature, Bd. 45), 237 S.

Jahraus, Oliver: Anspruch auf Modernität und traditionelle Gebundenheit: Thomas Mann: „Der Zauberberg“ (1924), in: Luserke, Deutschsprachige Romane der klassischen Moderne, S. 179–210.

Jannidis, Fotis: „Unser moderner Dichter“: Thomas Manns „Buddenbrooks. Verfall einer Familie“ (1901), in: Luserke, Deutschsprachige Romane der klassischen Moderne, S. 47–72.

Jasper, Willi: Thomas und Heinrich Mann: ein deutscher Bruderzwist, in: Oberreuter, Thomas Mann, die Deutschen und die Politik, S. 83–92.

Joachimsthaler, Jürgen: Thomas Mann: Abgrund und Haltung, in: Ruchniewicz, Krzysztof (Hrsg.): Die höchste Ehrung, die einem Schriftsteller zuteil werden kann, Dresden: Neisse-Verlag 2007, S. 145–172.

Joy, Stephen: Open wide!: an oral examination of Thomas Mann‘s early fiction, in: German life & letters, Jg. 60, H. 4, 2007, S. 467–480.

Karthaus, Ulrich: Die Freiheit des „Unpolitischen“: der Künstler im Reich der machtgeschützten Innerlichkeit, in: Oberreuter, Thomas Mann, die Deutschen und die Politik, S. 9–24.

Klugkist, Thomas: Thomas Manns Recht und Ordnung, in: Neue juristische Wochenschrift, Jg. 60, H. 10, 2007, S. 648–652.

Knobloch, Hans-Jörg: Aschenbachs Träume: Vision und Mythos in Thomas Manns „Tod in Venedig", in: Knobloch, Hans-Jörg: Endzeitvisionen: Studien zur Literatur seit dem Beginn der Moderne, Würzburg: Könighausen & Neumann 2008, S. 79–90.

Kodjio Nenguie, Pierre: Thomas Mann und die beiden totalitären Diskurse des Judentums: Überlegungen zu seinen publizistischen Schriften (1907–1933), in: Revista de filología alemana, Jg. 15, 2007, S. 75–84.

Kohns, Oliver: Die Verhandlung der Moderne in Thomas Manns „Wälsungenblut", in: Börnchen, Apokrypher Avantgardismus, S. 161–185.

Kommer, Björn R.: „Es stand, eingeschlossen von den Nachbarhäusern, die sein Giebel überragte, grau und ernst … „: Mengstr. 4: 1758–1841, in: Dittmann, Das Buddenbrookhaus, S. 60–65.

Kontje, Todd Curtis: Modern masculinities on the „Magic Mountain", in: Vaget, Thomas Mann's „The Magic Mountain", S. 71–93.

Konzett, Melanie: The dilemma of intellectual opposition: a comparative analysis of the struggle for humanity and aesthetics in the writings of Virginia Woolf and Thomas Mann, Saarbrücken: VDM 2008, 63 S.

Koopmann, Helmut: Aus einem in Davos wieder aufgetauchten Kapitel des Zauberberg, in: Sprecher, „Was war das Leben? Man wusste es nicht!", S. 269–272.

Koopmann, Helmut: Imitation, Mutation, Evolution: Steuern Lebensprozesse das Erzählen?, in: Sprecher, „Was war das Leben? Man wusste es nicht!", S. 91–110.

Koopmann, Helmut: Sein und Zeit – Thomas Manns „Joseph und seine Brüder": Festvortrag zu Ehren von Prof. Dr. Rolf Kruse aus Anlass seines 80. Geburtstages, Kork: [s. n.] 2008, 26 S.

Koopmann, Helmut: „Tiefste Heimat ist ja der Osten …": eine Literaturreise mit Thomas Mann entlang der Ostsee nach Polen, ins Baltikum und nach Russland, [Mainz]: Edition Lingua & Cultura 2008, 172 S.

Koptzew, Iwan: Zur Pragmatik der sprachlichen Kontakte in einem schöngeistigen Text (am Beispiel der Novelle von Thomas Mann „Mario und der Zauberer"), in: Katny, Andrzej: Slawisch-nichtschlawische Sprachkontakte: in dia- und synchronischer Sicht, Olecko: Wszechnica Mazurska 2007 (= Studia językoznawczeWszechnicy Mazurskiej), S. 243–250.

Krepold, Christian: „Pessimistischer Moralismus" und „üppiger Ästhetizismus": Thomas Manns d'Annunzio-Rezeption im Lichte der Rivalität mit dem Bruder, in: Krepold, Susanne (Hrsg.): Schön und gut?: Studien zu Ethik und Ästhetik in der Literatur, Würzburg: Königshausen & Neumann 2008, S. 131–156.

Krummacher, Hans-Henrik: „ … welch buchenswertes Ereignis": Begegnung

mit Thomas Mann in Weimar im Jahre 1949 – ein Erinnerungsbericht, in: Die grosse Stadt, Jg. 1, H. 4, 2008, S. 295–299.

Kuckart, Judith: Nachrichten aus L. A., in: Papst, Vom weltläufigen Erzählen, S. 137–152.

Kühnel, Jürgen: Hayavadana: „Returned with thanks.": zu Girish Karnads Dramatisierung von Thomas Manns Erzählung „Die vertauschten Köpfe", in: Hermann, Iris (Hrsg.): Durchquerungen: für Ralf Schnell zum 65. Geburtstag, Heidelberg: Winter 2008 (= Reihe Siegen, Germanistische Abteilung, Bd. 160), S. 179–189.

Kwirikadse, Nino: Verfall und Wagnersche Musik in Thomas Manns Buddenbrooks, in: Hillenbrand, Rainer (Hrsg.): Deutsche Romantik: Ästhetik und Rezeption: Beiträge eines internationalen Kolloquiums an der Zereteli-Universität Kutaissi 2006, München: Iudicium 2008 (= Schriftenreihe des Instituts für Deutsch als Fremdsprachenphilologie, Bd. 7), S. 187–194.

Lange-Kirchheim, Astrid: Maskerade und Performanz – vom Stigma zur Provokation der Geschlechterordnung: Thomas Manns „Der kleine Herr Friedemann" und „Luischen", in: Börnchen, Apokrypher Avantgardismus, S. 187–224.

Lehnert, Herbert: Nebenfiguren in der Biographie Thomas Manns: review article, in: Orbis litterarum, Jg. 63, H. 4, 2007, S. 335–353.

Leśniak, Sławomir: Tomasz Mann, Max Rychner, Hugo von Hofmannsthal i Rudolf Kassner: (Przyczynek do typologii form eseistycznych), in: Studia Niemcoznawcze, Jg. 36, 2007, S. 213–224.

Leyh-Griesser, Frowine: Krankheitszeichen – Deutung und Bedeutung im Romanwerk von Thomas Mann: Bekenntnisse eines Lesers zu Thomas Mann als Schriftsteller, in: Sprecher, „Was war das Leben? Man wusste es nicht!", S. 69–89.

Liebrand, Claudia: Im Kabinett der Spiegel: Masken- und Signifikantenspiele, Memoria und Genre in Thomas Manns „Lotte in Weimar", in: Börnchen, Apokrypher Avantgardismus, S. 267–298.

Lin, Jingzhong: Der Künstler als Vertreter der Dekadenz: die Dekadenzproblematik des Künstlers, in: Lin, Jingzhong: Der Künstler am Scheideweg: das Bild des Künstlers in der deutschen Erzählkunst seit der Romantik, München: Iudicium 2008 (= Schriftenreihe des Instituts für Deutsch als Fremdsprachenphilologie, Bd. 8), S. 161–222.

Lindner, Jutta: „Memento vivere": zu Thomas Manns Orientierung an Goethe, in: Sprecher, „Was war das Leben? Man wusste es nicht!", S. 205–224.

Linke, Daniel: „Ganz nordisch gestimmt …": Jens Peter Jacobsens Einfluss auf das Frühwerk Thomas Manns, Marburg: Tectum 2008, 198 S.

Lochner, Eberhard von: „Gottessorge" und „üble Erlösung": Geschichts- und

Religionsphilosophie bei Thomas Mann und Oswald Spengler 1918–1933, in: Heisserer, Thomas Mann in München IV, S. 37–69.

Loetscher, Hugo: Immer wieder Thomas, in: Papst, Vom weltläufigen Erzählen, S. 123–135.

Lohmeier, Anke-Marie: „Gottesvernunft": über Thomas Manns „Joseph und seine Brüder" und über den Vergleich als Methode herauszufinden, was Humanität ist, in: Schmitz-Emans, Monika (Hrsg.): Komparatistik als Humanwissenschaft: Festschrift zum 65. Geburtstag von Manfred Schmeling, Würzburg: Königshausen & Neumann 2008, S. 117–128.

Lorenzen-Peth, Jennifer: Erzählperspektive und Selbstreflexion in Thomas Manns Erzählungen: Sinnkonstitution und Sinndestruktion, Kiel: Ludwig 2008, 373 S.

Lützeler, Paul Michael: Die Europa-Asien-Diskussion in Thomas Manns „Zauberberg", in: Magerski, Moderne begreifen, S. 193–203.

Luserke, Matthias (Hrsg.): Deutschsprachige Romane der klassischen Moderne, Berlin: de Gruyter 2008, 422 S.

Maar, Michael: Der Teufel in Thomas Mann: sein Werk ist spielerisch, skeptisch und voller Ironie: dahinter aber kommt das Dunkle zum Vorschein: der Leibhaftige, mit dem der grosse Romancier zeit seines Lebens rang, in: Weltwoche, H. 10, 2007, S. 60–65.

Maar, Michael: Der Teufel möglicherweise: Thomas Mann, in: Maar, Michael: Leoparden im Tempel: Andersen, Borges, Canetti, Chesterton, Kafka, Lampedusa, Mann, Musil, Nabokov, Powell, Proust, Woolf, Berlin: Berenberg 2007, S. 48–61.

Magerski, Christine (Hrsg.): Moderne begreifen: zur Paradoxie eines sozioästhetischen Deutungsmusters, Wiesbaden: Deutscher Universitäts-Verlag 2007 (= Literaturwissenschaft/Kulturwissenschaft), 473 S.

Maier, Hans: Das Gelächter des Herrn Kesselmeyer: Umwege zu Thomas Mann, in: Oberreuter, Thomas Mann, die Deutschen und die Politik, S. 93–104.

Malaguti, Simone: Wo sind Tommis Briefe?: Thomas Manns Verbindungen zu brasilianischen Intellektuellen, in: Alzamora, Geane (Hrsg.): Kulturdialoge Brasilien – Deutschland: Design, Film, Literatur, Medien, Berlin: edition tranvia 2008 (= Tranvia Sur, Bd. 19), S. 77–93.

Malkmus, Bernhard: The picaresque mode and economies of circulation, in: Ehland, Christoph (Hrsg.): Das Paradigma des Pikaresken = The paradigm of the picaresque, Heidelberg: Winter 2007 (= Germanisch-romanische Monatsschrift, Beih. 30), S. 179–200.

Marosi, Silvia: Über den Elfenbeinturm hinaus: Thomas Manns Schaffensphasen nach der Methode der Profiling-Abduktion mit ihren Instrumenten

Handschrift und modi operandi, St. Ingbert: Röhrig Universitätsverlag 2008 (= Mannheimer Studien zur Literatur- und Kulturwissenschaft, Bd. 45), 458 S.

Marquardt, Franka und Elsaghe, Yahya A.: Naphta and his ilk: Jewish characters in Manns „The Magic Mountain", in: Vaget, Thomas Mann's „The Magic Mountain", S. 171–199.

Marx, Friedhelm: Inzest: Grenze und Grenzüberschreitung bei Ulrike Draesner und Thomas Mann, in: Catani, Stephanie (Hrsg.): Familien, Geschlechter, Macht: Beziehungen im Werk Ulrike Draesners, Göttingen: Wallstein 2008 (= Poiesis, Bd. 2), S. 61–73.

Max, Katrin: Niedergangsdiagnostik: zur Funktion von Krankheitsmotiven in „Buddenbrooks", Frankfurt/Main: Klostermann 2008 (= Thomas-Mann-Studien, Bd. XL), 412 S.

McFarland, James: Theorie eines Romans, Roman einer Theorie: die Zusammenarbeit von Thomas Mann und Theodor W. Adorno am „Doktor Faustus", in: Hahn, Barbara (Hrsg.): Im Nachvollzug des Geschriebenseins: Theorie der Literatur nach 1945, Würzburg: Königshausen & Neumann 2007, S. 61–85.

Mehring, Reinhard: Friedrich Nietzsche, Thomas Mann und die Unterscheidung von Kultur und Politik, in: Sommer, Nietzsche – Philosoph der Kultur(en)?, S. 183–200.

Mennel, Dieter: „So weit die Pathologie, die Lehre von der Krankheit": Pathologisches bei Thomas Mann, in: Sprecher, „Was war das Leben? Man wusste es nicht!", S. 225–268.

Monti, Loretta:"La sagezza della polvere": Thomas Mann interprete di Schiller, in: Zenobi, Luca (Hrsg.): Friedrich Schiller 1805–2005: modello ideale o provocazione?: atti della giornata di studi, L'Aquila 31.5.2005, Manziana (Roma): Vecchiarelli 2007, S. 77–90.

Montiel, Luis: „Sie wären ein besserer Patient als der!": Thomas Mann und die klinische Medizin, in: Sprecher, „Was war das Leben? Man wusste es nicht!", S. 51–67.

Morgan, Peter: „Die Heimat meiner Seele": the significance of Pfitzners „Palestrina" for Thomas Manns „Doktor Faustus", in: Magerski, Moderne begreifen, S. 205–219.

Müller-Reisener, Charlotte: „Wenn der alte Fontane keine Geschichten macht …": die Bedeutung Fontanes für den jungen Thomas Mann, in: Müller-Reisener, Charlotte (Hrsg.): Im Blickfeld: Theodor Fontane und seine Zeit, Flensburg: Baltica-Verlag Glücksburg 2008, S. 147–195.

Müller-Salget, Klaus: Musik statt Literatur: Luchino Viscontis Filmversion von Thomas Manns Erzählung „Der Tod in Venedig", in: Neuhaus, Ste-

fan (Hrsg.): Literatur im Film: Beispiele einer Medienbeziehung, Würzburg: Könighausen & Neumann 2008 (= Film – Medium – Diskurs, Bd. 22), S. 143–156.

Müller-Völkl, Claudia: Thomas Mann, „Der Tod in Venedig", Paderborn: Schöningh 2008 (= Einfach deutsch, Unterrichtsmodell), 118 S.

Nenno, Nancy P.: Projections on blank space: landscape, nationality, and identity in „Der Zauberberg", in: Vaget, Thomas Mann's „The Magic Mountain", S. 95–122.

Neymeyr, Barbara: Das „grösste Ausstrahlungsphänomen der Geistesgeschichte": Stationen der Nietzsche-Rezeption im Werk Gottfried Benns, in: Sommer, Nietzsche – Philosoph der Kultur(en)?, S. 476–496.

Novotny, Dale Elena: Die Dynamik im Satz bei Thomas Mann und Hans Friedrich Blunck, in: Gesellschaft zur Förderung des Werkes von Hans Friedrich Blunck: Jahrbuch 2007, S. 50–56.

Oberreuter, Heinrich und Wimmer, Ruprecht (Hrsg.): Thomas Mann, die Deutschen und die Politik, München: Akademischer Verlag 2008, 115 S.

Odendahl, Johannes: Literarisches Musizieren: Wege des Transfers von Musik in die Literatur bei Thomas Mann, Bielefeld: Aisthesis 2008, 273 S.

Ogrzal, Timo: Le Vercune: das Problem „Freiheit" und die Spuren des Anderen in Thomas Manns Roman „Doktor Faustus", in: Kinzel, Ulrich (Hrsg.): An den Rändern der Moral: Studien zur literarischen Ethik: Ulrich Wergin gewidmet, Würzburg: Königshausen & Neumann 2008, S. 116–132.

Oszczudlowski, Szymon: Thomas Mann und die Frage der deutsch-französischen Beziehungen, in: Studia Niemcoznawcze, Jg. 36, 2007, S. 401–410.

Pabst, Reinhard: „Wie heisst die Platte"?: eine Anmerkung zu „Unordnung und frühes Leid", in: Heisserer, Thomas Mann in München IV, S. 183–189.

Panizzo, Paolo: Zur Schulung der Sprache: Nietzsche als Philosoph der Kultur im Zeitalter der Arbeit, in: Sommer, Nietzsche – Philosoph der Kultur(en)?, S. 443–451.

Papst, Manfred und Sprecher, Thomas (Hrsg.): Vom weltläufigen Erzählen: die Vorträge des Kongresses in Zürich 2006: [zum 50-Jahr-Jubiläum des Thomas-Mann-Archivs der ETH Zürich und der Thomas-Mann-Gesellschaft Zürich], Frankfurt/Main: Klostermann 2008 (= Thomas-Mann-Studien, Bd. XXXVIII), 200 S.

Poenaru, Vasile V.: Die Bedeutungsstruktur der Gestalt Gustav von Aschenbach in Thomas Manns „Der Tod in Venedig": wie ein Kunstwerk aus seinem Namen quillt, in: Zeitschrift der Germanisten Rumäniens, Jg. 15–16, H. 29–32, 2006–2007, S. 362–372.

Poppe, Sandra (Hrsg.): Literarische Medienreflexionen: Künste und Medien im

Fokus moderner und postmoderner Literatur, Berlin: Schmidt 2008 (= Philologische Studien und Quellen, Bd. 206), 293 S.

Ráb, Erika: Tagebücher und die Manns: der Vergleich der Tagebücher von Thomas Mann und des Films „Die Manns – Ein Jahrhundertroman" von Heinrich Breloer, Saarbrücken: VDM 2008, 51 S.

Rattner, Josef: Thomas Mann und seine Josephs-Romane, in: Rattner, Josef: Meister des grossen Humors: Entwürfe zu einer heiteren Lebens- und Weltanschauung, Würzburg: Königshausen & Neumann 2008, S. 267–282.

Riccobono, Maria Gabriella: Verga e i suoi autori nel giovane Thomas Mann: nomi, bioco, parodia in „Luischen" e in „Anekdote", in: Il nome nel testo, Jg. 9, 2007, S. 247–254.

Rott, Marianne: „Zauberberg-Wanderung": vom Waldhotel Davos zum Thomas-Mann-Platz auf der Schatzalp: „Literarische Stationen" auf dem „Thomas-Mann-Weg": zehn Tafeln mit Textausschnitten aus Thomas Manns Roman: „Der Zauberberg" und ein Exkurs zum „Lieblingsplatz Hans Castorps" am Schiabach, Davos: [s. n.] 2008, 96 S.

Rütten, Thomas: Auf der Mannschen Eisenbahn: zur Pathogenität des Schienenverkehrs zum Zauberberg, in: Sprecher, „Was war das Leben? Man wusste es nicht!", S. 157–177.

Ruppelt, Georg: Thomas Mann im Teebeutel: die Tarnschriften-Sammlung der Gottfried Wilhelm Leibniz Bibliothek, Hameln: Niemeyer 2007 (= Lesesaal, Bd. 26), 63 S.

Sandberg, Hans-Joachim: Kilden og „verkets egenvije": Garman & Worde og Buddenbrooks, in: Drangeid, Magne (Hrsg.): Kielland i Europa, Bergen: Fagbokforlaget 2008, S. 171–196.

Sareika, Rüdiger (Hrsg.): Buddenbrooks, Houwelandt & Co.: zur Psychopathologie der Familie am Beispiel des Werks von Thomas Mann und John von Düffel, Iserlohn: Institut für Kirche und Gesellschaft 2007 (= Tagungsprotokolle/Institut für Kirche und Gesellschaft), 194 S.

Savage, Robert: Die Mitteilung der Rede: Anmerkungen zu einem Satz im „Doktor Faustus", in: Magerski, Moderne begreifen, S. 221–230.

Scherliess, Volker: Zur Musik in Thomas Manns Roman „Doktor Faustus", in: Weber, Literatur, Recht und Musik, S. 126–154.

Schipowa, Irina A.: Emotive Potenz der Partizipien an Hand von literarischen Texten Thomas Manns, in: Mikolajczyk, Beata (Hrsg.): Terra grammatica: Ideen – Methoden – Modelle: Festschrift für Józef Darski zum 65. Geburtstag, Frankfurt/Main: Lang 2008 (= Posener Beiträge zur Germanistik, Bd. 18), S. 383–391.

Schirnding, Albert von: Die 101 wichtigsten Fragen – Thomas Mann, München: Beck 2008 (= Beck'sche Reihe, Bd. 1865), 144 S.

Schirnding, Albert von: Rückkehr eines Ausgewiesenen: Thomas Mann und die Bayerische Akademie der Schönen Künste: Vortrag gehalten am 17. Juni 2008 in der Bayerischen Akademie der Schönen Künste, München, München: Albert von Schirnding 2008, 19 S.

Schmitz-Emans, Monika: Entgrenzungsphantasien und Derealisierungserfahrungen: das Kino im Spiegel des Romans bei Thomas Mann, Luigi Pirandello, Josè Saramago und Yoko Tawada, in: Poppe, Literarische Medienreflexionen, S. 185–204.

Schöll, Julia (Hrsg.): Literatur und Ästhetik: Texte von und für Heinz Gockel, Würzburg: Königshausen & Neumann 2008, 197 S.

Schöning, Matthias: Der deutsche Zauberberg: Thomas Manns „Betrachtungen eines Unpolitischen", Hans Castorps romantisches Heldentum und das Prinzip Akkumulation, in: Hebekus, Die Souveränität der Literatur, S. 289–310.

Schössler, Franziska: Glauben, Schreiben, Verdienen: Kreditwesen und Poetik in Thomas Manns Romanen „Buddenbrooks" und „Königliche Hoheit", in: Börnchen, Apokrypher Avantgardismus, S. 117–138.

Schonfield, Ernest: Art and its uses in Thomas Mann's „Felix Krull", Leeds: Maney Publishing 2008 (= Texts and dissertations/Modern humanities research association, Bd. 70), (= Bithell series of dissertations, Bd. 32), 202 S.

Schuetze, André: Hans Castorp auf der Umlaufbahn: über die Personenkonstellation in Thomas Manns „Der Zauberberg", in: Weimarer Beiträge, Jg. 54, H. 3, 2008, S. 404–423.

Schuh, Franz: Der Grossschriftsteller: Rede über Thomas Mann, Robert Musil und über andere Grössenverhältnisse, in: Papst, Vom weltläufigen Erzählen, S. 153–177.

Schury, Gudrun: Lichtanatomie: Thomas Mann und die Anatomie der Röntgenbilder, in: Schöll, Literatur und Ästhetik, S. 123–132.

Schuster, Ingrid: Taoism and „Der Zauberberg", in: Schuster, Ingrid: Faszination Ostasien: zur kulturellen Interaktion Europa-Japan-China: Aufsätze aus drei Jahrzehnten, Bern: Lang 2007 (= Kanadische Studien zur deutschen Sprache und Literatur, Bd. 51), S. 89–96.

Schwöbel, Christoph: Die Religion des Zauberers: Theologisches in den grossen Romanen Thomas Manns, Tübingen: Mohr Siebeck 2008, 288 S.

Sciarra, Elena: Thomas Mann: „Destino e compito" di un intellettuale in esilio, Firenze: Le lettere 2008 (= SguardoMobile, Bd. 3), 221 S.

Seibt, Gustav: Michelangelo in Deutschland: von Winckelmann bis Thomas Mann, in: Seibt, Gustav: Deutsche Erhebungen: Das Klassische und das Kranke, Springe: zu Klampen 2008 (= ZuKlampen! Essay), S. 65–91.

Serra, Ana Fe Gil: Thomas Mann y „Don Quijote" in exilo, in: Hagedorn,

Hans Christian (Coord.): Don Quijote por tierras extranjeras: estudios sobre la recepción internacional de la novela cervantina, Cuenca: Ediciones de la Universidad de Castilla-La Mancha 2007 (= Colección humanidades, Bd. 89), S. 87–97.

Shookman, Ellis: „The Magic Mountain": a „humoristic counterpart" to „Death in Venice", in: Vaget, Thomas Mann's „The Magic Mountain", S. 219–244.

Sommer, Andreas Urs (Hrsg.): Nietzsche – Philosoph der Kultur(en)?, Berlin: de Gruyter 2008, 574 S.

Sorvakko-Spratte, Mariannelli: Thomas Mann: „Doktor Faustus", in: Sorvakko-Spratte, Mariannelli: Der Teufelspakt in deutschen, finnischen und schwedischen Faust-Werken: ein unmoralisches Angebot?, Würzburg: Königshausen & Neumann 2008 (= Epistemata, Reihe Literaturwissenschaft, Bd. 632), S. 147–161.

Spedicato, Eugenio: Literatur auf der Leinwand: am Beispiel von Luchino Viscontis „Morte a Venezia", Würzburg: Königshausen & Neumann 2008, 125 S.

Speirs, Ronald: Mann, „Der Zauberberg", in: Hutchinson, Landmarks in the German novel, S. 117–133.

Spoerhase, Carlos: Eine „Königliche Hoheit": das Wertniveau „Thomas Mann", in: Börnchen, Apokrypher Avantgardismus, S. 139–159.

Sprecher, Thomas: „Anfänger im Sozialismus": Thomas Mann vor dem Exil, in: Heisserer, Thomas Mann in München IV, S. 71–109.

Sprecher, Thomas: In Lenbachs Augen, in: Grisko, Michael (Hrsg.): Die Manns – Bilder einer Familie: Begleitkatalog zur gleichnamigen Ausstellung im Buddenbrookhaus vom 6. April bis 18. Mai 2008, Siegen: Böschen 2008, S. 8–18.

Sprecher, Thomas: Thomas Mann und die Weltliteratur, in: Papst, Vom weltläufigen Erzählen, S. 17–23.

Sprecher, Thomas (Hrsg.): „Was war das Leben? Man wusste es nicht!": Thomas Mann und die Wissenschaften vom Menschen: die Davoser Literaturtage 2006, Frankfurt/Main: Klostermann 2008 (= Thomas-Mann-Studien, Bd. XXXIX), 295 S.

Stammbach, Urs: Thomas Mann und die Mathematik: eine Spurensuche, in: Sprecher, „Was war das Leben? Man wusste es nicht!", S. 179–204.

Steinunn Sigurðardóttir: Liebe und Tod in der Lautlosigkeit: Hans Castorp und Ólafur Kárason im Schnee, in: Papst, Vom weltläufigen Erzählen, S. 109–122.

Temming, Tobias: „Bruder Hitler"?: zur Bedeutung des politischen Thomas Mann: Essays und Reden aus dem Exil, Berlin: Wissenschaftlicher Verlag Berlin 2008, 155 S.

Thielking, Sigrid: Reisen, Lesen, Aufschreiben: Thomas Manns Essay „Meerfahrt mit Don Quijote“, in: Fehervary, Helen (Hrsg.): Kulturpolitik und Politik der Kultur: Festschrift für Alexander Stephan, Oxford: Lang 2007, S. 357–372.

Travers, Martin: Death, knowledge, and the formation of self: „The Magic Mountain“, in: Vaget, Thomas Mann‘s „The Magic Mountain“, S. 31–44.

Twellmann, Marcus: Gesetz und Gestalt: zu Thomas Mann, in: Hebekus, Die Souveränität der Literatur, S. 363–393.

Vaget, Hans Rudolf: The making of „The Magic Mountain“, in: Vaget, Thomas Mann‘s „The Magic Mountain“, S. 13–30.

Vaget, Hans Rudolf: „Politically suspect“: music on „The Magic Mountain“, in: Vaget, Thomas Mann‘s „The Magic Mountain“, S. 123–141.

Vaget, Hans Rudolf: Thomas Mann, der Amerikaner, in: Oberreuter, Thomas Mann, die Deutschen und die Politik, S. 41–58.

Vaget, Hans Rudolf: Thomas Mann‘s „The Magic Mountain“: a casebook, New York: Oxford University Press 2008 (= Casebooks in criticism), 275 S.

Valk, Thorsten: Literarische Musikästhetik: eine Diskursgeschichte von 1800 bis 1950, Frankfurt/Main: Klostermann 2008 (= Das Abendland, Neue Folge, Bd. 34), 469 S.

Varwig, Olivia: Aspekte einer Literarisierung des Essens: dargestellt am Beispiel von Goethes „Wilhelm Meisters Lehrjahre“ und Th. Manns „Bekenntnisse des Hochstaplers Felix Krull“, Giessen: Olivia Varwig 2008, 81 S.

Vilain, Robert: Mann, „Doktor Faustus“, in: Hutchinson,: Landmarks in the German novel, S. 199–217.

Wagner, Nike: „Es war ein Verhältnis“: Thomas Mann und Richard Wagner, in: Papst, Vom weltläufigen Erzählen, S. 43–61.

Wahl, Volker: Thomas Mann in Weimar und Jena von 1910 bis 1955: eine Chronik, in: Die grosse Stadt, Jg. 1, H. 4, 2008, S. 239–261.

Wahl, Volker: Das Titelblatt von Thomas Manns Manuskript „Frankfurter Ansprache im Goethe-Jahr“ 1949 aus dem Goethe- und Schiller-Archiv in Weimar, in: Die grosse Stadt, Jg. 1, H. 4, 2008, S. 305–312.

Wahl, Volker: Das Weimarer Doppelporträt Thomas und Katia Mann 1949 von dem „hoch-geschickten Photographen“ Ernst Schäfer, in: Die grosse Stadt, Jg. 1, H. 4, 2008, S. 300–304.

Weber, Hermann (Hrsg.): Literatur, Recht und Musik: Tagung im Nordkolleg Rendsburg vom 16. bis 18. September 2005, Berlin: BWV, Berliner Wissenschafts-Verlag 2007 (= Juristische Zeitgeschichte, Abt. 2, Forum juristische Zeitgeschichte, Bd. 18), 224 S.

Weimar, Peter: Die doppelte Thamar: Thomas Manns Novelle als Kommentar der Thamarerzählung des Genesisbuches, Neukirchen-Vluyn: Neukirchener 2008 (= Biblisch-theologische Studien, Bd. 99), 156 S.

Werle, Dirk: Grosse Männer: zur Entfaltung einer Topik in Thomas Manns essayistischen Schriften, in: Börnchen, Apokrypher Avantgardismus, S. 243–265.

Wimmer, Ruprecht: „Doktor Faustus" – ein moderner Roman?, in: Schöll, Literatur und Ästhetik, S. 109–122.

Wimmer, Ruprecht: Thomas Manns langer Abschied von Amerika, in: Oberreuter, Thomas Mann, die Deutschen und die Politik, S. 59–82.

Wimmer, Ruprecht: Thomas Manns „Wildestes Buch": zur Edition des „Doktor Faustus" in der Grossen kommentierten Frankfurter Ausgabe, in: Bartl, Auf den Schultern des Anderen, S. 215–227.

Windisch-Laube, Walter: Ein faustdicker Raabe?!: noch einmal: „Die Akten des Vogelsangs" als geheime Quelle von Thomas Manns „Doktor Faustus", in: Jahrbuch der Raabe-Gesellschaft 2008, S. 114–142.

Wißkirchen, Hans: Das Buddenbrookhaus literarisch, in: Dittmann, Das Buddenbrookhaus, S. 8–14.

Wißkirchen, Hans: „Buddenbrooks" – Die Stadt, der Autor und das Buch: das schöne Ende, in: Wißkirchen, Die Welt der Buddenbrooks, S. 15–60.

Wißkirchen, Hans: Die romantische Republik: Thomas Mann und die Demokratie von Weimar, in: Oberreuter, Thomas Mann, die Deutschen und die Politik, S. 25–39.

Wißkirchen, Hans: Vier Generationen lesen Thomas Mann: ein Überblick von 1955 bis 2006, in: Papst, Vom weltläufigen Erzählen, S. 25–42.

Wißkirchen, Hans (Hrsg.): Die Welt der „Buddenbrooks", Frankfurt/Main: S. Fischer 2008, 254 S.

Zeder, Franz: Innere Emigration und Kollektivschuldthese: eine späte Nachfrage zur „Kommunikationsverweigerung" von Karl Jaspers und Thomas Mann, in: Jahrbuch der Österreichischen Karl Jaspers Gesellschaft 2008, S. 83–117.

Mitteilungen der Deutschen Thomas-Mann-Gesellschaft, Sitz Lübeck e.V., für 2009

Thomas Mann-Tagung 2009, Media Docks Lübeck: Thomas Mann und die Medien

Vom 25.–27. September 2009 fand die Herbsttagung der Deutschen Thomas Mann-Gesellschaft zum Thema „Thomas Mann und die Medien" in den media docks Lübeck statt. Die Tagung nahm Thomas Mann Verhältnis zu den Medien unter verschiedenen Aspekten unter die Lupe: warum Thomas Mann, im Unterschied zu anderen großen Autoren seiner Generation, auf so ungebrochenes Leserinteresse trifft, was haben der Film, der Rundfunk, die Zeitungen, die vielen Interviews zu seinem Werk aber auch zu seiner Popularität beigetragen? Um den komplexen Fragestellungen gerecht zu werden, war die Tagung in drei Sektionen unterteilt: Im ersten Themenkomplex „Die Medien im Werk Thomas Mann" stellte Wolfgang Sandberger *Überlegungen zur medial vermittelten Musik* an, Heinrich Detering referierte über den *jungen Thomas Mann als Rezensent, Lektor, Redakteur* und Ruprecht Wimmer bereicherte die Sektion mit seinem Beitrag zum Thema *Medien als Ad-hoc-Quellen im „Doktor Faustus"*. Für die Jungen Thomas Mann-Forscher sprach Jens Ewen über *Neues Altes. Was hat Thomas Mann mit „Moderne" zu tun?*, Regine Zeller moderierte im Anschluss.

Im zweiten Teil der Tagung wurden die medienbewussten Strategien Thomas Manns in seiner ästhetischen Produktion und seiner politischen Publizistik dargelegt: Tim Lörke hielt einen Vortrag über *Thomas Manns mediale Selbstinszenierung im literarischen Feld*, Helmut Koopmann ging ergänzend der Frage nach, inwieweit dies *mit Hilfe und auf Kosten Heinrich Manns* geschah. Hans Wißkirchen vervollständigte den Komplex mit seinem Vortrag: *Gegen Hitler – Thomas Manns mediale Strategien auf dem Weg zum Repräsentanten des anderen Deutschland.* Als Höhepunkt des zweiten Vortragstages wurde am Abend die Thomas Mann-Medaille der Deutschen Thomas Mann-Gesellschaft an den Münchner Germanisten Dirk Heißerer verliehen.

Der dritte Tag widmete sich dem Thema „Thomas Manns Werk in den Medien", also dem medialen Fortleben Thomas Manns in Film und Theater. Peter Zander präsentierte und verglich im Rahmen seines Vortrages *Geschaute Erzählung - Thomas Mann im Kino. Von „Buddenbrooks" (1923) bis „Buddenbrooks (2008)* verschiedene Filmausschnitte, die er präsentierte. John von Düffel sprach mit Friedhelm Marx über seine *Erfahrungen mit den verschie-*

denen Dramatisierungen und die abschließende Podiumsdiskussion mit dem Regisseur der aktuellen Felix Krull-Inszenierung im Theater Lübeck sowie dem Dramaturgen, den Schauspielern und Holger Pils rundete den Vormittag ab.

Ergänzt wurde die Tagung durch eine *Lehrerfortbildung* und eine exklusiven Teilnahme an einer Probe der „Felix Krull-Inszenierung" im Theaters Lübeck. Darüber hinaus stellte der neue Leiter des Buddenbrookhauses, Holger Pils, die Sonderausstellung zu Golo Mann im Buddenbrookhaus vor und Thorsten Rodiek führte durch die Festivalausstellung „Deutsche Bilder" in der Kunsthalle.

Im Rahmen der Mitgliederversammlung fanden in diesem Jahr die Vorstandswahlen statt, folgende Ämter wurden bestätigt: Hans Wißkirchen (Präsident), Heinrich Detering und Friedhelm Marx (Vizepräsidenten), Henning Hamkens (Schatzmeister), weiterhin alle Mitglieder des Beirates. Holger Pils wurde als neuer Schriftführer gewählt.

Aufgrund des großen Erfolges fand auch in diesem Jahr eine literarische Reise, die die Firma Lingnau Kulturreisen in enger Kooperation mit der Deutschen Thomas Mann-Gesellschaft entwickelt hat, statt. Die Reise führte in die USA und wurde fachlich von Prof. Dr. Helmut Koopmann begleitet.

Lübeck, im Januar 2010 Prof. Dr. Hans Wißkirchen

Mitteilungen der Thomas Mann Gesellschaft Zürich 2009

Die Jahresversammlung der Thomas Mann Gesellschaft Zürich fand dieses Jahr zum dritten Mal im Literaturhaus Zürich statt. Die traditionsreichen Räume der Museumsgesellschaft am Limmatquai, dem Standort einer der legendären Lesegesellschaften des 19. Jahrhunderts, haben sich als Veranstaltungsort sehr bewährt. Durch die erstmals am Vormittag abgehaltene Veranstaltung führte einmal mehr Manfred Papst, Feuilletonchef der NZZ am Sonntag und Präsident der TMGZ. Im geschäftlichen Teil gab es ausser den statutarischen Geschäften nichts Ungewöhnliches zu vermelden. Die Gesellschaft zählt derzeit 322 Mitglieder.

Die wiederum ausserordentlich gut besuchte Tagung drehte sich, nachdem 2008 von Thomas Mann und den Religionen die Rede gewesen war, um das Thema „Geld und Geist bei Thomas Mann". Roland Spahr, als langjähriger Lektor beim Verlag S. Fischer in Frankfurt, Projektleiter der Grossen Kommentierten Frankfurter Ausgabe der Werke Thomas Mann und mithin ein eminenter Kenner der Materie, referierte über das Verhältnis Thomas Manns zu seinem lebenslangen Hausverlag. Der bekannte deutsche Autor Albert von Schirnding, der bei C. H. Beck unlängst das kluge kleine Buch „Thomas Mann – Die 101 wichtigsten Fragen" herausgegeben hat, würdigte sodann auf so subtile wie kenntnisreiche Weise das Verhältnis des Grosschriftstellers zu Geld und Besitz. Zum Abschluss sprach der bekannte Schweizer Erzähler, Essayist und Dramatiker Urs Widmer aus ureigenster Erfahrung darüber, was es bedeutet, als freier Schriftsteller zu leben. Sein Vortrag überzeugte durch intellektuelle Brillanz ebenso wie durch anekdotische Fabulierfreude. Alle drei Referenten durften sich über regen Zuspruch seitens des anspruchsvollen Publikums freuen.